Gustav Adolf Lehmann, Dorit Engster, Alexander Nuss (Hg.)

Von der bronzezeitlichen Geschichte zur modernen Antikenrezeption



erschienen als Band 1 in der Reihe „Syngramma“
im Universitätsverlag Göttingen 2012

Gustav Adolf Lehmann,
Dorit Engster, Alexander Nuss
(Hg.)

Von der bronzezeitlichen Geschichte zur modernen Antikenrezeption

Vorträge aus dem
Sommersemester 2008 und
Wintersemester 2008/09

Syngramma. Vorträge aus dem
Althistorischen Seminar
Band 1



Universitätsverlag Göttingen
2012

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Herausgeber der Reihe „Syngramma“

Prof. Dr. Gustav Adolf Lehmann
Dr. Dorit Engster
Alexander Nuss
Georg-August-Universität Göttingen
Althistorisches Seminar
Humboldtallee 21
37073 Göttingen

Satz und Layout: Alexander Tietz
Umschlaggestaltung: Jutta Pabst
Titelabbildung:
1. Augustus:
http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Augustus_as_pontifex_maximus.jpg
By unknow (Santo Attilio, Augusto, Milano 1902.) [Public domain], via Wikimedia Commons
2. Homer:
http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Homeros_Naples_5113_copy_MFA_Munich.jpg, Wikimedia Commons
3. Goldmaske/Agamemnon:
http://commons.wikimedia.org/wiki/File:MaskOfAgamemnon.jpg
By Rosemania (http://www.flickr.com/photos/rosemania/5705122218/) [CC-BY-3.0 (www.creativecommons.org/licenses/by/3.0)], via Wikimedia Commons from Wikimedia Commons
4. Gudea
http://commons.wikimedia.org/wiki/File%3AHead_Gudea_Louvre_AO13.jpg
See page for author [Public domain], via Wikimedia Commons from Wikimedia Commons

http://univerlag.uni-goettingen.de
ISBN: 978-3-86395-026-2
ISSN: 2193-486X

Inhalt

Autorenverzeichnis

Berit Hildebrandt
Wissenschaftliche Assistentin
Historisches Seminar der Leibnitz Universität Hannover
Im Moore 21, 30167 Hannover

Altay Coşkun
Professor für Alte Geschichte
Department of Classical Studies, University of Waterloo
200 University Avenue West, Waterloo, Ontario, Canada N2L 3G1

Wolfgang Schramm
Akademischer Oberrat (i. R.)
Seminar für Altorientalistik der Georg-August-Universität Göttingen
Weender Landstraße 2, 37073 Göttingen

Krešimir Matijević
Akademischer Rat
Fachbereich Alte Geschichte der Universität Trier
Universitätsring, 54286 Trier

Birgit Großkopf
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
Historische Anthropologie und Humanökologie der Georg-August-Universität Göttingen
Bürgerstraße 50, 37073 Göttingen

Tassilo Schmitt
Professor für Alte Geschichte
Institut für Geschichtswissenschaften der Universität Bremen
Postfach 330 440, 28334 Bremen

Klaus Tausend
Professor für Alte Geschichte
Zentrum Antike der Karl-Franzens-Universität Graz
Universitätsplatz 3/II, 8010 Graz

Frank Daubner
Wissenschaftlicher Assistent
Historisches Institut, Abteilung Alte Geschichte der Universität Stuttgart
Keplerstraße 17, 70174 Stuttgart

Balbina Bäbler
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
Althistorisches Seminar der Georg-August-Universität Göttingen
Humboldtallee 21, 37073 Göttingen

Christoph Schäfer
Professor für Alte Geschichte
Fachbereich Alte Geschichte der Universität Trier
Universitätsring, 54286 Trier

Peter Kuhlmann
Professor für Lateinische Philologie
Seminar für Klassische Philologie der Georg-August-Universität Göttingen
Humboldtallee 19, 37073 Göttingen

Vorwort

Mit der Einrichtung der altertumswissenschaftlichen Vortragsreihe am Althistorischen Seminar seit dem Sommersemester 2008 konnte ein lang gehegter Wunsch der Lehrenden des Fachs Alte Geschichte erfüllt werden, nämlich die regelmäßige Etablierung einer Ringvorlesung über die Grenzen der Georg-August-Universität Göttingen hinaus.

Bei der Auswahl der Vortragenden sollten neben ausgewiesenen Gelehrten der Altertumswissenschaften in ihrer ganzen disziplinären Breite auch Nachwuchswissenschaftler zu Worte kommen. Nicht zuletzt sollte dabei das in Göttingen exzeptionell breit vorhandene Spektrum der Altertumswissenschaften ausgeschöpft und seine Vertreter miteinander ins Gespräch gebracht werden.

Im Laufe von mehr als zwei Jahren konnten tatsächlich hochqualifizierte Referenten und Referentinnen von der Altorientalistik und Ägyptologie über die Disziplinen der griechisch-römischen Antike bis zur Spätantike und neuzeitlichen Rezeptionsgeschichte gewonnen werden.

Großer Wert wurde – angesichts des in den letzten Jahren eher gestiegenen Qualifikationsdrucks, der für alle Beteiligten mit einem hohen Maß an Lehrverpflichtungen einhergeht – darauf gelegt, dass die Beiträge zu der Vortragsreihe und diesem Sammelband stets aus aktuellen Arbeitsvorhaben und Projekten gewählt werden konnten. Dem entsprechend wurde den Vortragenden große Frei-

heit hinsichtlich der nachträglich übermittelten schriftlichen Beiträge gewährt – auch was den äußeren Umfang und den wissenschaftlichen Apparat angeht.

Die Herausgeber sind der Meinung, dass die Originalität der Themen und Fragestellungen auch in Kurzfassungen noch gut erkennbar bleibt.

Der vorliegende erste Band der Schriftreihe „Syngramma“ umfasst Vorträge aus dem Sommersemester 2008 und Wintersemester 2008/09; weitere Bände sind in Vorbereitung.

Die Herausgeber haben natürlich zunächst den Beiträgern zu danken, ohne deren Bereitschaft, uns ihre Darlegungen ausformuliert zur Verfügung zu stellen, dieser Band gar nicht entstanden wäre. Besonderer namentlicher Dank gilt daher hier Frau Dr. Balbina Bäbler, Herrn Prof. Dr. Altay Coşkun, Herrn Dr. Frank Daubner, Frau Dr. Birgit Großkopf, Frau Dr. Berit Hildebrandt, Herrn Prof. Dr. Peter Kuhlmann, Herrn Dr. Krešimir Matijević, Herrn Prof. Dr. Christoph Schäfer, Herrn Prof. Dr. Tassilo Schmitt, Herrn Dr. Wolfgang Schramm sowie Herrn Prof. Dr. Klaus Tausend.

Die thematische Spannweite der Beiträge reicht in diesem Band geographisch von der eurasiatischen Seidenstraße bis zu dem prominenten Kampfplatz von Kalkriese (mit Spuren einer römisch-germanischen Auseinandersetzung in der augusteischen Ära) und chronologisch von den Zeiten des bronzezeitlichen Westkleinasiens (Achijawa) und des hethitischen Großreiches bis zur Rezeptionsgeschichte der „klassischen Antike“ im 18. Jahrhundert (J.J. Winckelmann).

Für die erfolgreiche Durchführung der Veranstaltung sei sehr herzlich Herrn Prof. Dr. Peter Kuhlmann gedankt, dem damaligen Präsidenten des „Zentrums für die Kulturen Europas und des Mittelmeerraumes in der Antike“ (KEMA), das die Disziplinen der altertumswissenschaftlichen Fächer hier in Göttingen enger zusammengeführt hat. Dank gebührt ferner den Verantwortlichen des Universitätsverlages und Herrn Alexander Tietz, der mit großer Umsicht und Sorgfalt die Formatierung der Texte betreut hat, sowie Herrn Christian Bodenstedt M. A., für aufmerksame Hilfeleistungen.

Ferner sei ein herzlicher Dank an die im Althistorischen Seminar tätigen Hilfskräfte ausgesprochen, die auf mannigfache Weise bei der Durchführung und Gestaltung der Vortragsreihe mitgeholfen haben.

Göttingen, im August 2011

G.A. Lehmann D. Engster A. Nuss

Der Römer neue Kleider

Zur Einführung von Seide im kaiserzeitlichen Rom

Berit Hildebrandt, Hannover

Hodie utrum tandem sapientiorem putas, […] eum qui et aliis et sibi hoc monstrat […] posse nos vestitos esse sine commercio sericorum? – „Wen hältst du heute schließlich für weise[r]? […] Den, der anderen und sich selbst zeigt, […] daß wir uns kleiden können ohne Seidenhandel?“[1]

Die Frage, ob sich die Römer seiner Zeit noch ohne Seidenhandel kleiden können, bewegt Seneca, der sich intensiv mit einem einfachen, naturgemäßen Leben als Gegenentwurf zum Luxus seiner Tage beschäftigt. Als seine Briefe an Lucilius publiziert wurden, war Seide aus dem Fernen Osten (σηρικόν / *sericum* bzw. *serica*) schon seit mindestens 90 Jahren in Rom bekannt und moralisch argumentierenden Luxusgegnern wie ihm ein Dorn im Auge.[2]

Die „serische“ Seide war anscheinend nicht die einzige bekannte im Mittelmeerraum. Bereits Aristoteles beschreibt im 4. Jh. v. Chr. die Entwicklung eines Seidenspinners und die Gewinnung von Seide, die angeblich auf der Insel Kos erfunden worden sein soll.[3] Die Forschung ist sich allerdings darüber einig, dass Aristoteles eine Wildseidenspinnerart beschreibt und nicht den aus dem Fernen Osten stammenden, sehr aufwendig zu züchtenden Maulbeerspinner *Bombyx mori*, der sich ausschließlich von Maulbeerbaumblättern ernährt und dem die Produkti-

on der *serica* zugeschrieben wird.[4] *Serica* blieben nach Auskunft der Quellen bis zum Ende der Antike ein teures Importprodukt, dessen Herstellung ein sorgfältig gehütetes Geheimnis war. Prokop behauptet, dass erst im Jahr 551 n. Chr. Mönche die Eier der Seidenraupe nach Byzanz geschmuggelt hätten.[5]

Die aufwendig produzierte „serische" Seide musste daher über Jahrhunderte hinweg über weite Strecken importiert werden und war nur begrenzt verfügbar.[6] Sie gehörte daher zu den teuersten Gütern, die in der Antike erhältlich waren, wie unter anderem der ältere Plinius bezeugt. Daher ärgert es ihn umso mehr, dass die Römer dieses Produkt so stark nachfragten.[7]

Der hohe Preis impliziert auch, dass die potentiellen Konsumenten von *serica* gerade in den Kreisen der wohlhabenden römischen Elite zu suchen sind – wobei die Angehörigen dieser Elite gleichzeitig als gesellschaftliche Vorbilder ein „einfaches" Leben nach den Sitten der Vorfahren, dem *mos maiorum*, leben sollten, wie die Moralschriftsteller unermüdlich betonen.[8] Die Einführung von Seide in Rom beleuchtet daher auch die Spannungen, die aus diesem Gegensatz resultierten und die sehr viel mehr als eine Angst vor moralischer Korruption durch orientalische Sitten und Luxus spiegeln, wie noch zu zeigen sein wird.

Zeitlich wird sich diese Untersuchung auf das erste vorchristliche und die beiden ersten nachchristlichen Jahrhunderte beschränken, also die Zeit des Aufkommens und der Verbreitung von (fern-)östlicher Seide in Rom. Dabei soll die Frage im Mittelpunkt stehen, wie in den Schriftquellen über die Einführung neuer Kleidung in Rom gesprochen wird.

Entsprechend sollen Quellen, die Kleider und Kleiderluxus aus anderen Blickwinkeln betrachten, wie etwa christliche Autoren und solche, deren kultureller Hintergrund außerhalb Roms zu suchen ist, an anderer Stelle behandelt werden.[9]

Der gewählte Schwerpunkt und die uns erhaltenen Texte führen dazu, dass eine bestimmte Perspektive gleichsam überbeleuchtet wird, nämlich die der männlichen Elite Roms, die gerade in Hinblick auf Luxus von stark moralisch geprägten Diskursen durchsetzt ist.[10] Wie C. Edwards dargelegt hat, gehörte es zur rhetorischen Auseinandersetzung innerhalb dieser Elite, einen Gegner des Luxus und der damit verbundenen Charakterschwächen zu bezichtigen.[11] Damit wurde Kontrolle über die eigenen Mitglieder ausgeübt, wobei die Kritik sich entlang der Gegensatzpaare männlich–weiblich, öffentlich–privat und römisch–nicht-römisch entfaltete. Pikanterweise finden sich daher unter denjenigen, die einer luxuriösen Lebensweise angeklagt wurden, gerade diejenigen wieder, die sich als Verfechter altrömischer Tugenden profilierten, wie etwa der eingangs zitierte jüngere Seneca.[12] Wie arme Bürger oder römische Frauen über Seide dachten, erfahren wir nicht.

Es bleibt zudem die Frage, ob das Material der in den Texten genannten *serica* wirklich immer der aus dem Fernen Osten importierten „serischen“ Seide entsprach. Wahrscheinlich ist (wenn auch nicht zu beweisen), dass dieser Begriff zuweilen auch für Stoffe verwendet wurde, die in Textur und Optik den *serica* lediglich geähnelt haben. Aus den Schriftquellen erfahren wir jedoch – wenn überhaupt – nur sehr wenig über verschiedene Qualitäten und Arten, die sich nach Ausweis erhaltener archäologischer Seidenfunde regional und diachron erheblich voneinander unterscheiden konnten.[13] *Was* die antiken Autoren jeweils unter *serica* fassten, muss daher offen bleiben. Davon bleibt jedoch die im Folgenden behandelte Frage unberührt, *wie* sie über die Einführung von *serica* in Rom geredet haben.

Der eingangs zitierte Seneca machte diesbezüglich aus seinem Herzen keine Mördergrube und umriss zugleich die gängigen Kritikpunkte an Seide. Kurz nach der Mitte des 1. Jh.s n. Chr. beklagte er:[14]

> *„Ich sehe seidene Gewänder, wenn sie die Bezeichnung Gewänder verdienen, an denen nichts ist, womit man sich schützen kann entweder den Körper oder überhaupt die Scham; wenn eine Frau sie angelegt hat, wird sie mit zu wenig gutem Gewissen schwören, sie sei nicht nackt. Sie werden um einen riesigen Betrag von auch für den Handel unbekannten Völkern herbeigeschafft, damit unsere Damen nicht einmal ihren ehebrecherischen Liebhabern mehr von sich im Schlafzimmer als in der Öffentlichkeit zeigen.“*

Seneca meinte also, dass die seidenen Kleider eigentlich gar keine waren, da sie den Körper nicht sittlich bedeckten, sondern die römischen Matronen, die sie trugen, gleichsam in der Öffentlichkeit entblößten – so wie sie sich im Schlafgemach vor ihren ehebrecherischen Liebhabern zeigten (die ihnen automatisch unterstellt werden). Außerdem wurden diese Kleider zu horrenden Preisen über den Fernhandel herbeigeschafft. Seneca macht klar, was er von einem solchen „Nichts von einem Kleid“ hält: nichts.

Es geht aus seiner Klage jedoch auch hervor, dass viele römische Matronen Seide angenommen hatten und sich damit zeigten. Offenbar gab es unterschiedliche Meinungen zur Einführung von Seidenkleidern, auch wenn sich nicht alle in den Schriftquellen Gehör verschafft oder im Lauf der Überlieferung erhalten haben. Der Gebrauch von Seide wurde zudem von Seneca nicht als Privatvergnügen einzelner Personen betrachtet, sondern als öffentliche Angelegenheit; er geriet sogar zum Politikum, wie im Folgenden noch zu zeigen sein wird.

Die wohl frühesten Erwähnungen von *serica* stammen aus dem letzten Drittel des 1. Jh.s v. Chr. und finden sich bei Horaz, Properz und Vergil. Mit der Eroberung Ägyptens im Jahr 31 v. Chr. wurden wichtige Handelsrouten geöffnet, die einen weiteren Zufluss von exotischen Gütern nach Rom ermöglichten.[15] Da Seide im letzten Drittel des 1. Jh.s v. Chr. bereits den Dichtern (und wohl auch weiten Tei-

len des Publikums) bekannt war, ist eine gewisse Zeit für ihre Verbreitung anzunehmen. Ob man allerdings die Überlieferung bei Florus wörtlich nehmen darf, nach der die Zelte Antiochos' bei seinem Feldzug nach Griechenland aus Seide und Gold bestanden und an den Standarten der Parther bei der Schlacht von Carrhae seidene *vexilla* flatterten, ist zu bezweifeln. Genauso gut könnten Florus' moralisch unterlegte Ausführungen seine eigene Zeit unter der Regierung Hadrians oder des Antoninus Pius spiegeln und die Erwähnung von Seide dazu dienen, den verderblichen Luxus der Barbaren zu kennzeichnen.[16] Es ist ebenfalls zweifelhaft, ob sich die bei Strabon erwähnten *seriká* tatsächlich auf Berichte des Nearchos, des Generals Alexanders des Großen, zurückführen lassen.[17] Selbst wenn man solche frühen Datierungen annehmen möchte, wäre zu erklären, warum der Terminus in den uns erhaltenen Quellen bis zu den genannten Autoren keinen weiteren Niederschlag gefunden hat.

Dass die Informationen über Art und Herstellung des exotischen Materials sich erst langsam verbreiteten, legt Vergil nahe. Er spricht in seinen *Georgica* (zwischen der Mitte der 30er Jahre v. Chr. und etwa 29 v. Chr. entstanden) von „weichen Flocken", die „die Serer […] von den Blättern kämmen", also einer Art Baumwolle.[18] Servius identifiziert das angesprochene Material am Anfang des 5. Jh.s n. Chr. in seinem Kommentar zu dieser Stelle jedoch eindeutig als von „Würmern" produzierte Seide.[19]

Auch Horaz erwähnt in seinen Epoden, die bald nach der Schlacht von Actium 31 v. Chr. veröffentlicht wurden, serische Seidenstoffe für Kissen, die er in den Kontext des Gemaches einer reichen, gebildeten römischen Matrone der politischen Elite stellt.[20] Da das Gedicht diese Matrone zugleich sehr derb als alternde Frau anspricht, die ihren Liebhaber sexuell nicht mehr zu reizen vermag, werden Bezüge zwischen Luxus (verkörpert durch die Erwähnung von Seidenkissen und Perlenschmuck) und weiblicher sexueller Unmoral hergestellt. Letztere ist in augusteischer Zeit ein vielfach aufgegriffenes Thema.[21] Auch wenn die einzelnen Elemente in Horaz' Gedicht vordergründig ein zusammenhängendes Bild zu vermitteln scheinen, ist es nicht möglich, eine historische Person in seiner Darstellung zu greifen.[22]

Luxus und moralische Schwäche werden auch bei Properz mit *serica* verbunden. Im ersten Buch seiner Liebeselegien (kaum später als 28 v. Chr. entstanden) ist es ein liebeskranker junger Mann, der sich unruhig auf seinem Lager herumwälzt – angesichts solcher Liebespein nützen ihm auch die verschiedenfarbigen Seidenstoffe im Schlafgemach nichts.[23]

Serica bleiben als kostbare Ausstattung des Hauses auch später beliebt: Martial schmückt das Lager beim Gelage eines Lebemannes, bei dem Prostituierte nicht fehlen dürfen, mit seidenen und purpurnen Kissen;[24] im 2. Jh. n. Chr., bei Apuleius, zieren sie ein üppiges Hochzeitslager.[25]

Properz beschreibt auch den mit seidenen Stoffen ausgestatteten Wagen eines jungen Mannes, der mit geschmückten Hunden in einem verrufenen Stadtviertel unterwegs ist. Seine moralische Schwäche ist durch die Zurschaustellung von Luxus sowie seine Neigung zur Epilation von Körperhaar sichtbar.[26] Properz thematisiert jedoch auch den erotischen Aspekt durchscheinender Seidenstoffe: Er beschreibt eine *puella*, deren Körper durch „arabischen *bombyx*“ hindurchschimmert.[27] Es spricht einiges dafür, dass Properz hier über Arabien gehandelte, serische Seide meint und nicht einheimische Wildseiden.[28] Dass serische Seide den gleichen Effekt besaß, nämlich den Körper verführerisch zu enthüllen (wie Seneca im oben angesprochenen Text bei den Matronen scharf kritisiert), belegt auch ein Gedicht der *Anthologia Latina*, in dem ein Maler das angebetete Mädchen seines Auftraggebers in einem durchsichtigen serischen Seidengewand malen soll, das den Körper preisgibt und so die Sinne seines Verehrers noch mehr erregt.[29]

Auf die Feinheit und die ästhetische Qualität der Seidenstoffe spielt auch Ovid an, der das feine lange Haar einer Geliebten mit den Seidenstoffen der Serer vergleicht.[30]

Nach diesen Texten wurden *serica* in augusteischer Zeit zum Thema der Dichter und scheinen schnell an Beliebtheit gewonnen zu haben. Die „Seidenfans“ waren dabei allerdings nicht auf Matronen der Elite, Geliebte reicher Römer oder moralisch fragwürdige junge Männer beschränkt, wie ein von Tacitus überlieferter Senatsbeschluss über Aufwandsbeschränkungen zeigt.[31]

Wegen der Namensangaben kann dieser Beschluss in das Jahr 16 n. Chr., d. h. die Regierungszeit des Tiberius, datiert werden.[32] Aufgrund Tacitus’ Detailkenntnis wird vermutet, dass er Zugang zu den *acta Senatus* gehabt hatte, die Inhalte der Debatte scheinen daher im Kern historisch zu sein.[33] In der von ihm geschilderten Senatssitzung sprechen sich der Konsular und berühmte Redner Q. Haterius[34] und der ehemalige Prätor Octavius Fronto gegen den „Luxus in der Bürgerschaft“ (*in luxum civitatis*) aus. Ihr Gegenredner war Asinius Gallus, dessen Argumente schließlich dazu führten, dass die Einschränkungen auf zwei der anscheinend als besonders massiv empfundenen Luxusauswüchse begrenzt wurden (nicht unbedingt zur Freude der Traditionalisten und des Kaisers, die laut Tacitus insgesamt schärfere Beschränkungen gutgeheißen hätten):[35] Es solle kein Geschirr aus solidem Gold zum Auftragen der Speisen benutzt werden, und die Seidenkleidung solle nicht die Männer beschmutzen (*ne vestis Serica viros foedaret*). Weitergehende Aufwandsbeschränkungen, die Octavius Fronto gefordert hatte und die den Besitz von Silber, Hausrat und Dienern betrafen, wurden jedoch nicht verabschiedet.[36] Die äußerst vorsichtige Formulierung, „dass nicht die Seidenkleidung die Männer beschmutzen solle“, zeigt die Brisanz des Themas und, wie F. R. D. Goodyear festgestellt hat, die involvierten starken Emotionen. Die Gründe dafür werden schnell deutlich: Auch wenn der Beschluss vordergründig die ganze Bürgerschaft (*civitas*) betraf, ergibt sich bereits aus der Erwähnung von massivem Gold und

Seide, dass nur die sehr Reichen gemeint sein konnten.[37] Weitere Hinweise auf die angesprochene Personengruppe liefern die Asinius Gallus zugeschriebenen Argumente für den Luxus.[38] Er konstatiert zunächst einen Anstieg privaten Wohlstandes, der durch das Wachstum des Reiches bedingt sei.[39] Die Definition eines „Zuviel“ bei Dienern und wertvollen Gegenständen müsse sich daher am Vermögen des jeweiligen Besitzers bemessen. Senatoren- und Ritterzensus seien hervorgehoben (*distinctos senatus et equitum census*), was er durch den Verweis auf ihre hervorgehobenen Plätze im Theater, ihren Stand und ihre Rangstellung zu untermauern sucht. Asinius Gallus fordert, dass diese Personengruppen auch in Hinblick auf geistige Erholung und körperliches Wohlbehagen (*ad requiem animi aut salubritatem corporum*) Vorzüge genießen sollten, da gerade die erlauchtesten Männer mehr Sorgen und größere Gefahren für das Gemeinwesen auf sich nähmen.

Es geht also um die (reichen) Senatoren und Ritter – wobei erstere ja gerade diejenigen waren, die den Beschluss gegen den Luxus zu fassen hatten. Aus Tacitus’ Darstellung wird ferner deutlich, dass ein wohl nicht unbeträchtlicher Anteil der in der Sitzung Versammelten Asinius Gallus’ Argumenten zustimmte (was Tacitus genauso wie „das mit ehrenhaften Begriffen beschönigte Eingeständnis seiner [scil. Gallus’] Untugenden“ verurteilt).[40] Die vorsichtige Formulierung in Bezug auf Seidenkleidung lässt sich also darauf zurückführen, dass die Konsumenten der in die Kritik geratenen Luxusgüter in den eigenen Reihen saßen (und, was historisch angesichts der bereits erwähnten Rhetorik, politische Gegner des Luxus zu bezichtigen, schwer zu erfassen ist, dass selbst der eine oder andere traditionsbewusste Moralist und Luxuskritiker sich abseits der Öffentlichkeit einer Schwäche für Seidenkleider oder andere orientalische Importe hingegeben haben mag[41]). Wie M. Baar betont hat, schrieb Tacitus vor allem für die senatorische Führungsschicht, die er zum rechten Handeln nach den Grundsätzen des *mos maiorum* auffordern wollte.[42] Die Rückkehr zu der viel beschworenen altrömischen Einfachheit scheint allerdings gerade in tiberischer Zeit, in der der Zufluss von Luxusgütern aus dem Osten nach Rom zunahm und entsprechende Aufwandsbeschränkungen ein wichtiges Thema wurden,[43] nicht das Ziel aller *nobiles* gewesen zu sein, wie die Asinius Gallus in den Mund gelegte Rede vermuten lässt.

Es bleibt jedoch die Frage offen, warum Seidenkleidung für Männer besonders entehrend war.

Eine Antwort geben Cassius Dio und Sueton, die sich über die Kleidung von Tiberius’ Nachfolger Caligula auslassen. Da beide Autoren bekanntlich keine Zeitgenossen Caligulas waren, müssen ihre Ausführungen zunächst mit Vorsicht betrachtet werden.

Cassius Dio überliefert, dass, „wie einige jedenfalls berichten“, Caligula seidene *parapetásmata* auf dem Forum benutzt habe, als er zwischen den Konsuln saß.[44] Diese Formulierung taucht fast wortgleich in Dios Schilderungen bezüglich Iulius Caesar auf, der angeblich bei einer Theateraufführung seidene *parapetásmata* als Sonnensegel über die Zuschauer gespannt habe. Cassius Dio erläutert, dass er

dieses Beispiel exemplarisch angeführt habe, um die damalige „Verschwendungssucht“ (*polytéleia*) zu charakterisieren. Er fährt fort: *„Nun aber ist dieses Gewebe ein Werk barbarischer Prunksucht und ist von Barbaren aus auch zu uns ins Land gekommen, um dem verwöhnten Geschmack einer vornehmen Damenwelt zu genügen.“*[45] Die Argumente ähneln denen, die auch Seneca vorbrachte: Es handelt sich um ein „barbarisches“ Produkt, das für *tryphē* steht und das vor allem von den vornehmen und reichen Damen nachgefragt wird, womit sowohl Caesar als auch Caligula in deren Nähe gerückt werden.[46]

Die Historizität dieser Behauptungen – von der Überlieferung des Textes und dem suggerierten frühen Datum der Seideneinführung in Rom durch Caesar einmal abgesehen – wird dadurch in Frage gestellt, dass Seidenstoffe Cassius Dio offenbar als Paradigma für die Darstellung von Verschwendungssucht und Verweichlichung, kurz: die charakterliche Untauglichkeit schlechter Herrscher dienten.

Diese Haltung wird auch bei seiner Schilderung von Caligulas Kleidung deutlich: Der Kaiser soll oft als Gott und in der Öffentlichkeit in einem Seiden- oder Triumphalgewand aufgetreten sein.[47] Sueton beschreibt Caligulas Kleidung ebenfalls als von den Normen abweichend:

> *„Er war weder so gekleidet noch trug er Schuhwerk, wie es die Vorfahren oder die Bürger taten; ja nicht einmal wie ein Mann, ja überhaupt nicht wie ein Mensch war er immer gekleidet. Oft trat er auch in der Öffentlichkeit in Mänteln, die bunt bestickt und mit Edelsteinen besetzt waren, auf […] manchmal kleidete er sich auch in seidene Gewänder und dem Rundkleid der Damen; […] manchmal (trug er) auch Damenschuhe.“*[48]

Suetons und Cassius Dios Kritik richtet sich also im Wesentlichen gegen die Unangemessenheit von Caligulas Kleidung, die sich unter anderem in seiner Überschreitung von Geschlechtergrenzen, der Zurschaustellung von Luxus und seiner Anmaßung, als Gott gekleidet aufzutreten, zeigt und ihn als Herrscher diskreditiert.[49] Es wird jedoch in Suetons einleitenden Worten noch ein weiteres Argument sichtbar: Der Kaiser war in den genannten Gewändern nicht wie ein römischer Bürger oder wie die Vorfahren gekleidet, sondern schloss sich optisch aus dem Bürgerverband aus und sagte sich von dem *mos maiorum* los. Welcher Art die einem Bürger angemessene, althergebrachte Kleidung war, hat Vergil prägnant formuliert: Die Römer sind die *gens togata*.[50]

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass Seidenkleidung für einen römischen Bürger und gar einen Ritter oder Senator in mehrfacher Hinsicht „beschmutzend“ war. Den Aspekt der Überschreitung von Geschlechtergrenzen in der Kleidung thematisiert auch Tacitus, der von Tiberius’ Kritik berichtet, dass man Männer- und Frauenkleidung nicht mehr auseinanderhalten konnte – unter diesen Vorwurf würden sich wohl auch Seidenkleider subsumieren lassen.[51]

Es bleibt die Frage, ob Caligula die ihm zugeschriebene Kleidung tatsächlich getragen hat. Ihre Beantwortung steht im Zusammenhang mit der Interpretation seiner angeblichen „Verrücktheit".[52] Die Bildnisse zeigen den Kaiser vor allem als *togatus*, wobei die Darstellungskonventionen offizieller Kaiserbildnisse nicht außer Acht gelassen werden dürfen.[53] Will man den Schriftquellen einen gewissen Wahrheitsgehalt zuschreiben, könnte man Caligulas Kleiderwahl mit A. Winterling als Zeichen für die Bloßlegung der doppelbödigen Kommunikation zwischen Kaiser und Senat interpretieren: Der Kaiser stand zwar realiter an der Spitze der Gesellschaftshierarchie, durfte seine Machtposition jedoch nicht deutlich zeigen und musste als *princeps* und *primus inter pares* agieren. Caligula hätte nach dieser Interpretation das existierende Machtgefälle offengelegt und auch in seiner Kleidung sichtbar gemacht, sich damit also als Monarch zu erkennen gegeben.[54] Mit kostbar verzierter und seidener Kleidung hätte er in spätantiker oder gar byzantinischer Zeit jedenfalls kein solches Aufsehen mehr erregt – man könnte also sagen, dass er in gewisser Weise seiner Zeit voraus war.[55] Diese „Trendsetter"-Position hat ihm jedoch nicht genutzt, denn bekanntlich wurde er ermordet.

Die Meinung des bereits zitierten jüngeren Seneca, eines Zeitgenossen Neros, weicht in Bezug auf Seidenkleidung auch nicht von der ablehnenden Haltung in tiberischer Zeit ab. Er bringt *serica* mit horrenden Preisen und Luxus, barbarischen Völkern, unmoralischer Durchsichtigkeit und ehebrecherischem Verhalten in Verbindung.[56] Gleichzeitig geht jedoch aus seinen Bemerkungen hervor, dass Seidenkleidung – zumindest unter Matronen – weit verbreitet und beliebt war. Schon Senecas Vater, der ältere Seneca, hatte beklagt, dass die Matronen durchsichtige, entblößende Kleider trugen (allerdings ohne das Material zu benennen).[57] In dieser Familientradition nimmt auch Senecas Neffe, Lucan, die Kritik von Onkel und Großvater an durchsichtigen Gewändern auf. Er charakterisiert damit die ägyptische Königin Kleopatra, die Iulius Caesar bei einem Gastmahl becircte:[58] *„Da hatte Kleopatra ihre unheilvolle Schönheit maßlos aufgeputzt: […] ihre weißen Brüste schimmerten unter sidonischem Gewebe durch, die ein Weberkamm aus China angeschlagen und eine ägyptische Nadel gelöst hatte, so dass der Stoff gelockert wurde und das Tuch sich dehnte."* Hier wird „serische" („chinesische") Seide angesprochen, die wohl in Sidon gefärbt worden war. In der früheren Forschung ging man davon aus, dass aus China importierte Seidenstoffe teilweise durch das Entfernen von Fäden aufgelöst wurden, so dass das Gewebe insgesamt lockerer und durchsichtiger wurde.[59] Es ist jedoch aus technischen Gründen sinnvoller anzunehmen, dass Lucan ein plissiertes Seidengewebe meinte, dessen Falten mit durchgezogenen Fäden in Form gehalten wurden (etwa einer Ziehharmonika vergleichbar, deren Falten fixiert werden); ägyptische Statuen zeigen solche fein gefältelten Stoffe. Löst man den Faden, der die Falten in Form hält, lässt sich das feine Seidengewebe glatt ziehen und ist damit weniger voluminös und automatisch durchscheinender.[60]

Die durchscheinende Qualität von Seide regt auch den älteren Plinius auf. Er beklagt wie der jüngere Seneca, dass die *matronae* durch dünne Gewänder aus der „Baum-Wolle" der Serer (er formuliert hier ähnlich wie Vergil) „durchscheinen".[61] Bei seiner Diskussion der Seidenspinnerarten kritisiert er, dass mit der Verarbeitung der von diesen Tieren produzierten *bombycina* genannten Stoffe zugleich eine Möglichkeit gefunden worden sei, wie Frauen durch Kleidung entblößt werden können.[62] Auch der Vorwurf des Luxus fehlt nicht: Die *luxuria* der Frauen richte sich „als Neuestes" auf Nardenkränze und solche aus parfümölgetränkter serischer Seide.[63] Aber auch Männer schämen sich zum Ärger von Plinius nicht, *bombyx*-seidene Kleider zu tragen, da diese im Sommer so angenehm leicht seien: *„So weit haben sich die Sitten vom Tragen eines Panzers entfernt, daß sogar ein Kleid zur Last wird"*, grollt er, wenn er uns auch einen wichtigen Hinweis darauf gibt, dass das leichte, klimaausgleichende Material vielen Römern in heißen Sommern offenbar besser gefiel als eine wollene Toga.[64]

Es zeichnet sich bereits ab, dass sich die Argumente der Moralisten gegen Seide schnell zu Topoi verfestigten.

Martial, ein Klient der Senecae, beschreibt eine alternde Frau namens Galla in der berüchtigten Subura Roms (womit er suggeriert, dass sie als Hetäre tätig ist). Galla legt nachts nicht nur ihre seidenen Kleider ab, sondern auch ihre Haare, ihre Zähne und ihr „Gesicht" (das demnach nur noch aus Schminke besteht).[65] In einem anderen Gedicht lässt Martial einen Mann sagen, dass seine *amica* sich nur das Teuerste wünschen solle. Neben der schon bei Plinius erwähnten Narde gehören dazu Smaragde, Sardonyx, Goldmünzen sowie Seide erster Qualität aus dem *vicus Tuscus*.[66] Seide steht hier also abermals im Zusammenhang mit (käuflicher) Liebe und Luxus.

So weit, so bekannt. Interessant ist jedoch ein Gedicht Martials, das indirekt eine positive Bewertung von Seide bezeugt: In einer Aufzählung wohlriechender Objekte werden auch die seidenen Roben der Kaiserin (*domina*) aus den „Pressen" des Palatin erwähnt.[67] Aufgrund der Datierung dieses Epigramms in das Jahr 96 n. Chr., als Domitian starb und Nerva ihm nachfolgte,[68] wird eine der beiden Kaisergemahlinnen gemeint sein, möglicherweise die Ehefrau des Domitian.[69] In diesem Gedicht finden sich keinerlei negative Hinweise auf *luxuria*, unmoralisches Verhalten oder barbarische Mode – was bei einem Gedicht, das die Kaiserin nennt, auch undenkbar gewesen wäre. Es ist jedoch bemerkenswert, dass Martial anscheinend nicht befürchtete, dass die Verbindung von Seidenkleidung und Kaiserin negativ hätte ausgelegt werden können.

Positive Konnotationen von Seide finden sich auch in den *Silvae* des Statius. In seinem Gedicht auf die Locken des aus Pergamon stammenden Eunuchs Flavius Earinus, der am Hof des Kaisers Domitian eine hohe Stellung bekleidete, beschreibt Statius, wie dem Earinus von Eroten aus dem Gefolge der Venus ein

seidener Mantel gebracht und über die Schultern gelegt wird.[70] C.E. Newlands stellte fest, dass dieses Gedicht in der Tradition der Hofdichtung steht. Die schwierige Situation, einen Eunuchen positiv darzustellen, der in der römischen Gesellschaft als feminisierter Mann konventionell verspottet wurde, löst Statius unter anderem durch die Anwendung von dichterischen Elementen, die zuvor für die Kaiserin genutzt wurden.[71] Sollte die Kaiserin, auf die Martial im oben angeführten Epigramm anspielt, die Ehefrau Domitians gewesen sein, so würde auch der Gebrauch von Seide eine direkte Parallele zu ihr ziehen.

Earinus' Verwendung von Seidenkleidung, so ließe sich folgern, würde damit doppelt gerechtfertigt: einmal durch seine soziale und politische Nähe zum Kaiser, und dann durch seine physische Nähe als Eunuch und damit effeminierter Mann zu hochstehenden Frauen (auch das prächtige Begräbnis der Priscilla, Ehefrau des Abscantus, stattet Statius mit purpurnen Seidenstoffen aus[72]) und zur Kaiserin selbst. C. Newlands hat allerdings betont, dass Earinus für das steht, was nicht-römisch und neu am Hofe Domitians war. Als aus dem Osten des Reiches stammender, feminisierter Mann bedrohte er die römischen physischen, moralischen und sozialen Normen.[73] Domitian setzte sich jedoch über soziale und moralische Konventionen hinweg und regierte autokratisch, was bekanntlich in seiner *damnatio memoriae* endete.[74] Es bleibt daher zu beobachten, ob die positive Beurteilung von Seide auch unter „guten" Kaisern möglich war.

Dass Seide zur Zeit Domitians allgemein sehr beliebt war, könnte sich auch in einer Bemerkung Quintilians spiegeln. Dieser erklärte in Hinblick auf das Material der Toga, dass er ein Zugeständnis an die Zeit dahingehend machen werde, dass diese nicht mehr aus rauem Stoff bestehen müsse – sie müsse aber auch nicht aus Seide sein.[75] Man könnte diese Aussage als einen Hinweis darauf lesen, dass Seide die reichen Männer der Elite nach wie vor anzog. Möglicherweise gab es kreative Versuche, das Material durch die Kombination mit der politisch korrekten Toga zu „entschärfen".[76] Wenn man zudem Tacitus' oben diskutierte Darstellung des Verbots von Seidenkleidung für Männer unter Tiberius als moralischen Appell vor allem an die Senatoren seiner Zeit sehen möchte, spricht vieles dafür, dass es um die Jahrhundertwende wieder (oder immer noch?) Bestrebungen der männlichen Elite gab, Seidenkleider zu tragen. Aus all dem lässt sich schließen, dass Seidenkleidung bei Männern immer noch beliebt und Verbote anscheinend kurzlebig waren.

Offen positiv zu Seidenkleidung äußert sich Flavius Josephus. Er lässt die Soldaten beim Triumphzug von Vespasian und Titus im Jahr 71 n. Chr. Seidenkleidung tragen.[77] Auch hier findet sich wieder die positive Bewertung von Seide im kaiserlichen Umfeld, doch spielt dabei der kulturelle Hintergrund des aus vornehmer Familie stammenden, gebildeten jüdischen Autors und Klienten der flavischen Kaiser eine zentrale Rolle: Durch den in seiner Kultur positiv konnotierten Kleideraufwand will er die römischen Kaiser überhöhen.[78]

Auch Fronto, der in einem Brief des Jahres 142 n. Chr. seinem Schüler, dem zukünftigen Kaiser Marc Aurel, Ratschläge in Hinblick auf das angemessene Auftreten eines Redners erteilt und dabei Vergleiche zwischen Rede und Kleidung anstellt, konnotiert Seide (und Purpur!) positiv.[79] Er spricht von der *mollitia* der Rede, die allerdings, wie M. P. J. van den Hout meint, in diesem Kontext keine negativen Assoziationen transportiert. Eine ebensolche *mollitia* bevorzugt Fronto bei einem Gewand (*vestis*), das aus feiner Wolle oder auch aus feinem oder seidenem Garn (*filo serico*) bestehen und mit echtem Purpur gefärbt sein solle (wobei er explizit betont, dass der Gebrauch von Purpur und Rot für den zukünftigen Kaiser und seinen Vater notwendig sei).[80] Es ist anzunehmen, dass Fronto nicht von den durchsichtigen Seiden spricht, die etwa Seneca oder Plinius den römischen Matronen zuschrieben (und die auch ein „schlechter" Kaiser wie Commodus getragen haben soll[81]). Stattdessen kommen keinerlei negative Beurteilungen von Seide zum Tragen – es wäre auch undenkbar, dass Fronto seinem zukünftigen Kaiser mit einem schlecht gewählten Beispiel einen schädlichen Ratschlag gibt.[82]

Wie verbreitet und bekannt *serica* zur Regierungszeit Marc Aurels waren, bezeugen die Erwähnungen von Seide in den Metamorphosen des Apuleius.[83] So findet sie sich im Umkreis von Göttinnen: Über Venus hält ein Triton einen seidenen Sonnenschirm[84] – es sei hier an den Eunuchen Flavius Earinus erinnert, dem Eroten seidene *pallia* brachten –, und die *Dea Syria* (bzw. ihr Standbild) ist mit einem seidenen Gewand angetan.[85] In einem Prozessionszug der Göttin Isis hat sich ein Mann mit goldenen Schuhen, einem seidenen Kleid, wertvollem Schmuck und künstlich befestigtem langem Haar als Frau verkleidet und ahmt den fließenden Gang von Frauen nach.[86] Auch dem Esel wird überschwänglich versprochen, ihm seine guten Taten unter anderem mit in einer seidenen (!) Schürze herangebrachten Leckereien zu vergelten.[87] Als teures Gut darf Seide bei der Beschreibung eines luxuriösen Hochzeitslagers ebenfalls nicht fehlen, zu dem eine bunte Seidendecke gehört.[88] Das kostbare Material reizte natürlich auch Räuber, die Seidenstoffe mit eingewebten Goldfäden herbeischaffen.[89]

War der Gebrauch von Seide zu Marc Aurels Zeiten also bereits wohlgelitten? Die Frage ist nicht einfach zu beantworten. Noch am Ende des 4. Jh.s n. Chr., in der *Historia Augusta*, werden anhand von Kleidung Unterschiede zwischen „guten" und „schlechten" Kaisern deutlich gemacht, wie bereits bei Sueton und Cassius Dio in Bezug auf Caligula gesehen. „Gute" Kaiser tragen keine reinseidenen Gewänder, höchstens halbseidene. Immer noch wird das Tragen der Toga positiv hervorgehoben. Trotz der moralisierenden Darstellung von angeblichen kaiserlichen Kleidervorlieben wird jedoch auch in der *Historia Augusta* stillschweigend davon ausgegangen, dass Seidenkleidung sehr wohl zur Ausstattung der kaiserlichen *domus* gehörte.[90] Zur Finanzierung seines Markomannenfeldzuges soll Marc Aurel goldene und seidene Kleider seiner Frau zusammen mit anderen kostbaren

Gegenständen veräußert haben. Eutrop geht sogar davon aus, dass nicht nur seidene Kleidung der Kaiserin, sondern auch des Kaisers verkauft wurde.[91]

Marc Aurels Nachfolger Commodus, der nicht zu den „guten" Kaisern zählte, hat laut *Historia Augusta* dagegen sehr wohl neben anderer unangemessener Kleidung Seidenkleidung getragen, und zwar neben einem weißen, golddurchwirkten langärmeligen Seidengewand (bei der Begrüßung der Senatoren!) auch noch solche, die die Details seiner Lendengegend in der Öffentlichkeit sichtbar machte.[92] Sein Nachfolger Pertinax soll viele von Commodus' Kleidern verkauft haben, darunter auch ein golddurchwirktes (halb)seidenes Gewand.[93] Für die Beliebtheit von Seide zur Zeit des Commodus sprechen auch die Bemerkungen Galens, der Hofarzt des Kaisers war. Galen empfiehlt Seide zum Abbinden von Arterien und weist darauf hin, dass man das Rohmaterial in den großen Städten finden könne, wo viele reiche Damen lebten, die das Material begehrten und golddurchwirkte und seidene Gewänder trugen.[94]

Die Quellen bezeugen also auf den ersten Blick widersprüchlich scheinende Positionen zu Seidenkleidung. Seide diente zum einen in moralischen Diskursen dazu, schlechte Eigenschaften der Nutzerinnen und Nutzer aufzuzeigen. Andererseits waren diese Zuschreibungen anscheinend nicht so stark, dass sie die zahlreichen Anhänger des edlen Materials hätten abschrecken können. Schon die Debatte um Aufwandsbeschränkungen bei Tacitus deutet darauf hin, dass es unterschiedliche Positionen bezüglich des Gebrauchs von Luxusgütern gab, zu denen auch die Seide zählte. Je näher man zudem dem Umfeld des Kaisers kommt, desto positiver werden in der Regel die Konnotationen von Seide in den Darstellungen der jeweiligen Autoren.

Wie lässt sich dieser Befund erklären? Welche Faktoren beeinflussten in Rom die Einführung neuer Moden wie Seidenkleidung?

Mode ist nach der Definition des Duden[95] „die als zeitgemäß geltende Art, sich zu kleiden; etwas was dem gerade herrschenden Geschmack entspricht". Mode folgt demnach ästhetischen Kriterien, die sich im Laufe der Zeit ändern können. Der individuelle Geschmack orientiert sich dabei an vorherrschenden Strömungen, doch sind die Grenzen dessen, was im doppelten Sinne als „tragbar" erscheint, in den jeweiligen Gesellschaften ganz unterschiedlich gesetzt. Die vielfältigen Faktoren, die Mode beeinflussen, hat I. Loschek zusammengefasst: Neben „Imponier-, Geltungs- und Nachahmungstrieb" nennt sie dabei auch „Schmuckbedürfnis […], erotische Anziehung, […] Äußerung sozialer (und) […] finanzieller Unterschiede" sowie die auf „Zeitgeschmack, Sitte und Gesellschaftsform beruhende Art und Weise der äußeren Lebenshaltung", womit Mode sowohl „Selbstdarstellung" als auch „Ausdruck der Lebens- und Denkweise zumindest einer Gruppe von Menschen in einer Zeit" ist. „Modisch tonangebend" sei dabei „die jeweils politisch oder kulturell dominierende Schicht".[96]

Letztere Aussage deckt sich mit den Erkenntnissen zu den Konsumenten von Seidenkleidung: Das teure Produkt wird in allen hier behandelten Quellen direkt oder indirekt mit den sehr Wohlhabenden in Verbindung gebracht, die vor allem der politischen Elite angehören. Im Besonderen werden die Ehefrauen (und zuweilen auch die Geliebten) von hochgestellten Männern angesprochen, aber auch, wie bei Tacitus, unmittelbar die Senatoren und Ritter selbst. Auch römische Herrscher und ihre Frauen besitzen Seidenkleidung. Die Autoren, die Seide kritisieren, greifen Diskurse dieser Elite auf. Die Frage, ob man Seide tragen sollte oder nicht, war kein Problem eines Bauern oder Handwerkers.

Die moralisch argumentierenden Autoren sprechen immer wieder einige zentrale Kritikpunkte an, die miteinander eng verbunden sind:[97] die unsittliche (und gerne mit ehebrecherischen Umtrieben konnotierte) Durchsichtigkeit der neuen Gewänder, die ganz besonders in der frühen Kaiserzeit angeprangert wird, dann die Fremdartigkeit aufgrund der barbarischen Herkunft sowie die hohen Kosten des von weither beschafften Materials, die mit den Diskursen um östlichen Luxus und den *mos maiorum* verbunden werden, und eng damit verknüpft die behauptete Nähe zu Frauenkleidung, die Seide tragende Männer als *effeminati* kennzeichnete und damit – wie auch die anderen Kritikpunkte – entehrend war.[98]

Der topische Charakter dieser Kritik wird allein schon dadurch deutlich, dass Seidenkleidung buchstäblich auch noch Jahrhunderte nach ihrer Einführung in Rom als Gegensatz zu den „althergebrachten" Kleidungsstücken dienen kann, wie die *Historia Augusta* zeigt – obwohl sich parallel zu den Kritiken immer wieder positive Beurteilungen von Seide im kaiserlichen Kontext finden, die die sukzessive, wohl nicht ohne Brüche vonstattengehende Einbeziehung des Materials in die Kleidung am kaiserlichen Hof spiegeln.[99]

Vor welcher Folie entfalten sich also diese kritischen Diskurse, die eine solche Langlebigkeit entwickelten? Und welche der oben skizzierten Gründe für die Annahme neuer Moden standen den Kritikpunkten mit einem solchen Gewicht gegenüber, dass der Gebrauch von Seide letztendlich nicht zu unterbinden war? Wer hatte überhaupt ein Interesse daran, Seidenkleidung zu verbieten?

Zunächst soll betrachtet werden, welche Kleidung römischen Bürgerinnen und Bürgern in den Quellen zugeschrieben wurde und inwiefern es sich dabei um Ideale oder Wirklichkeit handelte.

Da die römischen *matronae* immer wieder zu den Nutzerinnen von Seidenkleidern gezählt werden, soll mit ihrer Kleidung begonnen werden.

Matronae waren alle mit einem römischen Bürger in einem *matrimonium iustum* lebenden Bürgerinnen, die wohl seit dem 3. und 2. Jh. v. Chr. bis in die mittlere Kaiserzeit hinein öffentlich durch spezifische Kleidungsstücke als solche charakterisiert werden konnten. Zu dieser Tracht gehörte die *stola*, ein langes, bis auf die Füße reichendes und von zwei Schulterträgern gehaltenes Gewand mit einem v-

förmigen Ausschnitt, sowie die darüber getragene *palla*, ein langer Mantel, sowie die *vittae*, spezielle Haarbinden. Diese Kleidungselemente bestanden wohl zumeist aus Wolle.[100] Bildliche Darstellungen bezeugen den Stoffreichtum der *stolae* und *pallae*, die die Körper der Trägerinnen weitgehend verhüllten.[101] Kopf und Körper hatten in der Öffentlichkeit als „*loci of sexuality*" bedeckt zu sein, wie J.L. Sebesta betont (es sei an die erotische Wirkung durchscheinender Kleidung erinnert, die die Dichter mit den Geliebten in Verbindung bringen).[102] Durch ihre verhüllende Kleidung brachten die *matronae* ihre Tugenden wie Bescheidenheit und Keuschheit (*pudicitia*) zum Ausdruck.[103] Wie stark diese Tugenden am Ende der Republik und in der frühen Kaiserzeit betont wurden, zeigen auch die vielfältigen Diskurse um weibliche Unmoral in der Literatur des späten 1. Jh.s v. Chr. Unter Augustus lassen sich zahlreiche Maßnahmen zur Hebung der Moral finden, die sich explizit auf die angemessene Ausübung weiblicher Sexualität beziehen.[104] Seine Gesetzgebung bezüglich des Ehebruchs machte letztere buchstäblich zu einer Staatsangelegenheit. So ließ sich nicht nur das sexuelle Verhalten einer ehrwürdigen Matrone, sondern auch das einer Geliebten in der augusteischen Elegie als Metapher für die politische Ordnung bzw. Unordnung lesen.[105] Die moralisch vorbildliche Frau wurde so mit dem Wohlergehen der Bürgerschaft und des Staates gleichgesetzt, wie auch die Bildersprache der augusteischen Monumente nahelegt. Unmoralisches Verhalten der Frauen (sowie von Männern, die sich wie Frauen benahmen) bedrohte danach den Staat selbst; sexuelle Unmoral wurde sogar als eine Ursache für den Zusammenbruch der Republik angesprochen.[106] Es verwundert daher nicht, dass gerade unter Augustus für Matronen eine einheitliche Tracht, nämlich die angesprochene *stola* über einer *tunica* und *vittae* im Haar propagiert wurde.[107] Aus welchen Materialien diese Gewänder im Einzelnen bestanden (auch wenn häufig Wolle genannt wird) und welche Farben sie besaßen, scheint variiert zu haben. Ebenso ist umstritten, wann und in welchem Ausmaß diese Kleidungsstücke tatsächlich getragen wurden und inwiefern sie in Art und Gebrauch Veränderungen unterworfen waren. Ein besonderes Problem ergibt sich bei der Interpretation der jeweiligen Quellengattungen und der Frage, ob sie Idealzustände oder Realitäten abbildeten.[108] A. Croom vermutet etwa, dass die Stola schon im späten 1. Jh. n. Chr. außer Gebrauch gekommen sein könnte und dass mit ihrer Darstellung an Statuen des 2. Jh.s n. Chr. historische oder mythologische Kleidung symbolisiert werden sollte.[109]

Abermals ist die bereits eingangs gestellte Frage nach den Realitäten des Kleidergebrauchs zwar wichtig, aber bei der Diskussion der Diskurse über Seide letztendlich nicht ausschlaggebend. Sowohl bei der Kritik an Seide als auch bei der Diskussion angemessener, anständiger Kleidung wurden offensichtlich Topoi bemüht, deren Verständnis in hohem Maße von ihrer Lesbarkeit abhing und die entsprechend als Koordinaten innerhalb ein und desselben Bezugssystems interpretiert werden können. Die Kritik an Seidenkleidung entfaltet ihre ganze Wirkmächtigkeit erst vor der Folie der propagierten idealen Kleidung für Matronen.

Schaut man auf die stoffreichen Ensembles mit *stola* und *palla*, wird schnell deutlich, dass Seneca oder Plinius *matronae* in dünnen Seidenkleidern nicht gutheißen konnten, da die erotischen Eigenschaften des enthüllenden Materials zugleich als Visualisierung der unmoralischen Absichten der Trägerin verstanden werden konnten, was mit den Anspielungen auf Ehebruch auch direkt angesprochen wird. Es liegt ebenfalls auf der Hand, dass die dünnen „barbarischen" Gewänder nicht mit den als traditionell begriffenen, idealerweise den weiblichen Körper verhüllenden römischen Kleidern in Verbindung gebracht werden konnten und damit eine Abwendung vom *mos maiorum* symbolisierten.[110]

Hinzu kommt, dass die Kleidung der *matrona* der Kennzeichnung von Geschlecht und Alter sowie ihres sozialen und rechtlichen Status diente (bzw. dienen sollte), sowie möglicherweise auch ihrer Zugehörigkeit zu gesellschaftlichen Gruppen wie dem Senatoren- oder Ritterstand, wie B. Scholz annimmt.[111] Solche detaillierten Informationen waren an einem Seidenkleid nicht mehr ablesbar. Ein Betrachter konnte höchstens darauf schließen, dass die Besitzerin des wertvollen Gewandes sehr wohlhabend sein musste.

Der Zeichencharakter der Kleidung römischer verheirateter Bürgerinnen findet sein Gegenstück in der Kleidung der römischen Bürger.

Das Kleidungsstück, das den römischen Bürger als solchen charakterisierte (bzw. ihn idealerweise charakterisieren sollte[112]), war die seit dem 2. Jh. v. Chr. meist über einer Tunica getragene Toga.[113] Die Farbigkeit der Toga und ihrer Besätze war dem Rang und dem Anlass entsprechend festgelegt. Auch die Art der Accessoires männlicher Kleidung, zu denen Ringe und Schuhe zählten, zeigten Rang und Status ihrer Träger in der hoch stratifizierten und hierarchisierten römischen Gesellschaft an. Ein Betrachter konnte einen entsprechend gekleideten politisch aktiven römischen Bürger anhand seiner Kleidung nicht nur erkennen, sondern seinen Rang auch unmittelbar einordnen.[114] Gleichzeitig besaß die Toga neben ihrer Differenzierungsfunktion eine verbindende: Sie war das sichtbare Zeichen für die „Zugehörigkeit zum römischen Bürgerverband (als Verband rechtlich gleichgestellter Personen)", wie P. Scholz formuliert.[115] Unter Augustus wurde die Toga in besonderem Maße gefördert: Vergil hat die viel zitierte Formel der Römer als der *gens togata* geprägt. Auch Sueton bezeichnet die Toga als *habitus vestitusque pristinus* und schreibt sie so in die von den Vorfahren übernommenen Sitten und Gebräuche ein.[116] Das Tragen der Toga war daher in höchstem Maße ideologisch aufgeladen. Sie signalisierte die politische Aktivität der Bürger und symbolisierte zugleich das *imperium* römischen Rechts über die Welt sowie die *auctoritas* Roms und damit der römischen Bürger selbst.[117]

Vor diesem Hintergrund konnten Abweichungen in der Kleidung gerade durch die politische Elite und den Kaiser in der Literatur als Abwendung von gesellschaftlichen Konventionen und Werten dargestellt werden, wie etwa das Beispiel Caligulas zeigte. H. Medick weist in seiner Untersuchung zu Kleiderord-

nungen in Laichingen im 18. und 19. Jh. mit Bezug auf P. Bourdieu darauf hin, dass „alle sozialen Gruppen und Individuen mit der Kleidung ein soziales Ausdrucksverhalten verbinden, das über bloße Funktion hinausgeht, das vielmehr auf Ehre orientiert ist, ja sogar die sittliche Dimension von ‚Anstand' und ‚Ansehen' enthält. Die ‚Kultur des Ansehens' war eine Kultur, in der Ehre durch ‚Ansehnlichkeit' gewonnen oder auch verloren werden konnte."[118] Diese „Ansehnlichkeit" mussten besonders die Männer der politischen Elite bewahren, deren Status und Würde „sich auf jeden Fall in der äußeren Erscheinung widerspiegeln (sollte)", wie P. Scholz betont.[119] Doch nicht nur die Kleidung war Ausdruck der Würde eines Bürgers, sondern auch die Art und Weise, wie er sprach und sich bewegte. Seine Bewegungen wiederum wurden durch den zunehmenden Stoffreichtum der Toga zwangsläufig eingeschränkt. Die auf seine Tugenden verweisende Körperbeherrschung eines römischen *togatus*, der damit gleichzeitig seine Befähigung zu und seinen Anspruch auf politische(r) Betätigung untermauern konnte, wurde damit auf verschiedenen Ebenen visualisiert.[120]

Der Kontrast zwischen einer stoffreichen Toga oder einer voluminösen Stola und Palla und einem womöglich dünnen, flatternden Seidenkleid, unter dem sich die Körper der Trägerinnen und Träger deutlich abzeichneten, konnte daher nicht größer sein.[121] Gerade Nähe zu weiblicher Kleidung, die auch bei fernöstlicher Seide eine Rolle gespielt zu haben scheint, wurde jedoch als besonders entwürdigend bezeichnet. Dabei spielten wahrscheinlich mehrere Konnotationen eine Rolle: C. Edwards hat auf den schmalen Grat aufmerksam gemacht, der zwischen dem von einem Mitglied der Elite erwarteten kultivierten Verhalten und den negativ konnotierten Ausformungen von Verfeinerung lag, sowie ferner auf den konstruierten Zusammenhang zwischen „griechisch / philhellenisch" (wobei hier fernöstliche, „barbarische" Seide wohl eingefügt werden darf) und „weiblich".[122] Es ist anzunehmen, dass die Grenzen solcher Grauzonen je nach Kontext unterschiedlich gesetzt und bewertet wurden und sich im Laufe der Zeit verändern konnten. Auf die Frage, warum Seide in bestimmten Kontexten positiv bewertet werden konnte, wird noch zurückzukommen sein.

Seidene Kleider (und gerade auch die dünnen „Fähnchen"[123]) haben anscheinend für zahlreiche Vertreter der römischen Elite trotz aller propagierten Kleidungsideale einen großen Reiz besessen, da das Tragen von Seide immer wieder thematisiert wurde.

Wie schwierig die Durchsetzung einheitlicher Kleidung war, belegt ebenfalls indirekt die Häufigkeit und der Nachdruck, mit denen sie in der Dichtung und Gesetzgebung thematisiert wurde. Die langen, stoffreichen und im römischen Sommer wohl häufig recht warmen Gewänder waren anscheinend im Alltag meist hinderlich und unpraktisch, wie Tibull für die Stola bezeugt. Sie wurden wahrscheinlich eher zu besonderen formellen und religiösen Gelegenheiten getragen.[124] Spötter wie Martial und Juvenal malen genüsslich aus, wie arme Klienten in ihren

angeschmutzten und abgenutzten Togen (die ein korrekt gekleideter Klient nichtsdestoweniger tragen musste) schweißgebadet ihren Patron quer durch Rom verfolgen. Sie spielen dabei mit dem Vergleich zwischen Sklaven, die als Unfreie die Toga nicht tragen dürfen, und freien Klienten, die sie gezwungenermaßen gegen ihren Willen tragen müssen.[125]

Das Tragen der Toga (deren Anlegen wohl oft die Hilfe eines Sklaven erforderte) sowie der Stola und Palla ist daher als Ideal zu verstehen, das vor allem als Distinktionsmerkmal der politisch aktiven gesellschaftlichen Elite geeignet war[126] (die sich allerdings, wie gezeigt, offenbar nur bedingt an diese Ideale hielt). Die auf dem Land lebende und allgemein die körperlich arbeitende Bevölkerung trug die Toga anscheinend ohnehin nur bei Anlässen, die förmliche Kleidung erforderten.[127]

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass ein leichtes Seidengewand für diejenigen, die es sich leisten konnten, im Sommer eine Wohltat gewesen sein muss. Dies beklagt Plinius, wie oben bereits angesprochen, explizit: Männer trügen nicht mehr wie früher Panzer, sondern wegen der größeren Leichtigkeit im Sommer Kleidung aus dem Produkt von koischen *bombyx*-Insekten (wohl eine Art Wildseide) – selbst ein Kleid werde zur Last![128] Er impliziert damit wieder einmal, dass die Wahl von Seide ein Zeichen für Verweichlichung ist; diese Verweichlichung habe dazu geführt, dass die Männer nicht einmal mehr das Gewicht eines Panzers tragen könnten – von Kämpfen, so ließe sich Plinius' Gedanke fortspinnen, ganz zu schweigen.

Die ästhetischen Qualitäten von Seide, die einen weiteren Anreiz zum Kauf geboten haben mögen, werden bei Plutarch deutlich, der die Feinheit und gleichzeitig hohe Dichte von Seidengeweben thematisiert.[129] Lukian erwähnt eine Kritik an Tänzern, die der Kyniker Demetrius geäußert haben soll: Das Beiwerk, zu dem auch die Seidenkleider der Tänzer zählen, täusche das Publikum über die schlechte Darbietung selbst hinweg – die optischen Reize der Seidengewänder waren offenbar beträchtlich.[130]

Doch es würde zu kurz greifen, die Beliebtheit von Seide nur ihren angenehmen Trageeigenschaften und ihren ästhetischen Qualitäten zuzuschreiben.

Aus den Quellen geht ebenfalls hervor, dass es eine beträchtliche Konkurrenz innerhalb der römischen Oberschicht gab. Die oben angesprochene, bei Tacitus beschriebene Diskussion um Aufwandsbeschränkungen legt davon Zeugnis ab. Auch wenn die Privilegierung der Senatoren und Ritter in den Vordergrund gerückt wurde, also eine vertikale soziale Abgrenzung der Elite angesprochen wurde, ging es bei der Frage nach dem rechten Maß von Luxus um mehr, nämlich um die Distinktion der Angehörigen der Elite innerhalb ihres eigenen Standes, also um eine horizontale Abgrenzung.

Welche Auswirkungen solche Distinktionsbestrebungen haben konnten, malt Livius in seiner Debatte um die Abschaffung der 215 v. Chr. während des Zwei-

ten Punischen Krieges erlassenen *lex Oppia* im Jahr 195 v. Chr. aus. Diskutiert wird die Frage, ob den römischen Frauen das Tragen von farbiger bzw. purpurner Kleidung und Goldschmuck wieder uneingeschränkt erlaubt sein sollte. Während des Zweiten Punischen Krieges war ihnen das Tragen von mehr als einer halben Unze Goldschmuck sowie der Gebrauch von Purpur und das Fahren mit dem Wagen untersagt worden.[131]

Unter den Argumenten für die Abschaffung des Gesetzes wird die ungerechte Benachteiligung römischer Bürgerinnen angeführt: Männer und Kinder dürften Purpur tragen, und sogar die Frauen der Bundesgenossen und der Latiner seien den im Gesetz angeordneten Einschränkungen nicht unterworfen und könnten sich schmücken und im Wagen fahren. So sehe es aus, als besäßen die Gemeinden dieser Frauen das *imperium* und nicht die der römischen Bürgerinnen, was *„sogar die Herzen von Männern verletzen (könne)"* (*„virorum hoc animos vulnerare posset"*). L. Valerius werden ferner die provozierenden Worte in den Mund gelegt: *„Wird die Satteldecke deines Pferdes prächtiger sein als das Gewand deiner Frau?"* (*„et equus tuus speciosius instratus erit quam uxor vestita?"*).[132]

Hier zeigt sich, dass es um mehr als die Abschaffung eines überholten, weil in den Notzeiten des Krieges eingeführten Gesetzes geht: Die Visualisierung römischer Macht mittels weiblicher Kleidung und Ausstattung ist ein wichtiger Aspekt. Der Tribun L. Valerius soll laut Livius denn auch ausdrücklich die Rechte der Frauen verteidigt haben, sich durch schönes Aussehen, Schmuck und Kleidung auszuzeichnen (*„munditiae et ornatus et cultus, haec feminarum insignia sunt"*). Er unterstreicht seine Forderung damit, dass sich die Frauen der Auszeichnungen, die den Männern vorbehalten seien, wie öffentliche Ämter, Priestertum, Triumphe, Ehreninsignien, militärische Belohnungen oder Kriegsbeute, nicht bedienen könnten (*„non magistratus nec sacerdotia nec triumphi nec insignia nec dona aut spolia bellica iis contingere possunt"*).[133]

Valerius' Gegenredner Cato betrachtet laut Livius hingegen Goldschmuck und purpurne Kleidung als Zeichen für Luxus und (weibliche) Verschwendungssucht und warnt vor einem Wettbewerb zwischen den Frauen. Gerade reiche Frauen wollten durch Gold und Purpur auffallen. Diese Konkurrenz bringe arme Frauen dazu, sich über ihre Kräfte hinaus anzustrengen, um sich nicht schämen zu müssen, weil sie nicht mithalten könnten. Frauen mit eigenem Vermögen könnten sich auf ihre eigenen Mittel stützen, und andere würden ihre Männer angehen. Wenn Kleidung für alle Frauen gleich sei, müsse sich jedoch auch keine schämen, arm zu erscheinen. Cato warnt in dieser Darstellung explizit vor dem Schaden für die Familien, der daraus entstehen könne, dass für die Ausstattung der Frauen die finanziellen Ressourcen eingesetzt oder sogar Schulden gemacht werden.[134]

Zu den „armen" Familien, die sich teure Kleidung und kostbaren Schmuck nicht leisten konnten, gehörten jedoch nicht nur ärmere Bürger, sondern auch verarmte Adelsfamilien. Der Reichtum war innerhalb der Elite nicht gleichmäßig verteilt. Römer mit lukrativen Posten wie z.B. Statthalter reicher Provinzen oder

Befehlshaber eines militärischen Kommandos konnten ein beachtliches Vermögen anhäufen.[135] Solche Vermögen sollten nach Ansicht vieler wohlhabenden Familien offenbar auch zur Schau gestellt werden.[136] Dies bedeutet zwangsläufig, dass auch Unterschiede innerhalb der Elite sichtbar sein sollten. Livius lässt eine reiche Dame sinngemäß sagen, dass sie nicht einsehe, warum sie ihren Reichtum nicht zeigen und die Kleidung alle gleichmachen solle.[137] Auch Seneca sagt, dass Luxus „Bewunderer und Zeugen" brauche, und belegt damit den auf die Außenwirkung gerichteten ostentativen Konsum von Luxusgütern.[138]

Neben anderen vertrat H. Cancik-Lindemaier den Standpunkt, dass Livius' Diskussion vor dem Hintergrund seiner eigenen Zeit zu lesen sei, also mitnichten nur eine ferne historische Diskussion spiegele.[139] Auch der ältere Seneca und Hieronymus, der auf das nur fragmentarisch überlieferte Werk *de Matrimonio* des jüngeren Seneca sowie Theophrasts *de Nuptiis* zurückgreift, thematisieren den Aufwand einer wohlhabenden *matrona*, der kostbare Kleider, Schmuck sowie Dienerinnen und vergoldete Sänften und Wagen einschloss.[140] Der ältere Seneca spricht ähnlich wie Livius den Schaden solchen Aufwands sowohl für den Staat als auch für den Privathaushalt an. Der bei Hieronymus überlieferte Text verweist jedoch auf eine der offenbar entscheidenden Triebfedern für die Zurschaustellung des Reichtums, der schlimmstenfalls in die Verschuldung führen konnte: Die Konkurrenz und Kontrolle der Frauen untereinander, die von der Furcht befeuert wurde, zu ärmlich in der Öffentlichkeit aufzutreten und unter den Frauen nicht mehr geehrt zu werden, das heißt: kein Ansehen mehr zu genießen.[141]

Dass hinter dem Entwurf solcher Konkurrenzszenarien nicht nur rhetorische Finesse und übersteigerte Phantasie grämlicher Moralisten standen, die einmal mehr die „typisch" weibliche Verschwendungssucht geißeln wollten (was jedoch zweifellos oft intendiert war), geht aus weiteren schriftlichen Quellen sowie aus dem archäologischen Befund hervor. Es gab nämlich auch noch andere Personen als die Frauen selbst, die ein Interesse an einer opulenten weiblichen Ausstattung hatten.

G. Schenke hat ausführlich dargelegt, dass etwa weiblicher Schmuck nicht nur der Verschönerung diente. Kostbares Geschmeide war ein beliebtes Mittel, Frauen bei der Heirat mit einem eigenen, leicht transportierbaren Vermögen zu versehen, das zudem bei bestimmten Formen der Mitgift (als *res extra dotem* oder *peculium*, griech. *parápherna*) dem Zugriff des Ehemannes entzogen war.[142] Auch den in der *lex Oppia* angesprochenen Goldschmuck sieht sie als Mitgift, die nach der Eheschließung in der Verfügung der Frau blieb.[143] Papyrusurkunden aus dem römischen Ägypten zeigen, dass der Umfang und die verwendeten Materialien und damit der Wert solcher „Schmucksets" je nach Vermögen der Herkunftsfamilie der Frau erheblich variieren konnten.[144]

Eine reich geschmückte Matrona stellte daher nicht nur ihre Freude an Schmuck oder ihre Eleganz und ihren guten Geschmack zur Schau, sondern je-

weils auch den Reichtum ihrer Herkunftsfamilie oder der ihres Mannes.[145] Denn wenn die Ehefrau (bzw. ihre Familie) nicht die nötigen Mittel besaß, um sich der *dignitas* ihres Gatten entsprechend auszustatten, wobei neben Schmuck auch Kleidung als Brautgut in den Papyrusurkunden eine wichtige Rolle spielte, war der Ehemann gefordert, wie es auch Livius in der Diskussion um die *lex Oppia* beschrieb.[146] Römische Frauen repräsentierten also mit ihrer Ausstattung an Schmuck und Kleidung ihre Familien, und zwar sowohl ihre Herkunftsfamilien, wenn sie wohlhabend waren, als auch den Status ihrer Ehemänner, die bei der Heirat mit einer weniger wohlhabenden Frau für deren Ausstattung Sorge tragen mussten, um ihre eigene *dignitas* sichtbar zu machen.[147]

Der Reichtum einer *gens* ließ sich demnach über Art und Umfang des Schmucks der Matronen sowie wohl auch den Umfang und die Farben und Materialien ihrer Kleidung visualisieren.[148] Es erstaunt daher nicht, dass die Versuche, Kleidung zu normieren, offenbar gerade bei den finanziell gut gestellten Eliten zu umso größeren Bestrebungen führten, sich von anderen abzusetzen.[149]

Vor diesem Hintergrund lässt sich nun die viel kritisierte Vorliebe der Matronen für Seidenkleidung leichter verstehen: Sie konnten mit dem exklusiven, weil teuren und nur begrenzt verfügbaren Material ihren Reichtum zur Schau stellen und besaßen gleichzeitig eine angenehm klimaausgleichende Kleidung aus einem edlen Material, das große ästhetische Reize besaß. Der Neid vieler Standesgenossinnen, die sich importierte Seide nicht leisten konnten, war ihnen wohl gewiss. Die Kritik der Moralisten, in *serica* nicht anständig gekleidet zu sein, scheint demgegenüber nicht so stark ins Gewicht gefallen zu sein. Es ist zudem kein Gesetz im hier untersuchten Zeitraum überliefert, das den Frauen das Tragen von Seidenkleidung verbot. Und was die Ehemänner betraf, so mag so mancher seidenliebende Senator seiner Frau die Kleidung, die er selbst schätzte, erst recht nicht gern abgeschlagen haben.[150]

Doch blieb ein wesentlicher Unterschied zwischen römischen Männern der Elite und ihren Frauen. Was bei letzteren zum Murren der Seidenkritiker ob Verschwendung und zu großer Entblößung im Gegensatz zur sittlichen, althergebrachten Kleidung führte, wurde bei ersteren gerade zu Beginn der Kaiserzeit scharf verurteilt, wie das bei Tacitus überlieferte Gesetz aus tiberischer Zeit gezeigt hat.

Die Gründe dafür liegen zum einen im oben erörterten hohen Zeichencharakter der männlichen Kleidung.[151] Wenn jedes Detail der Kleidung eine Aussage über Rang und Status ist, kann ein Element nicht ohne Weiteres durch ein beliebig gewähltes ersetzt werden, ohne die visuelle Kommunikation massiv zu stören.[152] Auch die Wahl des Materials scheint schwieriger als bei Frauenkleidung gewesen zu sein: Wie gezeigt, waren importierte Stoffe wie Seide gerade in der frühen Kaiserzeit dem Vorwurf der barbarischen *luxuria* unterworfen. Die Moralautoren

rückten Seide zudem oft in die Nähe von Frauenkleidung, die für einen Mann völlig inadäquat war.[153] Ein römischer Bürger, besonders der politisch aktiven Elite, bezeugte mit unangemessener, d. h. nicht mit dem *mos maiorum* vereinbarer Kleidung charakterliche Schwächen und damit die Unfähigkeit, politische Führungspositionen zu bekleiden. Seine moralische Integrität war jedoch unverzichtbarer Bestandteil seiner sozialen und politischen Stellung und musste immer gewahrt bleiben. Es gab für ihn daher, wie C. Edwards feststellte, im Grunde keinen Bereich seines Lebens, der als rein privat angesprochen werden konnte.[154] Das Tragen von Seidenkleidung konnte nur dann nicht kritisiert werden, wenn man sich im wahrsten Sinne des Wortes dabei nicht sehen ließ, was für die besonders exponierten Vertreter der römischen Elite wohl nur schwer zu bewerkstelligen war.[155] Ließ er sich jedoch in seinem Seidengewand sehen, konnte ihm unterstellt werden, dass er sich damit bewusst von seinen Mitbürgern, der *gens togata*, abheben wollte.[156]

Damit ist jedoch ein weiteres Konfliktfeld umrissen. Denn nicht nur die Frauen der Elite, auch die Männer konkurrierten miteinander. Dies konnte zum Beispiel über die Anzahl der Klienten geschehen, die einen erfolgreichen Patron begleiteten – und die notfalls bis zur Verschuldung gemietet wurden, um einen beeindruckenden Kliententross zu suggerieren. Auch die Villa, ihre Ausstattung, die darin veranstalteten Gastmähler oder die Anzahl der Diener (um nur einige Bereiche zu nennen) dienten dem sichtbaren Ausdruck von Status und Macht, wobei auch hier die Moraldiskurse zur (Selbst-)Kontrolle der Elite eingriffen: Zu nahe rückte ostentative Zurschaustellung von Luxus einen Bürger in die Nähe von orientalischen Despoten.[157]

Hier liegt ein wichtiger Hinweis darauf, weshalb Seidenkleidung gerade in der frühen Kaiserzeit ein so brisantes Thema war: Die Zurschaustellung ökonomischer Potenz, die bewusste Abgrenzung gegenüber den Mitbürgern mittels wertvoller Kleidung signalisierte immer auch Machtansprüche. In der bei Livius entfalteten Debatte um die *lex Oppia* wird direkt angesprochen, dass die Definition von Macht und Herrschaft auch über Kleidung erfolgte, dort bezogen auf die purpurne Kleidung der Frauen der Bundesgenossen und Latiner gegenüber der nicht purpurgefärbten der römischen Bürgerinnen, wodurch verschleiert wurde, wessen *civitas* in Wirklichkeit das *imperium* besaß.

Anhand des Beispiels des Caligula wurde gezeigt, dass dessen prächtige Roben auch als unverblümte Visualisierung seiner herausgehobenen gesellschaftlichen Stellung interpretiert werden können. Sueton berichtet denn auch, dass Caligula Ptolemaios umbringen ließ, da dieser einen prächtigen Purpurmantel im Amphitheater trug und damit die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich gezogen hatte.[158] Ptolemaios hatte einen gravierenden Fehler begangen: Er war mit dem Kaiser auf der Ebene der Zeichen in Konkurrenz getreten.

Dieser Faktor war seit der Zeit des ersten *princeps*, Augustus, stets im Auge zu behalten. Während die Senatoren der Republik noch frei um Einfluss und Macht konkurrieren konnten, wie W. Eck betonte, waren durch den Kaiser als politisches Zentrum die Koordinaten verändert worden: „Der Herrscher mußte immer mitbedacht werden, wenn man sich in der Öffentlichkeit bewegte. Die Konkurrenz zu ihm mußte man vermeiden."[159] Das galt auch und gerade für die öffentliche Repräsentation. B. Wagner-Hasel hat die „politische Zeichenhaftigkeit von Luxusaufwand" betont, die erforderte, dass die Macht des Kaisers auch „auf der Ebene äußerer Zeichen" visualisiert wurde. Dabei mussten „Unterschiede zwischen dem Haus des Princeps und den Häusern seiner aristokratischen Standesgenossen" zwar sichtbar bleiben, aber gleichzeitig durfte der Aristokratie nicht die Möglichkeit zur Repräsentation genommen werden, denn das „hätte auch das Ende der Herrschaft des Kaisers bedeutet".[160] Kleidung spielte bei der Repräsentation eine besondere Rolle, wie E. Flaig nachdrücklich festgestellt hat. Sein für die republikanische Zeit entworfenes Szenario skizziert bereits die Probleme, die zu Beginn des Prinzipats akut wurden: „(E)ine mit politischer Symbolik befrachtete Kleidung [läßt] sehr viel weniger Gelegenheit zu ostentativem Konsum und damit zu Konkurrenz und Rivalität der herrschenden Klasse selber. Das ist von entscheidender Bedeutung für die soziale Einbettung der politischen Symbolik. Wäre nämlich die Kleidung nicht einer hochdifferenzierten politisch ausgerichteten Semiotik unterworfen gewesen, dann hätten reiche Adlige mit teueren und reichgeschmückten Kleidern die Aufmerksamkeit der römischen Bürger mehr in Beschlag genommen als ein Konsul in seiner toga praetexta. Die ästhetischen Zeichen hätten mit den politischen konkurriert; das hätte die politische Symbolik eines Teils derjenigen entgegenzubringenden Aufmerksamkeit beraubt, ohne die rigide Herrschaftsbeziehungen nicht funktionieren."[161] Genau diese Konkurrenzsituation entstand jedoch durch die Verbreitung von Seidenkleidern in der frühen Kaiserzeit. Mittels der Diskurse um Seidenkleidung wurde daher auch die Position der römischen Elite, im Besonderen der Senatoren und Ritter, gegenüber dem Kaiser ausgehandelt.[162]

Vor diesem Hintergrund stehen auch die Diskussionen um Aufwandsbeschränkungen gerade in der frühen Kaiserzeit.

E. Baltrusch beschrieb sie als eine Reaktion auf „politische, soziale und wirtschaftliche Fehlentwicklungen, deren Ursachen man in der Abkehr der Nobilität von der überlieferten Lebensweise vermutete" und denen man „mit einer Verrechtlichung des *mos maiorum*" zu begegnen suchte. Daher sei der Adressat der Gesetze die Aristokratie gewesen, auch wenn die meisten Gesetze sich formal an alle römischen Bürger wandten.[163] Den Grund für den Luxuskonsum sah Baltrusch vor allem darin, dass die Elite, besonders die Senatsaristokratie, bereits unter Augustus zunehmend ihren Einfluss auf die Politik verloren habe. Daraus resultierte ihr Wunsch, sich andere Distinktionsfelder zu suchen.[164]

Auch H. Medick stellte in seiner Untersuchung zu Kleiderordnungen fest, dass zum Zeitpunkt eines Verbotes oder der Einführung einer neuen Ordnung die alten Regeln der gegenwärtigen Lebenswirklichkeit bereits nicht mehr entsprachen. In der „Diskrepanz zwischen herrschaftlich gewollter und gesetzter Norm und sozialer Wirklichkeit" sah er den „Anlaß aller Kleiderordnungen". Die Änderungen solcher Ordnungen zeigten einen sozialen und historischen Wandel an.[165]

Die intensiven Diskussionen um Seide und besonders das unter Tiberius ausgesprochene Verbot für römische Männer, Seide zu tragen, legen nahe, dass auch sie Resultat eines grundlegenden sozialen Wandels waren, nämlich des Beginns des Prinzipats. Das von Baltrusch thematisierte Distinktionsstreben sollte daher nicht nur als Kompensationsstrategie gelesen werden, zumal die moralisch argumentierenden Quellen die Hintergründe der mit dem Luxusgüterkonsum verbundenen Konflikte nur teilweise nennen. Wie oben gezeigt, erfolgte diese Distinktion zudem nicht nur vertikal, sondern auch horizontal im Sinne einer Ausdifferenzierung innerhalb der Senatsaristokratie selbst.[166] B. Wagner-Hasel vermutete daher, dass „der Rekurs auf die republikanische Bescheidenheit in den Schriften eines Plinius, Seneca oder Tacitus vielleicht nichts anderes als der Versuch [war], dem Luxuskonsum einen neuen, kontrollierbaren Rahmen zu geben und die Lesbarkeit der politischen Ordnung über distinktive Zeichen wiederherzustellen."[167] Auch C. Edwards hat immer wieder die Kontrollfunktion moralischer Diskurse innerhalb der Elite betont und zugleich festgestellt, dass der Kaiser (in diesem Kontext Augustus) sich schrittweise den kompetitiven Anschuldigungen von unmoralischem Verhalten entzog, die in der Republik noch typisch für die politische Auseinandersetzung waren.[168]

Die oben angesprochenen, mit dem Beginn des Prinzipats veränderten Koordinaten in der sozialen Hierarchie zwangen nämlich nicht nur die Nobilität, sondern notwendigerweise auch den *princeps* immer wieder zu einer Aushandlung und erneuten Bestimmung seiner Position. Als besonders schwierig erwies sich der Widerstreit zwischen der offiziell kommunizierten Stellung des Herrschers als *primus inter pares* und dem tatsächlichen Machtgefälle. Einerseits sollte der *princeps* keinerlei Assoziationen mit Monarchen und Tyrannen wecken, andererseits musste seine herausgehobene Stellung auch auf der visuellen Ebene deutlich gemacht und berücksichtigt werden.

Die Situation wurde dadurch nicht einfacher, dass das Problem der jeweils statusangemessenen Repräsentation nicht nur innerhalb Roms bestand. Ein römischer Kaiser, der sich an die „Sitten der Vorväter" hielt und die als altrömische Tracht gepriesene Toga trug, wird wahrscheinlich so manchen Bürger des griechischen Ostens angesichts seiner nach östlichen Maßstäben schmucklosen Kleidung in Erstaunen versetzt haben. M. Reinhold zitiert das Beispiel des Judas Maccabaeus, der sich 167 v. Chr. darüber verwunderte, dass im Gegensatz zu den hellenistischen Königen die mächtigen römischen Senatoren weder Diademe noch

Purpur trugen.[169] Die selbstverständliche Verbindung von kaiserlicher Macht und Kleiderluxus zeigte sich auch in Flavius Josephus' oben zitierter Ausschmückung des kaiserlichen Triumphs mit Seide tragenden Soldaten. C. Edwards wies darauf hin, dass der direkte Vergleich mit dem hellenistischen Osten auf römischer Seite zum Einsatz von Vermögen führte, um Macht und Status zu erlangen und zu präsentieren, denn warum sollte ein römischer General von einem von ihm eroberten hellenistischen Prinzen übertroffen werden?[170]

Daher ist die Überlieferung bei Macrobius zumindest von der Sache her plausibel, nach der selbst Augustus (in den Darstellungen sonst Verfechter altrömischer Tugenden wie Bescheidenheit) sich über die Erkennbarkeit kostbaren tyrischen Purpurs Gedanken machte, aufgrund dessen ihn das römische Volk als *„bene cultum"* beurteilen konnte[171] – anders ausgedrückt, musste auch er in seiner Kleidung mithalten können und durfte nicht auf der Ebene der Zeichen von irgendeinem Mitglied der politischen Elite übertroffen werden.[172] Sueton, der den Charakter der Kaiser wie oben gesehen auch über deren Kleidung charakterisiert, unterstreicht freilich, dass Augustus mit der Toga für Männer die althergebrachte Tracht und Kleidung entsprechend dem *mos maiorum* wieder einführen wollte und auch sprachlich die Einfachheit künstlicher Übersteigerung vorzog.[173] Die widerstreitenden Ansprüche des wettbewerbsdämpfenden „Traditionsbewusstseins" und der Notwendigkeit zur Repräsentation in der stark hierarchisch organisierten politischen Elite waren gerade zu Beginn des Prinzipats ohne Frage nicht einfach zu vereinbaren.

Aus diesem Distinktionsanspruch und -bedürfnis des Kaisers heraus erklärt sich auch, warum allen moralischen Gegenstimmen zum Trotz in den Quellen immer wieder aufscheint, dass Seidenkleidung im kaiserlichen Kontext eine positive Konnotation besitzen konnte, wie Martial, Statius, Fronto und später auch Claudian belegen.[174] Möglicherweise ließ sich der herausgehobene kaiserliche Status zunächst am besten über die in kostbare Seide gekleidete Ehefrau visualisieren, wie in den anderen reichen Familien auch.[175] Dies könnte die erste positive Erwähnung von Seidenkleidung aus dem Besitz der *domina*, möglicherweise der Frau Domitians, bei Martial erklären. Allerdings werden Domitian selbst keine Seidenkleider zugeschrieben, auch wenn Seide in seiner Zeit beliebt gewesen zu sein scheint. Spätestens in Frontos Zeit scheint sich die Beurteilung von Seide für den Kaiser jedoch geändert zu haben, da er dem zukünftigen „guten" Kaiser Marc Aurel Kleider aus feiner Wolle oder Seide und Purpur als gut und erstrebenswert vorführt.[176]

Die zunehmende Akzeptanz von Seidenkleidung im hier untersuchten Zeitraum steht daher nicht nur für die Gewöhnung an eine neue Mode, sondern auch für die Anerkennung der neuen, auf den Kaiser ausgerichteten Gesellschaftsstrukturen mit ihrer ausgeprägten gesellschaftlichen Differenzierung und Hierarchisierung, die visuell erkennbar sein mussten. Es handelte sich dabei jedoch nicht um eine lineare Entwicklung, sondern um einen Aushandlungsprozess, innerhalb

dessen die Interessen aller Gruppen der politischen Elite berücksichtigt werden mussten. Seide eignete sich als exotisches Luxusgut besonders gut als Katalysator für diesen Prozess. C. Antonaccio stellte fest: „Exotic objects are often incorporated into a society's ideas about what is correct or fitting for a particular use, and leeds to definitions of both individuals and groups."[177] Seide bediente jedoch nicht nur das Bedürfnis nach Luxus und Distinktion, sondern bestach auch durch ihre Ästhetik und angenehmen Eigenschaften als Kleidungsmaterial.

So wäre Seneca sicherlich enttäuscht gewesen, wenn er die Antwort auf seine eingangs gestellte Frage in ihrem ganzen Ausmaß kennengelernt hätte: In Wirklichkeit hätte auch der Weiseste bereits zu seiner Zeit Seide aus den Kleidertruhen der römischen Elite nicht mehr fortzaubern können.

Bibliographie

von Albrecht 1994: M. von Albrecht, Geschichte der römischen Literatur von Andronicus bis Boëthius, 2 Bde., 2. Aufl., München.

Alexandridis 2000: A. Alexandridis, Exklusiv oder bürgernah? Die Frauen des römischen Kaiserhauses im Bild, in: C. Kunst – U. Riemer (Hrsg.), Grenzen der Macht. Zur Rolle der römischen Kaiserfrauen, Potsdamer Altertumswissenschaftliche Beiträge 3, Stuttgart, 9–28.

Alexandridis 2004: A. Alexandridis, Die Frauen des römischen Kaiserhauses. Eine Untersuchung ihrer bildlichen Darstellung von Livia bis Iulia Domna, Mainz.

Alföldi 1970: A. Alföldi, Die monarchische Repräsentation im römischen Kaiserreiche, Darmstadt.

Antonaccio 2002: C. Antonaccio, Warriors, Traders, and Ancestors. The Heroes of Lefkandi, in: J.M. Højte (Hrsg.), Images of Ancestors, Aarhus Studies in Mediterranean Antiquity 5, Aarhus, 13–42.

Arce 2005: J. Arce, Dress Control in Late Antiquity: Codex Theodosianus 14.10.1–4, in: A. Köb – P. Riedel (Hrsg.), Kleidung und Repräsentation im Mittelalter, MittelalterStudien 7, München, 33–44.

Baar 1990: M. Baar, Das Bild des Kaisers Tiberius bei Tacitus, Sueton und Cassius Dio, Beiträge zur Altertumskunde 7, Stuttgart.

Baltrusch 1988: E. Baltrusch, Regimen morum. Die Reglementierung des Privatlebens der Ritter und Senatoren in der römischen Republik, Berlin – New York.

Barié – Schindler 1999: P. Barié – W. Schindler (Hrsg. u. Übers.), M. Valerius Martialis. Epigramme, Lateinisch-deutsch, Darmstadt.

Bonamente 1980: M. Bonamente, Leggi suntuarie e loro motivazioni, in: Tra Grecia e Roma. Temi antichi e metodologie moderne, Rom, 67–91.

Cancik-Lindemaier 1998: H. Cancik-Lindemaier, Die Welt der Frau, metis 14, 20–30.

Christ 1997: A.T. Christ, The Masculine Ideal of „the Race that Wears the Toga“, Art Journal 56/2: How Men Look: On the Masculine Ideal and the Body Beautiful, 24–30.

Croom 2002 [2000]: A. Croom, Roman Clothing and Fashion, Stroud et al. [first paperback edition 2002].

D'Ambra 2007: E. D'Ambra, Roman Women, Cambridge Introduction to Roman Civilization, Cambridge.

Davies 2005: G. Davies, What Made the Roman Toga virilis?, in: L. Cleland – M. Harlow – L. Llewellyn-Jones (Hrsg.), The Clothed Body in the Ancient World, Oxford, 121–130.

Demandt 1997: A. Demandt, Das Privatleben der römischen Kaiser, München.

Devillers 2003: O. Devillers, Tacite et les sources des Annales. Enquêtes sur la méthode historique, Bibliothèque d'études classiques 36, Louvain – Paris – Dudley / MA.

Dierichs – Siebert 2006: A. Dierichs – A.V. Siebert, mit Beiträgen von I. Kaebelmann und B. Wagner-Hasel, Duftnoten. Was Griechen und Römern in die Nase stieg, Katalog zur Ausstellung im Kestner-Museum Hannover 02.02.–30.04.2006, Hannover.

Duden 1996: Duden: Rechtschreibung der deutschen Sprache, hrsg. von der Dudenredaktion, 21. völlig neu bearb. u. erw. Aufl. auf der Grundlage der neuen amtlichen Rechtschreibregeln, Bd. 1, Mannheim.

Eck 2005: W. Eck, Der Senator und die Öffentlichkeit – oder: Wie beeindruckt man das Publikum?, in: W. Eck – M. Heil (Hrsg.), Senatores populi Romani. Realität und mediale Präsentation einer Führungsschicht. Kolloquium der Prosopographia Imperii Romani vom 11.–13. Juni 2004, Stuttgart, Heidelberger Althistorische Beiträge und Epigraphische Studien 40, 1–18.

Edmonson 2008: J. Edmonson, Public Dress and Social Control in Late Republic and Early Imperial Rome, in: J. Edmonson – A. Keith (Hrsg.), Roman Dress and the Fabrics of Roman Culture, Studies in Greek and Roman History 1, Phoenix Suppl. 46, 21–46.

Edwards 1993: C. Edwards, The Politics of Immorality in Ancient Rome, Cambridge.

Edwards 1994: D.R. Edwards, The Social, Religious, and Political Aspects of Costume in Josephus, in: J.L. Sebesta – L. Bonfante (Hrsg.), The World of Roman Costume, Wisconsin Studies in Classics, Madison / Wisconsin, 153–159.

Ferrill 1991: A. Ferrill, Caligula. Emperor of Rome, London.

Flaig 1993: E. Flaig, Politisierte Lebensführung und ästhetische Kultur. Eine semiotische Untersuchung am römischen Adel, Historische Anthropologie 1, 193–217.

Flaig 2004 [2003]: E. Flaig, Ritualisierte Politik. Zeichen, Gesten und Herrschaft im Alten Rom, Historische Semantik 1, 2. Aufl., Göttingen.

Foxhall 1998: L. Foxhall, Cargoes of the Heart's Desire: The Character of Trade in the Archaic Mediterranean World, in: N. Fisher – H. van Wees (Hrsg.), Archaic Greece: New Approaches and New Evidence, London, 295–309.

George 2008: M. George, The ‚Dark Side' of the Toga, in: J. Edmonson – A. Keith (Hrsg.), Roman Dress and the Fabrics of Roman Culture, Studies in Greek and Roman History 1, Phoenix Suppl. 46, 94–112.

Gilbert – Chastenet 2007: F. Gilbert – D. Chastenet, La femme Romaine aus début de l'Empire, Collection „Histoire Vivante", Paris.

Gleba 2008: M. Gleba, Auratae vestes: Gold Textiles in the Ancient Mediterranean, in: C. Alfaro – L. Karalli (Hrsg.), Purpurae Vestes II, Valencia, 61–77.

Goette 1988: H.R. Goette, Mulleus – embas – calceus. Ikonographische Studien zu römischem Schuhwerk, Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts 103, 401–464.

Goette 1990: H.R. Goette, Studien zu römischen Togadarstellungen, Beiträge zur Erschließung hellenistischer und kaiserzeitlicher Skulptur und Architektur 10, Mainz.

Goldman 1994: N. Goldman, Roman Footwear, in: J./L. Sebesta – L. Bonfante (Hrsg.), The World of Roman Costume, Madison/Wisconsin – London, 101–129.

Good 1995: I. Good, On the Question of Silk in pre-Han Eurasia, Antiquity 69, 959–968.

Goodyear 1981: F.R.D. Goodyear, The Annals of Tacitus. Books 1–6, Edited with a Commentary, Cambridge.

Granger-Taylor 1987: H. Granger-Taylor, Two Silk Textiles from Rome and some Thoughts on the Roman Silk-Weaving Industry, CIETA-Bulletin 65, 13–31.

Grassmann 1966: V. Grassmann, Die erotischen Epoden des Horaz. Literarischer Hintergrund und sprachliche Tradition, München.

Harlow 2005: M. Harlow, Dress in the Historia Augusta: the Role of Dress in Historical Narrative, in: L. Cleland – M. Harlow – L. Llewellyn-Jones (Hrsg.), The Clothed Body in the Ancient World, Oxford, 143–153.

Hemelrijk 1999: E.A. Hemelrijk, Matrona Docta. Educated Women in the Roman Elite from Cornelia to Julia Domna, London – New York.

Herter 1960: H. Herter, Die Soziologie der antiken Prostitution, Jahrbuch für Antike und Christentum 3, 70–111.

Hildebrandt 2009: B. Hildebrandt, Seide als Prestigegut in der Antike, in: B. Hildebrandt – C. Veit (Hrsg.), Der Wert der Dinge. Güter im Prestigediskurs, Münchner Studien zur Alten Welt 6, München, 183–239.

Hildebrandt a: B. Hildebrandt, Sericarii: Silk Traders or Silk Workers?, in: M. Gleba – J. Pásztókai-Szeöke (Hrsg.), Work and Identity: The Agents of Textile Production and Exchange in the Roman Period (in Vorbereitung).

Hildebrandt b: B. Hildebrandt, Gewänder wie Nebel und Glas. Zur enthüllenden Verhüllung des Körpers, in: F. Gherchanoc – V. Huet (Hrsg.), „S'habiller et se déshabiller dans les mondes anciennes", Université Paris (in Vorbereitung).

Hildebrandt c: B. Hildebrandt, Am seidenen Faden. Die Herstellung von Seide in der Antike, in: E. Olshausen et al. (Hrsg.), Die Schätze der Erde. Natürliche Ressourcen in der antiken Welt (in Vorbereitung).

van den Hout 1999: M.P.J. van den Hout, A Commentary on the Letters of M. Cornelius Fronto, Mnemosyne Suppl. 190, Leiden et al.

Kádár 1967: Z. Kádár, Serica. Le rôle de la soie dans la vie économique et sociale de l'Empire romain, d'après les documents écrits. Les I[er] et II[e] siècles, Acta Classica Universitatis Scientiarum Debreceniensis 3, 89–98.

Kádár 1968: Z. Kádár, Serica. Le rôle de la soie dans la vie économique et sociale de l'Empire romain, d'après les documents écrits. Les III[e] siècle, Acta Classica Universitatis Scientiarum Debreceniensis 4, 79–84.

Kasulke 2005: C.T. Kasulke, Fronto, Marc Aurel und kein Konflikt zwischen Rhetorik und Philosophie im 2. Jh. n. Chr., Beiträge zur Altertumskunde 218, München – Leipzig.

Kay 1985: N.M. Kay, Martial Book XI. A Commentary, London.

Koestermann 1963: E. Koestermann, Cornelius Tacitus, Annalen, Band I, erläutert und mit einer Einleitung versehen, Heidelberg.

Kolb 1977: F. Kolb, Zur Statussymbolik im antiken Rom, Chiron 7, 239–259.

Lauffer 1971: S. Lauffer, Diokletians Preisedikt, Berlin.

Loschek 2005: I. Loschek, Reclams Mode- und Kostümlexikon. 5. aktualisierte u. erweiterte Aufl., Stuttgart.

Manfredini 1985: A.D. Manfredini, Qui commutant cum feminis vestem, Revue Internationale des Droits de l'Antiquité 32, 3[e] ser., 257–271.

Mankin 1995: D. Mankin, Horace Epodes, Cambridge.

McDonnell 2006: M. McDonnell, Roman Manliness. Virtus and the Roman Republic, Cambridge.

Medick 1994: H. Medick, Eine Kultur des Ansehens. Kleidung und Kleiderfarben in Laichingen 1750–1820, Historische Anthropologie 2, 193–214.

Meyer-Zwiffelhoffer 1995: E. Meyer-Zwiffelhoffer, Im Zeichen des Phallus. Die Ordnung des Geschlechtslebens im antiken Rom, Frankfurt a.M. – New York.

Milnor 2005: K. Milnor, Gender, Domesticity, and the Age of Augustus. Inventing Private Life, Oxford Studies in Classical Literature and Gender Theory, Oxford.

Münstermann 1995: H. Münstermann, Apuleius. Metamorphosen literarischer Vorlagen, Beiträge zur Altertumskunde 69, Stuttgart-Leipzig.

Muthesius 2004: A. Muthesius, Studies in Silk in Byzantium, London.

Newlands 2002: C.E. Newlands, Statius' Silvae and the Poetics of Empire, Cambridge.

Olson 2008: K. Olson, Dress and the Roman Woman. Self-presentation and Society, London – New York.

Reinhold 1970: M. Reinhold, History of Purple as a Status Symbol in Antiquity, Latomus Revue d'Études Latines 116, Brüssel.

Richlin 1981: A. Richlin, Approaches to the Sources on Adultery at Rome, in: H.P. Foley (Hrsg.), Reflections of Women in Antiquity, New-York – Paris – London, 379–404.

Richter 1929: G.M.A. Richter, Silk in Greece, American Journal of Archaeology 33, 27–33.

Scharf 1994: U. Scharf, Straßenkleidung der römischen Frau, Europäische Hochschulschriften Reihe III, Bd. 585, Frankfurt u.a.

Schenke 2003: G. Schenke, Schein und Sein. Schmuckgebrauch in der römischen Kaiserzeit. Eine sozio-ökonomische Studie anhand von Bild und Dokument, Monographs on Antiquity 1, Louvain – Dudley / MA.

Schmidt-Colinet – Stauffer – Al-Asᶜad 2000: A. Schmidt-Colinet – A. Stauffer – K. Al-Asᶜad, Die Textilien aus Palmyra. Neue und alte Funde, Damaszener Forschungen Bd. 8, Mainz.

Schneider 1974: H. Schneider, Wirtschaft und Politik. Untersuchungen zur Geschichte der späten römischen Republik, Erlanger Studien 3, Erlangen.

Scholz 1992: B.I. Scholz, Untersuchungen zur Tracht der römischen matrona, Arbeiten zur Archäologie, Köln u.a.

Scholz 2005: P. Scholz, Zur öffentlichen Repräsentation römischer Senatoren und Magistrate. Einige Überlegungen zur (verlorenen) materiellen Kultur der republikanischen Senatsaristokratie, in: T.L. Kienlin (Hrsg.), Die Dinge als Zeichen: Kulturelles Wissen und materielle Kultur, Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie 127, 409–431.

Scott 1993: P. Scott, The Book of Silk, London.

Sebesta 1994 a: J.L. Sebesta, Introduction, in: dies. – L. Bonfante (Hrsg.), The World of Roman Costume, Wisconsin Studies in Classics, Madison / Wisconsin, 3–10.

Sebesta 1994 b: J.L. Sebesta, The Costume of the Roman Woman, in: dies. – L. Bonfante (Hrsg.), The World of Roman Costume, Madison / Wisconsin – London, 46–53.

Sebesta 1998: J.L. Sebesta, Women's Costume and Feminine Civic Morality in Augustan Rome, in: M. Wyke (Hrsg.), Gender and the Body in the Ancient Mediterranean, Oxford et al. 1998, 105–117.

Shatzman 1975: I. Shatzman, Senatorial Wealth and Roman Politics, Collection Latomus 142, Bruxelles.

Stone 1994: S. Stone, The Toga: From National to Ceremonial Costume, in: J.L. Sebesta – L. Bonfante (Hrsg.), The World of Roman Costume, Madison / Wisconsin – London, 1–45.

Stout 1994: A.M. Stout, Jewelry as a Symbol of Status in the Roman Empire, in: J.L. Sebesta – L. Bonfante (Hrsg.), The World of Roman Costume, Madison / Wisconsin – London, 77–100.

Thorley 1971: J. Thorley, The Silk Trade between China and the Roman Empire at its Height, circa A.D. 90–130, Greece&Rome (2nd ser.) 18, 71–80.

Tracy 1976: V.A. Tracy, Roman Dandies and Transvestites, Echos du Monde Classique / Classical News and Views 20, 60–63.

Veblen 2007 [1899]: T. Veblen, The Theory of the Leisure Class, edited with an Introduction and Notes by Martha Banta, Oxford.

Vout 1996: C. Vout, The Myth of the Toga: Understanding the History of Roman Dress, Greece&Rome 2nd ser. 43/2, 204–220.

Wagner-Hasel 2002: B. Wagner-Hasel, Verschwendung und Politik in Rom. Überlegungen zur politischen Semantik des Luxuskonsums in der späten Republik und frühen Kaiserzeit, Historische Anthropologie 10/3, 325–353.

Watson 2003: L.C. Watson, A Commentary on Horace's Epodes, Oxford.

Weeber 1995: K.W. Weeber, Alltag im Alten Rom. Ein Lexikon, 2. Aufl., Zürich.

Weeber 2003: K.W. Weeber, Luxus im Alten Rom, Darmstadt.

Wilkinson 2005: S. Wilkinson, Caligula, London.

Williams 1999: C.A. Williams, Roman Homosexuality. Ideologies of Masculinity in Classical Antiquity, New York – Oxford.

Winterling 2004: A. Winterling, Caligula, München.

Wyke 2002: M. Wyke, The Roman Mistress. Ancient and Modern Representations.

Mein Dank für Diskussionen und vielfache Anregungen gilt (in chronologischer Reihenfolge) den Kolleginnen und Kollegen des Graduiertenkollegs „Formen von Prestige in Kulturen des Altertums", München; dem Althistorischen Kolloquium in Freiburg unter Leitung von M. Bernett; dem Göttinger Althistorischen Kolloquium unter der Leitung von G. A. Lehmann; den Teilnehmer/-innen der Tagung des Projektes *DressID / Clothing and Identities: New Perspectives on Textiles in the Roman Empire* in Hallstatt; den Kolleginnen und Kollegen des *Centre for Textile Research* Kopenhagen; B. Wagner-Hasel, B. Dunsch, M. Müller, A. Stauffer sowie U. Rothe für wichtige Literaturhinweise. I. Loschek erreicht dieser Dank nicht mehr. Ihrem Andenken sei dieser Aufsatz gewidmet.

[1] Sen. epist. 90,15. Ich folge der Lesart von Fickert (*sericorum* statt *servorum* oder *Serum*). Übersetzung nach M. Rosenbach.

[2] Zu den frühesten Quellen zu Seide s. u. Zusammenfassende Darstellungen und Diskussionen der kaiserzeitlichen Textquellen bei Kádár 1967; Kádár 1968; Hildebrandt 2009. Die Datierungen antiker Texte folgen, wenn nicht anders angegeben, von Albrecht 1994.

[3] Aristot. hist. an. 5,19 (551 b 10–15). Zu Seidenarten und -gewinnung:. Richter 1929; Good 1995 sowie demnächst Hildebrandt c. Wenn im Folgenden von „Seide" ohne weiteren Erläuterungen gesprochen wird, ist die „fernöstliche" Variante gemeint.

[4] Die Frage nach verschiedenen Seidenarten und ob Begriffe wie *bombycina* oder *Coae vestes* auch *serica* / „serische" Seidenkleidung bezeichnen konnten, soll an anderer Stelle erörtert werden: Hildebrandt 2009 b, c.

[5] Prok. BG 4,17,1–8. Dazu demnächst Hildebrandt 2009 c.

[6] Zu den Transportwegen von *serica* zu Land und zu Wasser im 1. Jh. n. Chr. vgl. etwa den *Periplus Maris Erythraei* 39;49;56. Zu Seidenherstellern und -händlern (*sericarii*) demnächst Hildebrandt a.

[7] Plin. nat. 37,78: *Rerum autem ipsarum maximum est pretium […] in fronde […] Sericis vestibus*. Plin. nat. 12,1: *vestes ad Seras peti*. Purpurgefärbte Rohseide (*metaxablátte*) ist das teuerste Produkt im Diokletianischen Preisedikt: 24,1a (Lauffer 1971, 167). Aurelian soll seiner Frau das Tragen eines purpurnen seidenen *palliums* untersagt haben, da es nicht sein könne, dass ein Pfund Seide in Gold aufgewogen werde: SHA Aurelian. 45,7.

[8] Zum Vermögen der Elite: Shatzman 1975, 14. 35f. Vgl. auch die Ausführungen unten, bes. Anm. 135.

[9] Ihre Urteile entsprechen zwar in Teilen denen der römischen Moralisten, aber ihre Begründungen sind andere. Der jeweilige kulturelle Hintergrund führt zudem gerade bei Luxusdiskursen oft zu entscheidenden Nuancen in der Bewertung. Vgl. zu den Bewertungen von Seide auch Hildebrandt 2009.

[10] Edwards 1993, 17 machte darauf aufmerksam, dass viele der Autoren gerade nicht aus der traditionellen römischen Elite stammten. Siehe auch Schneider 1974, 203 für die spätrepublikanische Zeit, der feststellte, dass vor allem *homines novi* aus nicht-senatorischen Familien wie Cato, Cicero und Sallust Luxus kritisierten. Die Frage, ob und wenn ja inwiefern im Laufe der Zeit eine Textauswahl, etwa durch christliche Kopisten (vgl. Edwards 1993, 32f.), stattgefunden hat und damit andere Darstellungen und Sichtweisen weitestgehend eliminiert wurden, kann hier nicht thematisiert werden. Zur Terminologie der Luxuskritik vgl. Edwards 1993 und Weeber 2003.

[11] Edwards 1993, bes. 4f., 9–12.

[12] Edwards 1993, bes. 1–19. Tacitus berichtet, dass sich Senecas Vermögen durch die Gunst des Kaisers um 300 Millionen Sesterzen vermehrt habe: Tac. ann. 13,42. Cassius

Dio spricht von 75 Millionen Denaren Vermögen: Cass. Dio 61,10,3 (Xiphilinos). Cassius Dio schreibt ihm außerdem 500 Citrusholztische zu (die Historizität der Angabe ist jedoch zweifelhaft): Cass. Dio 61,10,3 (Xiphilinos). Diese Tische (*mensae citreae*) waren eines der teuersten Luxusgüter seiner Zeit, wie Seneca selbst bezeugt: Ein Exemplar entsprach im Preis leicht dem jährlichen Minimalcensus für den Senatorenstand: Sen. ben. 7,9,2; vgl. Weeber 2003, 112f.

[13] A. Stauffer wies in Gesprächen und in einer E-Mail vom 27.01.2010 mit Nachdruck auf diesen Aspekt hin. Es ist jedoch nicht ohne Weiteres möglich, anhand der oft sparsamen Angaben in den Schriftquellen eine Entwicklung aufzuzeigen, etwa von dünnen Seidenstoffen am Beginn der Kaiserzeit zu generell voluminöseren am Ende der Antike: Noch Commodus wird in der *Historia Augusta* ein dünnes Seidengewand zugeschrieben, unter dem sich seine Leistengegend abzeichnete (SHA Comm. 13,1: *vitio etiam inter inguina prominenti, ita ut eius tumorem per sericas vestes populus Romanus agnosceret*). Ob es sich hier um einen tradierten Topos handelt oder ob im 4. Jh. n. Chr. unterschiedliche Seidenqualitäten genutzt wurden, kann nur eine Untersuchung der archäologischen Funde sowie der bildlichen Darstellungen von Gewändern und ihr Vergleich mit den Nachrichten der Schriftquellen zu Seide erhellen, die bisher ein Desiderat ist. Naturwissenschaftliche Untersuchungen von Textilien nehmen dankenswerterweise in den letzten Jahren zu (zu den Textilien von Palmyra: Schmidt-Colinet – Stauffer – Al-As[c]ad 2000). Die Auseinandersetzung mit verschiedenen Seidenarten und den Vorstellungen von der Seidengewinnung soll an anderer Stelle erfolgen (Hildebrandt c).

[14] Sen. ben. 7,9,5: *Video sericas vestes, si vestes vocandae sunt, in quibus nihil est, quo defendi aut corpus aut denique pudor possit, quibus sumptis parum liquido nudam se non esse iurabit. Hae ingenti summa ab ignotis etiam ad commercium gentibus accersuntur, ut matronae nostrae ne adulteris quidem plus sui in cubiculo, quam in publico ostendant.* Deutsche Übersetzung: M. Rosenbach.

[15] Zu Ägypten als Umschlagplatz für den über Indien verlaufenden Seidenhandel im 1. Jh. n. Chr. vgl. z. B. Peripl. m. r. 39.49, s. auch Anm. 6.

[16] Flor. epit. 1,24,9 [II 8]: *hic ille positis aureis sericisque tentoriis*; ebd. 1,46,7 [III,11]: *itaque vixdum venerat Carrhas, cum undique praefecti regis Silaces et Surenas ostendere signa auro sericisque vexillis vibrantia.* Thorley 1971, 71 scheint es für möglich zu halten, dass die Parther bereits chinesische Seide kannten.

[17] Strab. 15,1,20.

[18] Verg. georg. 2,121: *velleraque ut foliis depectant tenuia Seres.*

[19] Serv. georg. 2,121: *sunt quidam in arboribus vermes et bombyces appellantur, qui in aranearum morem tenuissima fila deducunt, unde est sericum.* Zu den verschiedenen Vorstellungen von der Seidenproduktion in der Antike s. demnächst Hildebrandt c.

[20] Hor. epod. 8,11–18: *Esto beata, funus atque imagines / ducant triumphales tuum, / nec sit marita quae rotundioribus / onusta bacis ambulet. / quid? Quod libelli stoici inter Sericos / iacere pulvillos amant / inlitterati num minus nervi rigent / minusve languet fascinum?* Zur sprachlichen Gestaltung siehe Grassmann 1966, 47–70; Watson 2003, 287–309. Die Dargestellte lässt sich historisch nicht fassen, da der Autor mit Anspielungen sowohl auf eine adelige Matrone als auch auf eine Prostituierte verweist. Vgl. auch Watson 2003, 293; Mankin 1995, 152f.; Kádár 1967, 90. Zu Perlen als Luxusgütern: Weeber 2003, 105–110. Zu den Ahnenbildern vgl. Flaig 2004 [2003], 62–66. Zur Bildung von Frauen der Elite: Hemelrijk 1999, bes. 54, 253 Anm. 148 (die Horaz' Darstellung in der genannten Epode allerdings zu wörtlich

nimmt). Zur Verbindung von gepflegtem Äußeren und Bildung s. auch D'Ambra 2007, 122–124 mit einer Abb. aus Karthago aus der Mitte des 2. Jh.s n. Chr.

[21] So stellt Watson 2003, 306 fest: „[S]ilk not only suggests a taste for luxury but had associations with prostitution." Vgl. auch Herter 1960, 93. Grundlegend zu den moralischen Diskursen der frühen Kaiserzeit, die eng mit Luxus verbunden waren: Edwards 1993. Auf Möglichkeiten und Grenzen, die jeweiligen literarischen Gattungen und Autoren zum Thema Ehebruch historisch auszuwerten, hat bereits Richlin 1981 aufmerksam gemacht. Eine umfassende Diskussion der Moraldiskurse um Ehebruch bei Edwards 1993, bes. 34–62; Wyke 2000. Vgl. Anm. 105f.

[22] Vgl. auch Wyke 2002, bes. 11–45, die die Schwierigkeiten einer wörtlichen Interpretation der Elegien in augusteischer Zeit aufzeigt.

[23] Prop. 1,14,21f.: *et miserum toto iuvenem versare cubili: / quid relevant variis serica textilibus*?

[24] Mart. 3,82,7: *effultus ostro sericisque pulvillis.*

[25] Apul. met. 10,34,4: *lectus […] veste serica floridus.*

[26] Prop. 4,8,23: *serica nam taceo vulsi carpenta nipotis.* Kádár 1967, 90 verweist in Bezug auf dieses Gedicht auf die Konnotationen von *effeminatio* und *luxuria.*

[27] Prop. 2,3,15: *nec si qua Arabio lucet bombyce puella.*

[28] Vgl. Yates, zit. bei Kádár 1967, 90. Zu den verschiedenen Seidenarten s. demnächst Hildebrandt c.

[29] Anth. Lat. 213 (= A. Baehrens, Poetae Latini Minores, Vol. IV, Leipzig 1882; D.R. Shackleton Bailey, Anthologia Latina I, Carmina in Codicibus Scripta 1, Libri Salmasiani Aliorumque Carmina, Stuttgart 1982, Nr. 10 S. 45): *Pinge, precor, pictor, tali candore puellam, / qualem finxit amor, qualem meus ignis anhelat. / nil pingendo neges: tegat omnia Serica vestis, / quae totum prodat tenui velamine corpus: / te quoque pulset Amor, crucient pigmenta medullas. / si bonus es pictor, miser in suspiria pinge.* Zu durchsichtigen Gewändern vgl. demnächst Hildebrandt b.

[30] Ov. am. 1,14,6: *vela colorati qualia Seres habent.*

[31] Tac. ann. 2,33. Vgl. zu dem Beschluss auch Cass. Dio 57,15,1. Zu Aufwandsgesetzen der römischen Republik und der frühen Kaiserzeit grundlegend Baltrusch 1988, 40–61. Zu Luxusgütern aus dem Osten in der späten Republik und frühen Kaiserzeit vgl. auch Wagner-Hasel 2002, bes. 342ff.

[32] Baltrusch 1988, 155f.

[33] Devillers 2003, 54f.

[34] Vgl. dazu auch Koestermann 1963, 111f.

[35] Baltrusch 1988, 155 m. Anm. 148, 150; s. auch Wagner-Hasel 2002, 335; Hildebrandt 2009, 205–211.

[36] Tac. ann. 2,33,1.

[37] Zur Formulierung: Goodyear 1981, 288. Baltrusch 1988, 131 erklärt, dass „der Adressat der Gesetze die Aristokratie (war), auch wenn die meisten Gesetze sich formal an alle römischen Bürger wandten."

[38] Hierzu und im Folgenden: Tac. ann. 2,33,2–4.

[39] Ein Argument, das von den Luxusgegnern hingegen als Beleg für den Verfall der Sitten herangezogen wird. Die negativen Auswirkungen der Neueroberungen beklagt laut Tacitus auch Tiberius: Tac. ann. 3,53.54. Die Luxusbefürworter verweisen jedoch auf „uralte Erfahrungen" (*e vetustissimis moribus:* Tac. ann. 2,33,2) hinsichtlich des Zuwachses an Reichtum und versuchen damit, den von den Luxusgegnern als einfach beschworenen Lebensstil der Vorväter, den *mos maiorum*, argumentativ umzudeuten.

[40] Tac. ann. 2,33,4. Übersetzung: E. Heller.

[41] Zur Schwierigkeit, die Anschuldigungen in den moralisierenden Diskursen wörtlich zu nehmen: Edwards 1993. Beispiele von moralisierenden Autoren, denen Luxuskonsum nachgesagt wurde: Wagner-Hasel 2002, 345; s. auch Anm. 12. Zum Problem der Trennung von „privat" und „öffentlich" in der späten Republik und frühen Kaiserzeit vgl. Wagner-Hasel 2002, bes. 329 m. Anm. 21. Ich meine, dass die Sichtbarkeit eine zentrale Rolle spielte (vgl. dazu demnächst Hildebrandt b).

[42] Baar 1990, 14: „Die grundsätzliche Absicht des Tacitus (wie in der gesamten römischen Historiographie) ist […] pädagogisch-protreptisch; die senatorische Führungsschicht, für die Tacitus vor allem schrieb, sollte politisch belehrt und zum rechten Handeln aufgefordert werden."

[43] Thorley 1971; Baltrusch 1988, bes. 158; Baar 1990, 59 (zu den Gesetzen). Der ökonomische Aspekt des Luxusgüterkonsums wurde vielfach diskutiert. So beklagte angeblich Tiberius, dass vor allem für die von Frauen gewünschten Luxusgüter riesige Geldsummen ins Ausland gingen: Tac. ann. 3,53. Plinius spricht von 100 Mill. Sesterzen pro Jahr: Plin. nat. 12,84. Vgl. dazu auch Baltrusch 1988, 123.

[44] Cass. Dio 59,12,2: καὶ παραπετάσμασι σηρικοῖς, ὥς γέ τινές φασι, χρησάμενος.

[45] Cass. Dio 43,24,2: ἵνα γὰρ μηδένα τῶν θεωμένων ὁ ἥλιος λυπήσῃ, παραπετάσματα ὑπὲρ αὐτῶν σηρικά, ὥς γέ τινές φασιν, ὑπερεπέτασεν. – „Wenn ich nämlich ein einziges Beispiel der damaligen Verschwendungssucht anführe, werde ich damit eine Vorstellung auch von all dem anderen vermitteln: Auf daß die Sonne keinen der Zuschauer belästige, ließ er [scil. Caesar] über sie, wie einige wenigstens berichten, seidene Vorhänge [im Sinne von „Sonnensegel", Anm. d. A.] spannen." Übersetzung: O. Veh).

[46] Vgl. zum Vorwurf der *mollitia* und *effeminatio*: Meyer-Zwiffelhoffer 1995, bes. 134–138; Edwards 1993, bes. 63–97.

[47] Cass. Dio 59,26,10: „Der eben genannten Kostüme bediente sich nun der Kaiser, wenn er einen Gott spielte. […] Sonst erschien er gewöhnlich in der Öffentlichkeit in einem Seiden- (ἔν τε τῇ σηρικῇ […] σκευῇ) oder Triumphalgewand." (Übers.: O. Veh)

[48] Suet. Cal. 52,1–5: *Vestitu calciatuque et cetero habitu neque patrio neque civili, ac ne virili quidem ac denique humano semper usus est. saepe depictas gemmatasque indutus paenulas […] in publicum processit; […] aliquando sericatus et cycladatus; […] nonnumquam socco muliebri […]* (Übers.: H. Martinet).

[49] Auch Harlow 2005, 148 deutet Suetons Beschreibung von Caligula als *„sericatus et cycladatus"* als Hinweis auf die *effeminatio* des Kaisers, die ihn neben seiner Bevorzugung des luxuriösen Materials Seide als Herrscher diskreditiert. Zur *mollitia* s. auch Edwards 1993, 63–97.

[50] Verg. Aen. 1,286; Edmonson 2008. Zur männlichen Kleidung ausführlich s. u.

[51] Tac. ann. 3,53,4: *promiscas viris et feminis vestes.*

[52] Die Forschungsmeinungen sind diesbezüglich deutlich polarisiert. Ferrill 1991, 10 konstatierte: „the real Caligula […] was in fact a monster", dagegen bezeichnete ihn Wilkinson 2005, 80 als „a competent, young, intelligent emperor". Neue Deutungsmuster bietet Winterling 2004.

[53] C. Witschel, „Verrückte Kaiser"? Zur Selbststilisierung und Repräsentation des Caligula, Nero, Domitian, Commodus und Elagabal, Vortrag gehalten am 04.05.2006 im Graduiertenkolleg in München. Die unterschiedlichen Darstellungsweisen und -absichten der jeweiligen Genres sind bei der Interpretation von zentraler Bedeutung: Vgl. Davies 2005, bes.

128: „[…] whatever they might wear in reality, emperors did continue to be presented in art wearing the toga, as a way of indicating their devotion to their civil duties: such representations appear alongside the other more dramatic images available for emperors (such as the heroic nude or a statue in armour […])"; Harlow 2005, 145: „In visual representations emperors usually appear in one of the three guises: the general / victor in military dress; as the serving first citizen in toga; as sacrificing priest with toga pulled over the head." Zur Abhängigkeit der Darstellung vom Medium vgl. auch die Beispiele bei Alexandridis 2000, 10.

[54] Gespräch mit A. Winterling, Hannover 19.05.2009.

[55] Zu Seide in byzantinischer Zeit umfassend Muthesius 2004, bes. 2–27, 67–84, 85–108.

[56] Sen. epist. 90,15; Sen. benef. 7,9,5; vgl. auch Sen. Phaedr. 387: *Removete, famulae, purpura atque auro inlitas / vestes, procul, sit muricis Tyrii rubor, / quae fila ramis ultimi Seres legunt: / brevis expeditos zona constringat sinus, / cervix monili vacua, nec niveus lapis / deducat auris, Indici donum maris; / odore crinis sparsus Assyrio vacet.*

[57] Exemplarisch seien genannt: Sen. contr. 2,5,7: *vestemque nihil in matrona tecturam concupivit*; Sen. contr. 2,7,4: *Prodite […] paulo obscurias quam posita veste nudae*. Vgl. auch Kádár 1967, 91.

[58] Lucan. 10,137–143: *et immodice formam fucata nocentem, / […] candida Sidonio perlucent pectora filo, / quod Nilotis acus compressum pectine Serum / solvit et extenso laxavit stamina velo*. Deutsche Übersetzung nach W. Ehlers. Zur Darstellung Kleopatras in augusteischer Zeit s. auch Wyke 2002 Kap. 6, 195–243.

[59] Siehe dazu Thorley 1971, 77 und Granger-Taylor 1987, 25f. Scott 1993, 78f. hat dagegen betont, dass ein Gewebe aus feinen, ungesponnenen Seidenfäden ungeeignet ist, wieder aufgetrennt zu werden, und das Ergebnis wohl unbefriedigend wäre.

[60] Ich danke Maj Ringgaard, Irene Skals und Martin Ciszuk für diese Interpretation und ihre Diskussionsbereitschaft. Vgl. dazu die Ausführungen und die Abbildungen plissierter Stoffe bei Scott 1993, 79, 228. Auch Stone 1994, 25, 34 nimmt an, dass die Falten des Umbos der späten Togaform durch unsichtbare Stiche in Form gehalten wurden.

[61] Plin. nat. 6,54: *ut in publico matrona traluceat*. Zu den verschiedenen antiken Vorstellungen, wie Seide gewonnen werde bzw. welcher Art das von den Serern stammende Material sei, s. demnächst Hildebrandt c.

[62] Plin. nat. 11,26: *ut denudet feminas vestis*. Auch Martial erwähnt den durch *bombycina* durchscheinenden weiblichen Körper: Mart. 8,68,7.

[63] Plin. nat. 21,8: *lautissimum quippe habetur e nardi folio eas dari aut veste serica versicolori, unguentis madida. hunc habet novissime exitum luxuria feminarum*. Parfüme gehörten ebenfalls zu den Luxusgütern, vgl. Dierichs – Siebert 2006.

[64] Plin. nat. 11,27: *nec puduit has vestes usurpare etiam viros levitatem propter aestivam: in tantum a lorica gerenda discessere mores ut oneri sit etiam vestis*. Deutsche Übersetzung: R. König mit J. Hopp.

[65] Mart. 9,37,3: *nec dentes aliter quam Serica nocte reponas*.

[66] Mart. 11,27,11: *nec nisi prima velit de Tusco Serica vico*. Der *vicus Tuscus* ist in den Worten von P. Barié und W. Schindler 1999 eine „vom Forum ausgehende Einkaufsstraße, in der u. a. die Parfüm- und Kleiderhändler ihre Buden hatten, ein regelrechtes Shopping center": ebd. 1389 (*ad* 11,27,11).

[67] Mart. 11,8,5: *[…] de Palatinis dominae […] Serica prelis*. Zu duftender Kleidung: Kay 1985, 84. M. Müller machte mich darauf aufmerksam, dass das feine Seidengewebe nicht in den üblichen mit Kleiderpressen in Verbindung gebrachten Vorrichtungen behandelt werden

kann, ohne Schaden zu nehmen. Die Behandlung zum Glätten bzw. Plätten der Seide wird daher wohl eine schonendere gewesen sein (es ist jedoch fraglich, ob Martial sich für diese Details interessiert hat). In den großen *domus* gab es nach Auskunft von Inschriften Bedienstete, die anscheinend nur für seidene Textilien und damit möglicherweise auch deren Reinigen und Plätten zuständig waren: Hildebrandt a.

[68] Kay 1985, 1.

[69] Kádár 1967, 94 weist es ohne Angabe von Gründen Domitia, der Ehefrau des Domitian, zu. Kay 1985, 84 legt sich dagegen nicht fest und verweist sowohl auf Domitian als auch auf Nerva, wenngleich mit der Feststellung: „(I)t is still a little strange that M(artial) should use it [sc. dominae] of Nerva's wife when he carefully avoids any association of *dominus* with the emperor himself."

[70] Stat. silv. 3,4, 88–90: *accurrunt teneri Paphia cum matre volucres / expediuntque comas et serica pectore ponunt / pallia.*

[71] Newlands 2002, 106f.

[72] Stat. silv. 5,1,213–215: *et altis / ipsa toris Serum Tyrio que umbrata recumbit / tegmine.*

[73] Newlands 2002, bes. 110, 112, 116–117.

[74] Newlands 2002, 243, 265, 290.

[75] Quint. inst. 12,10,47: *Do tempori, ne hirta toga sit, non ut serica.* Zur Toga vgl. Goette 1990; Stone 1994; Vout 1996 sowie auch Scholz 2005. Ausführlich zur Männerkleidung s. u.

[76] Zu durchsichtigen Gewändern s. demnächst Hildebrandt b.

[77] Ios. bell. Iud. 7,4,123: κἀκεῖνοι […] ἦσαν ἐν ἐσθήσεσιν σηρικαῖς.

[78] Edwards 1994, bes. 153, 155, 157, der den Gebrauch von Seide allerdings nicht gesondert kommentiert. Bereits eingangs wurde auf die Probleme hingewiesen, die sich bei der Beurteilung von Luxusgütern in der Antike aus den kulturell bedingt unterschiedlichen Sichtweisen auf Aufwand ergeben. Vgl. auch Anm. 9.

[79] Solche Vergleiche waren nicht unüblich: van den Hout 1999, 50 (ad 19,4–5). Zur Neudatierung nach W. Eck (142 statt 143 n. Chr.): Kasulke 2005, 217 m. Anm. 75.

[80] Fronto ad M. Caes. 2,2,3 [1,8,3 / 2,1,3 (Haines)]; 19,4–6 (van den Hout): *Vestem quoque lanarum <malo> mollitia delicatam esse quam colore muliebri, filo tenui aut serico, pupuream ipsam, non luteam nec crocatam. Vobis praeterea, quibus purpura et cocco uti necessarium est, eodem cultu nonnumquam oratio quoque est amicienda.*

[81] Vgl. Anm. 13, 92. Zu durchsichtigen Gewändern s. demnächst Hildebrandt b.

[82] van den Hout 1999, 50 verweist bezüglich Frontos Angabe *serico* auf antike Autoren, die Seidenkleidung reichen Frauen und effeminierten Männer zuschreiben (*ad* 19,4). Das suggeriert freilich, dass Fronto Marc Aurel einen Rat gibt, der den zukünftigen Kaiser in die Nähe von Matronen und *effeminati* rückt, wovon nicht auszugehen ist.

[83] Die Datierung wird diskutiert, doch spricht einiges für die frühen 70er Jahre des 2. Jh.s n. Chr.: Münstermann 1995, 122–129, bes. 127. Vgl. auch Kádár 1967, 97.

[84] Apul. met. 4,31,7: *ille serico tegmine flagrantiae solis obsistit inimici.*

[85] Apul. met. 8,27,3: *deamque serico contectam amiculo mihi gerendam imponunt.*

[86] Apul. met. 11,8,1f. spricht von *serica veste.*

[87] Apul. met. 6,28,6: *sinu serico progestans nucleos <et> edulia mitiora.*

[88] Apul. met. 10,34,5: *veste serica floridus.*

[89] Apul. met. 4,8,2: *vestisque sericae et intextae filis aureis invehebant.* Zu golddurchwirkten Textilien: Gleba 2008.

[90] Harlow 2005; Hildebrandt 2009, 196–199.

[91] SHA Aur. 17,4: *vendidit […] vestem uxoriam sericam et auratam*; Eutr. 8,13,2: *uxoriam ac suam sericam et auream vestem.*

[92] Cass. Dio 73,17,3 (Xiphilinos): ἐνέδυνε δέ […] χιτῶνα χειριδοτὸν σηρικὸν λευκὸν διάχρυσον; SHA Comm. 13,1 (vgl. Anm. 13, 81). Weitere Textstellen zu Commodus' Kleidung bei Kádár 1967, 98.

[93] SHA Pert. 7,8: *auctio sane rerum Commodi in his insignior fuit: vestis subtegmine serico aureis filis [insignior].*

[94] Galen. method. med. XIII 22: […] τῶν νημάτων τι τῶν σηρικῶν ὀνομαζομένων; De cogn. 9: […] ὥσπερ τῶν σειρικῶν ὀνομαζομένων. Vgl. Kádár 1967, 97.

[95] Duden 1996, 499 (s. v. Mode).

[96] Loschek 2005, 373f. (s. v. Mode).

[97] Vgl. Hildebrandt 2009.

[98] Zum letzten Punkt: Manfredini 1985; Williams 1999, bes. Kap. 4 (Effeminacy and Masculinity). Edwards 1993, bes. 68–70, 77f. Zur Konzipierung römischer Männlichkeit s. auch McDonnell 2006. Vgl. Anm. 122.

[99] Zur *Historia Augusta* vgl. Harlow 2005 und Hildebrandt 2009, bes. 196–199. Zur positiven Bewertung von Seide bei Claudian s. Hildebrandt 2009, 221, 229 (eine Arbeit zu den Seidenkleidern der Kaiser ist in Vorbereitung). In diesem Zusammenhang ist die Frage nach unterschiedlichen Seidenstoffen und -qualitäten von größter Bedeutung, wie A. Stauffer nachdrücklich betont hat (E-Mail vom 27.01.2010). Die frühe, anscheinend oft durchsichtige Seide ist sicher nicht diejenige, die die spätantiken Kaiser trugen – auch wenn Commodus in der *Historia Augusta* das Tragen eines durchsichtigen Seidengewandes nachgesagt wird und unterschiedliche Qualitäten in Umlauf gewesen sein könnten: Siehe Anm. 13, 81, 92. Zu durchsichtigen Kleidern demnächst Hildebrandt b.

[100] Sebesta 1994 b, bes. 48; Scholz 1992, bes. 10; Olson 2008, bes. 25–41 erwähnt weitere Elemente wie die *tunica*, das Untergewand, und eine spezielle Haartracht, den *tutulus*. Vgl. auch den Überblick zur Frauenkleidung bei Croom 2002 [2000], 75–118; s. auch Demandt 1997, 128f. Eine lexikalische Zusammenstellung der „Straßenkleidung" bei Scharf 1994. Interpretationen und Rekonstruktionen weiblicher Kleidung mit vielen Farbfotos bei Gilbert – Chastenet 2007. Zu den Problemen, zwischen idealen Darstellungen weiblicher Kleidung in Text und Bild und der Realität zu unterscheiden, s. u.

[101] Vgl. die Tafeln bei Scholz 1992.

[102] Sebesta 1998, 111, 113. Zu den Grenzen zwischen Nacktheit und Bekleidung s. demnächst auch Hildebrandt b.

[103] Sebesta 1994 b, 48f.; Olson 2008, 31 m. Verweisen auf die antiken Autoren; Edmonson 2008, bes. 24.

[104] Sebesta 1998, 105f.

[105] Wyke 2002, 40–42; vgl. auch Edwards 1993, bes. 42–47. Dabei spielte auch die Überschreitung von Statusgrenzen eine Rolle, etwa bei Affären zwischen römischen Damen der Elite und Männern mit niedrigeren sozialen Status: Edwards 1993, 53.

[106] Sebesta 1998, 106f., 114; Cancik-Lindemaier 1998, 27 mit Verweis auf Liv. 39,15,9. Allg. zu Ehebruch Edwards 1993, bes. 34–62.

[107] Scholz 1992, bes. 19, 75ff.; Sebesta 1998, 107; zu Kleiderregelungen: Edmonson 2008.

[108] Olson 2008, bes. 25–33. Sebesta 1994 b, 48 geht von Wolle als Material aus. Es ist terminologisch nicht immer klar, welche Kleidungselemente in den Schriftquellen angesprochen werden, wenn etwa von einer *longa vestis* gesprochen wird, s. Olson 2008, 27f.

[109] Croom 2002 [2000], 76. Schrift- und Bildquellen zusammengestellt bei Scholz 1992. Zur Frage, ab wann die Stola nicht mehr bildlich dargestellt wurde, vgl. auch Alexandridis 2000, 14f.
[110] Zu enthüllenden Gewändern s. demnächst Hildebrandt b.
[111] Scholz meint, dass der Gebrauch von *palla* und *stola* im Laufe der ersten beiden nachchristlichen Jahrhunderte von Senatoren- und Rittergattinnen monopolisiert wurde: Scholz 1992, bes. 11ff., 82f., 106f.
[112] Den idealen Charakter betont Vout 1996. Ausführlicher zum Problem s. u.
[113] Goette 1990; Stone 1994; Croom 2002 [2000], 31–73.
[114] Vgl. Kolb 1977; Scholz 2005; George 2008, 94f.; McDonnell 2006, 142f. Schmuck: Stout 1994 unter Einbeziehung der Spätantike; Schuhe: Goette 1988; ein Überblick über Schuhformen bei Goldman 1994.
[115] Scholz 2005, 425; s. auch Goette 1990, 2 der darauf hinweist, dass allerdings kein Verbot des Togatragens bekannt ist und neben römischen Bürgern auch andere Gruppen zuweilen mit Toga dargestellt oder als *togati* bezeichnet werden.
[116] George 2008, 95f. Sebesta 1998, 107,110; Verg. Aen. 1,282; Suet. Aug. 40,5.
[117] George 2008, 95.
[118] Medick 1994, 194f. Aus dem Bestreben, das Spannungsfeld zwischen Seide als negativ beurteiltem „barbarischem" Gut und Seide als begehrtem exotischen Luxusgut zu überbrücken, erwuchsen schließlich so kreative „Lösungen" wie der Gebrauch von halbseidenen Kleidern, die anscheinend – zumindest in der *Historia Augusta* – als moralisch vertretbar definiert wurden, s. o. und Hildebrandt 2009, 214–217.
[119] Scholz 2005, 410.
[120] Edwards 1993, 90; Stone 1994; Christ 1997, bes. 28f.; Davies 2005.
[121] Es wurde bereits mehrfach darauf hingewiesen, dass es allerdings verschiedene Seidenqualitäten gegeben haben muss: vgl. Anm. 13 und 99.
[122] S. Edwards 1993, 68–69, 95 (zu effeminierter Kleidung). Zu Männern in Frauenkleidern und dem Vorwurf der *effeminatio* vgl. Meyer-Zwiffelhoffer 1995, bes. 134–138. Zahlreiche Beispiele auch bei Tracy 1976 und Manfredini 1985, wobei Letzterer von einem juristischen Standpunkt ausgehend die Beschuldigungen zu wörtlich nimmt. Auch Williams 1999 bringt die Anschuldigungen als *cinaedi* mit realem sexuellem Verhalten in Verbindung. C. Edwards' Verdienst ist es, gezeigt zu haben, dass es sich bei den moralisch gefärbten Anschuldigungen primär um Topoi handelt, die in den rhetorischen Auseinandersetzungen der politischen Elite dem Gegner Führungsschwäche und andere charakterliche Mängel bescheinigen sollten: Edwards 1993, vgl. Anm. 98.
[123] Dazu demnächst Hildebrandt b.
[124] Edmonson 2008, bes. 22. Zur Toga: Stone 1994, bes. 16f., 21; Vout 1996, bes. 209–213, die allerdings so weit geht, das Tragen der Toga ganz als mythisches Ideal zu betrachten; Croom 2002 [2000], 41f.; Weeber 1995, 205–207. Zur Stola: Scholz 78 mit Verweis auf Tib. 1,6,65–68; Croom 2002 [2000], 89.
[125] George 2008 mit zahlreichen Belegen; s. auch Vout 1996, 216.
[126] Das Idealbild der Toga betont sehr stark Vout 1996. Christ 1997 macht ferner darauf aufmerksam, dass Togastatuen nach bestimmten, nicht individualisierten Vorbildern gearbeitet werden konnten und mit (individuellen) Einsatzköpfen versehen wurden. Eine wollene Toga war aufgrund ihres Stoffreichtums zudem sehr teuer: Croom 2002 [2000],

43; Vout 1996, 211f. Dass es allerdings kein Togaverbot im Sinne sanktionierter exklusiver Nutzung der Toga durch bestimmte Gruppen gab, betont Goette 1990, 2 (vgl. Anm. 115).

[127] Stone 1994, 21. Stone macht ferner auf Darstellungen einer kurzen Togaform aufmerksam, die möglicherweise allgemein von einfachen Leuten getragen wurde (ebd. 24). Martial schreibt mehrfach über zu kurze Togen als Zeichen für Armut: Christ 1997, 28 m. Textstellen. Croom 2000 [2002], 41f. Tacitus spricht vom „Volk in der Tunica" (*tunicatus […] populus*) im Gegensatz zu den staatlich aktiv tätigen Bürgern: Tac. dial. 7,16; s. Vout 1996, 214.

[128] Plin. nat. 11,27: *nec puduit has vestes usurpare etiam viros levitatem propter aestivam: in tantum a lorica gerenda discessere mores ut oneri sit etiam vestis*. Vgl. Anm. 64 und zu „schweren" Seidenkleidern bei verweichlichten Soldaten auch Claud. carm. 20,337–338 ed. Hall (*in Eutropium* 2,337–338): *onerique uel ipsa Serica*.

[129] Plut. de Pyth. or. 4 (396 B):ταὐτὸν εἶναι καὶ λεπτὸν καὶ πυκνόν, ὥσπερ τὰ σηρικά; vgl. Kádár 1967, 95.

[130] Lukian. de salt. 63: ἐσθῆτι σηρικῇ.

[131] Liv. 34,1,1–34,8,3. Schenke 2003, 145 betont, dass die Zurschaustellung von Schmuck am Körper geregelt wird, nicht der Gesamtbesitz. M. Reinhold sieht die Abschaffung des Purpurverbots für die römischen Frauen als Wendepunkt, der die unbeschränkte Nutzung von Purpur in Rom ermöglichte: Reinhold 1970, 41f. Eine Zusammenstellung der frühen Gesetze bezüglich Kleidung und Schmuck bei Baltrusch 1988, 50–61. Die *lex Metilia de fullonibus* 217 v. Chr. scheint sich allerdings auf die geweißte Kleidung von Amtsbewerbern bezogen zu haben: ebd. 51.

[132] Liv. 34,7,1–10.

[133] Liv. 34,7,7–10.

[134] Liv. 34,4,12–21. Die „Beschränkung des Kleiderluxus", um „eine augenfällige äußere Unterscheidung zwischen armen und reichen Frauen (zu vermeiden)", hält auch Schneider für zentral: Schneider 1974, 198f. Bonamente 1980, bes. 69ff., betont ebenfalls die Ungleichheiten zwischen armen und reichen Frauen und den Wettbewerb der römischen *matronae* untereinander, besonders im Hinblick auf die unterschiedlichen ökonomischen Möglichkeiten von *nobiles* und *equites*. Ökonomische Gründe in der Zeit des Hannibalkrieges, d.h. sichtbare „Opfe(r) für das bedrohte Vaterland" durch den Verzicht auf teure Kleidung und Schmuck betont dagegen Baltrusch 1988, 52ff. Zu Frauen zugeschriebenen „typischen" Verhaltensweisen, zu denen Verschwendung zählte: Edwards 1993, 78–81.

[135] Edwards 1993, bes. 14, 16, 160f.; auch Wagner-Hasel 2002, bes. 342ff. weist auf die unterschiedlichen Zugangsmöglichkeiten zu Reichtum und Luxusgütern hin.

[136] Wie viele Angehörige der wohlhabenden Elite sich gegen Luxus aussprachen und dies auch wirklich lebten, wie viele im Grunde Lippenbekenntnisse ablegten und wie viele sich öffentlich für die Zurschaustellung von Reichtum aussprachen, lässt sich aufgrund der eingangs geschilderten Quellensituation nur erahnen. Allein die Tatsache, dass Luxusgüter trotz der warnenden Kritiker weiterhin konsumiert wurden (da den Kritikern sonst der Boden für ihre Behauptungen entzogen worden wäre), deutet darauf hin, dass zwischen den vorherrschenden Diskursen und der Praxis im Bourdieu'schen Sinne wohl eine erhebliche Kluft bestand: Siehe dazu Weeber 2003, 157–165 sowie in Bezug auf Seide Hildebrandt 2009.

[137] Liv. 34,4,12–14.

[138] Sen. ep. 94,71.

[139] Cancik-Lindemaier 1998, 24. Auch Milnor meint, dass dort Ansichten von Livius' eigener Zeit eingeflossen seien; sie stellt allerdings die repräsentative soziale Bedeutung der weiblichen Ausstattung nicht in den Mittelpunkt (Milnor 2005, 154–185, bes. 155f.). D'Ambra 2007, 32f. bezieht die Debatte um das Gesetz dagegen auf dessen Entstehungszeit bzw. die Zeit seiner Abschaffung.

[140] Sen. contr. 2,5,7. Hier. adv. Iovinianum 1,47 (313 D) (ed. E. Bickel, Diatribe in Senecae Philosophi Fragmenta, Vol. I, Fragmenta de Matrimonio, Leipzig 1915): *multa esse quae matronarum usibus necessaria sunt, pretiosae vestes, aurum, gemmae, sumptus, ancillae, suppellex varia, lecticae et esseda deaurata*. Auch bei Sen. Herc. Oetaeus 665–667 (Leo) und Sen. Hippolytus 388 sind es reiche (Ehe-)Frauen, die Seidenkleider tragen.

[141] Sen. contr. 2,5,7: *et, ut saeculi mos est, in deterius luxu fluente muliebris ambitio certamine mutuo usque in publica damna privatis insanit* (Kádár 1967, 91 meint in Bezug auf diesen Text, dass der Luxus der Frauen demnach bereits „un phénomène tout naturel" geworden sei). Hier. adv. Iovinianum 1,47 (313 D ed. Bickel): *„illa ornatior procedit in publicum", „haec honoratur ab omnibus, ego in conventu feminarum misella dispicior."*

[142] Schenke 2005, 143–155.

[143] Schenke 2005, 145f.

[144] Schenke 2005, 149–155 m. Anm. 44.

[145] Schenke 2005, 149; so auch schon Schneider 1974, 200; Cancik-Lindemaier 1998, 25; s. nun auch Olson 2008, bes. 96–112.

[146] Zu den Papyri vgl. Schenke 2005, 148f. m. Anm. 44.

[147] Zur These des stellvertretenden Konsums vgl. bereits Veblen 2007 [1899], 119: „At the stage of economic development at which the women were still in the full sense the property of the men, the performance of conspicuous leisure and consumption came to be part of the services required of them. The women being not their own master, obvious expenditure and leisure on their part would redound to the credit of their master rather than to their own credit."

[148] D'Ambra 2007, bes. 30–34, 111–114, 124–128 (Schmuck). Schenke 2005, 150–155, bes. 152 zitiert unter anderem Papyri, in denen „(Frauen-)Stolai" in unterschiedlichen Farben wie weiß, gelb, efeufarben und rot aufgeführt werden. Es muss hier offen bleiben, inwiefern diese Befunde aus dem römischen Ägypten auf stadtrömische Verhältnisse übertragbar sind.

[149] Der Wunsch, sich in der Kleidung gerade dann abzusetzen, wenn es bestimmte vereinheitlichende Vorgaben gibt, wird auch am Beispiel der Folgen der *Constitutio Antoniniana* zu Beginn des 3. Jh.s n. Chr. deutlich: Arce 2005, 34 stellt fest: „[…] all inhabitants of the Empire received [scil. by the *Constitutio Antoniniana*] Roman citizenship and with it the right to wear the toga. It is from that moment on, as observed by Roland R. R. Smith, that it is possible to detect an increasing interest in making a clear distinction among the different social classes by using various fashion devices in clothing."

[150] Zur Frage, warum die Matronen durchsichtige Kleidung trugen, s. demnächst auch Hildebrandt b.

[151] Vgl. zu den sichtbaren Rangabzeichen Kolb 1977; Flaig 1993, 199–203; Demandt 1997, 126–134, bes. 126: „Auch auf der Straße sollte der Rang einer Person erkennbar sein"; Wagner-Hasel 2002, 344.

[152] Wenngleich sich selbst die Toga im Laufe der Zeit änderte, und zwar in Bezug auf Stoffreichtum und der Art und Weise, wie sie getragen wurde. Ältere Formen scheinen

ferner neben jüngeren fortbestanden zu haben, vor allem im sakralen Bereich: Stone 1994; Goette 1990. Eine kurze Zusammenfassung des Formwandels der Toga auch bei Croom 2002 [2000], 41–46, die ferner darauf hinweist: „during the fourth century the formal dress of the Emperor and high officials came to be based on military dress, and more and more often portraits depict them wearing the military cloak instead of the toga“ (ebd. 47).

[153] Die fließende Qualität des Stoffes mag dabei ebenso eine Rolle gespielt haben wie die Art des Gewandes.

[154] Edwards 1993, 150.

[155] Zu Öffentlichkeit und Privatheit vgl. Anm. 41. P. Scholz 2005, 424 meint, dass Übertretungen der Kleidervorschriften im Privaten geduldet wurden.

[156] Georg Simmel hat darauf aufmerksam gemacht, dass die Funktionen der Mode denen der Ehre ähneln, insofern als sie „einen Kreis in sich zusammen- und ihn zugleich von anderen (ab)schließen“, wobei „der Einzelne in seiner Ehre eben zugleich die seines sozialen Kreises, seines Standes, darstellt und bewahrt.“ Zit. in Medick 1994, 194.

[157] Klienten: George 2008, 102. Zur Villa vgl. Edwards 1993, 150–160, bes. 156f. Zur durch ostentativen Konsum verursachten Verschuldung, die auch die zensusbasierte Ordnung störte: Edwards 1993, 173–206. Allgemein zu Luxus: Weeber 2003.

[158] Suet. Cal. 35. Vgl. Vout 1996, 215.

[159] Eck 2005, 3; Edwards 1993, 161f. vermutet, dass die exzessive Konkurrenz unter den Senatoren dem Kaiser zugutekam, da sich viele Familien im Kampf um Einfluss finanziell ruinierten und dann von der Gnade des Kaisers abhängig waren. Ihre Beobachtung, dass unter Augustus praktisch kein öffentliches Gebäude von Privatpersonen finanziert wurde, könnte jedoch auch mit der oben beschriebenen, zu vermeidenden Konkurrenz mit dem Kaiser in Verbindung stehen.

[160] Wagner-Hasel 2002, 353.

[161] Flaig 1993, 201.

[162] Siehe dazu Wagner-Hasel 2002, bes. 353. Vgl. auch Alföldi 1970, 177: „Der üppige Reichtum, welcher in Rom emporblühte, hat auch die orientalischen Prachtgewänder längst in Mode gebracht und verbreitet; nicht eigentlich ihre Anwendung am Kaiserhofe, sondern vielmehr die spätere Ausschließung der Privatleute von dieser luxuriösen Tracht verlieh ihnen einen monarchischen Charakter.“ Vgl. auch Medick 1994, 194: „Der Selbstdarstellung und Repräsentation durch Kleidung und deren Farben kam eine zentrale Bedeutung zu. Kleidung und Kleiderfarben dienten nicht nur als Mittel zur Erringung und Behauptung sozialer Distinktion und zur Markierung sozialer Unterschiede, sondern, wie dies Georg Simmel für den ‚sozialen Charakter der Mode’ beschreiben hat, zugleich auch als Zeichen und aktiv benutzte Instrumente der kollektiven Identitätsbildung der sozialen Gruppen am Ort.“ Ähnliche Entwicklungen wie bei Seide lassen sich beim Gebrauch von Purpur beobachten, der ebenfalls Monopolisierungsbestrebungen seitens der Kaiser unterworfen, andererseits aber als Statussymbol reicher Römer beliebt war: Reinhold 1970, bes. Kap. V.

[163] Baltrusch 1988, 131

[164] Baltrusch 1988, 126, 130; Vgl. zur Stellung des Senates auch Alföldi 1970, 131. Zu den Distinktionsstrategien s. auch Wagner-Hasel 2002. Grundlegend zum Luxuskonsum: Veblen 2007 [1899].

[165] Medick 1994, 203, 205.

[166] Die Gefahr dieser Abgrenzung innerhalb der Elite betont auch Edwards 1993, 16.

[167] Wagner-Hasel 2002, 353.
[168] Edwards 1993, 27.
[169] Reinhold 1970, 40 mit Verweis auf 1 Makk 8,14.
[170] Edwards 1993, 16. Vgl. auch Vout 1996, 212: „The victorious Romans could not live in less luxury than the nations they have conquered. We can scarcely imagine that they would have been content to wear a heavy, white toga which had changed little over the centuries, when there were embroidered silks on offer.“ Das Problem bestand allerdings gerade bei Seidenkleidung darin, dass sie genauso wie die römische Toga semantisch aufgeladen wurde: S. o. und Hildebrandt 2009
[171] Macr. Sat. 2,4,14: *ut me populus Romanus dicat bene cultum*, s. Reinhold 1970, 49. Da Augustus im Gegensatz zu einem „schlechten“ Kaiser wie Caligula großen Wert auf angemessene Kleidung legte, wäre davon auszugehen – vorausgesetzt, dass man Macrobius Glauben schenken wollte – dass der *princeps* den Purpur nur zum Färben der traditionell purpurfarbenen Kleidungsstücke und -elemente benutzte.
[172] Zur Notwendigkeit, sich als gebildeter Römer einerseits als kultiviert, elegant und urban zu präsentieren, andererseits aber keine zu große Verfeinerung an den Tag zu legen, um nicht als „verweichlicht“ zu gelten: Edwards 1993, 67f., 95.
[173] Suet. Aug. 40, 86–87; vgl. auch Sebesta 1994 a, 5.
[174] Auch C. Edwards sah bezüglich der erstmals positiven Beurteilung des Villenluxus bei Martial und Statius einen Wandel in der Bewertung. Sie mutmaßte zu Recht, dass diese Veränderungen mit den soziopolitischen Veränderungen innerhalb der Elite in Folge der Einführung des Prinzipats zusammenhingen, diskutierte das Problem jedoch nicht ausführlicher: Edwards 1993, 142.
[175] Vgl. dagegen zu den Konventionen bildlicher Darstellung der Kaiserinnen Alexandridis 2004 sowie Anm. 53.
[176] Es wäre wichtig zu wissen, in welchen Schritten sich die Entwicklung hin zu einem kaiserlichen Ornat vollzog. Dies müsste noch einmal gesondert untersucht werden. Bis dahin immer noch grundlegend: Alföldi 1970.
Ferner bleibt zu untersuchen, ob und wenn ja inwiefern die Prachtentfaltung im kirchlichen Kontext, zu der Seidentextilien gehörten, entlang ähnlicher Linien verlief wie im säkulären Bereich: Stand sie nach der vielfachen Kritik an Seide durch die frühen christlichen Autoren im Zusammenhang mit der Entwicklung einer kirchlichen Hierarchie, die den Bischöfen schließlich erlaubte, unter Berufung auf die Visualisierung von „Gottes Glorie“ Seide zu tragen? Den Kaisern, die den Kirchen einen beträchtlichen Teil der kostbarsten Gaben schenkten, boten sich auf diesem Feld viele Möglichkeiten zur Selbstdarstellung: vgl. Muthesius 2004, 74f. sowie J. Martin 1995, 126: „Der gesellschaftliche Status der Bischöfe wird von diesen selber dadurch herausgestellt, daß man sich in Kleidung, Insignien und liturgischem Zeremoniell an Vorbilder der Senatoren, staatlicher Funktionäre und selbst des Kaisers anlehnt. Dennoch bleibt das Bewußtsein, daß die Grundlagen der bischöflichen Stellung nicht aus der gesellschaftlich-politischen Ordnung ableitbar sind.“
[177] Antonaccio 2002, 18 mit Verweis auf Foxhall 1998.

Pseudo-Xenophon: Ein „Alter Oligarch“?

Die *Athēnaíōn politeía* auf dem Prüfstand[1]

Altay Coşkun, Waterloo, Ontario

Während man noch bis zum Beginn des 20. Jh.s. – trotz aller Bewunderung für die literarischen und materiellen Leistungen der Athener – ihr welthistorisch einzigartiges Experiment mit der Volksherrschaft weitgehend für gescheitert hielt, verdanken wir ein Umdenken erst der Nachkriegszeit. Seither stellen Institutionen und Kultur der attischen Demokratie eines der intensivsten Felder althistorischer Forschung dar.[2] Dabei ist die Quellenlage sogar relativ günstig: Die Sekundärzeugnisse setzen mit den Historien Herodots in den 420er Jahren ein (hier und im Folgenden v. Chr.), führen über das Geschichtswerk des Thukydides, des Sohnes des Oloros, an die Jahrhundertwende und werden durch eine Verfassungsgeschichte aus dem Umfeld des Aristoteles um 330 weitgehend ergänzt. Problematisch sind freilich sowohl die Informationslücken als auch die große Neigung der Autoren zu anachronistischen Umdeutungen. So schreckte der Aristoteles-Schüler nicht davor zurück, schon den mythischen König Theseus zum Begründer einer protodemokratischen Verfassung zu machen. Primärquellen, die als Korrektive in Frage kämen, sind jedoch äußerst rar, da originale politische Reden erst seit dem ausgehenden 5. Jh. erhalten sind und die wenigen Inschriften jener Epoche nicht weiterhelfen.[3]

Dies macht die älteste erhaltene Abhandlung zur Demokratie, die *Athēnaíōn politeía*, zu einem außerordentlich wichtigen Dokument (eine detaillierte, Zitate von Schlüsselpassagen einschließende Gliederung findet sich im Anhang). Allerdings ist ihre Auswertung durch nicht enden wollende Kontroversen zur Datierung und historischen Einordnung erschwert.[4] Eine Aporie herbeizuführen, scheint ihr Autor indes ganz und gar nicht im Sinn gehabt zu haben. Im Gegenteil, zumindest dem Wortlaut der Einleitung zufolge strebte er danach, sein Publikum gleich zu Beginn in aller Klarheit über seine Redeabsicht zu unterrichten.

1. Die *Athēnaíōn politeía* des sog. „Alten Oligarchen": Offene Fragen und erste Lösungsansätze

Der überlieferte Text eröffnet wie folgt:[5]

> *„Was den Staat (politeía) der Athener anlangt, kann ich es freilich nicht billigen, daß sie sich gerade für diese Art (trópos) des Staates[6] entschieden haben; denn hiermit haben sie sich zugleich dafür entschieden, daß es die Elenden (ponēroi)[7] besser haben als die Tüchtigen (chrēstoi); aus diesem Grunde kann ich es nicht billigen. Daß sie aber, nachdem sie das nun einmal derart beschlossen haben, sich ihren Staat gut bewahren und sich (auch) alles andere – worin sie nach Ansicht der anderen Griechen fehlgehen (hamartánein) – (gut) einrichten, das will ich jetzt beweisen."*

In dieser klaren Positionierung verbindet der Autor politisches Bekenntnis und Darlegungsabsicht: Obwohl er die gegenwärtige Verfassung missbillige, werde er ihre Stabilität und Zweckmäßigkeit erweisen. Im unmittelbar folgenden ersten Hauptteil (Teil B) werden politische Prinzipien und Institutionen des Athener *dēmos* erläutert, so etwa, dass das Volk nur nach den besoldeten Ämtern strebe, das existenzsichernde Strategenamt aber den Besseren überlasse (I 3); oder dass auch die Ungebildeten ein Rederecht besäßen, da sich diese eher um ihren Vorteil kümmerten, als es die Gebildeten täten (I 6). In Teil C werden politische, strategische, ökonomische und soziale Aspekte der Seeherrschaft vertieft. Nach einer eher kurzen Aufzählung moralischer Unzulänglichkeiten der demokratischen Kultur in Teil D und einer Überleitung werden in Teil E Missstände der Athener Rechtsorgane und Verwaltung zwar getadelt, aber doch meist als unvermeidlich erwiesen. In den Paragraphen 8–9 des Kapitels III wird bilanziert, dass man nur weniges wirklich verbessern könne, ohne dabei die Existenz der Demokratie zu gefährden. Ihre Stabilität wird zuletzt noch dadurch hervorgehoben, dass der Mangel an gesetzwidrig Entrechteten einem Mangel an revolutionärem Potential gleichkomme. Im Ganzen gehen also scharfsinnige Analyse und dumpfe Ignoranz sowie geistreiche Pointen und polemische Verzerrung Hand in Hand.

Bereits in der Einleitung kommt schon *in nuce* das radikal dichotome Bild des Autors von der Athener Gesellschaft zum Ausdruck, welches gleich zu Beginn des

ersten Hauptteils präzisiert wird: Die Angehörigen der Oberschicht nennt er die „Tüchtigen" (*chrēstoi*), „Reichen" (*plúsioi*), „Edlen" (*gennaíoi*), „Besten" (*béltistoi*); diesen stünden wiederum die „Volksmenge" (*dēmos* im engeren, pejorativen Sinn), die „Gemeinen" (*dēmotikoi*), die „Vielen" (*polloí*), „Armen" (*penētes*), „Schlechteren" (*cheírus*), „Elenden" (*ponēroi*), ja „Wahnsinnigen" (*mainómenoi*) gegenüber.[8] In der Forschung ist wiederholt herausgestellt worden, dass diese moralisierenden Begriffe die Gedankenwelt der archaischen Epoche spiegeln und sich kaum mehr zur Erfassung der politisch, ökonomisch und sozial viel differenzierteren Gesellschaft der Hochklassik eignen.[9] Schon innerhalb des Traktats kontrastiert der antiquierte Sprachgebrauch mit dem oft klaren Blick etwa für die Zweckrationalität. Mithin stellt sich die Frage, ob dem Autor derartige Spannungen nicht vielleicht sogar bewusst waren.[10]

Überliefert ist die Schrift unter dem Namen des Sokrates-Schülers Xenophon. Nachdem dieser im Jahr 401 erstmals unter Kyros dem Jüngeren sowie bald darauf mit dem Spartanerkönig Agesilaos in Asien gekämpft hatte, wurde er von den Athenern verbannt. Bis zu seinem Lebensende um 355 entfaltete er eine breite schriftstellerische Tätigkeit, deren Geist alles andere als demokratisch war. Allerdings wird Xenophon die Autorschaft der *Athēnaíōn politeía* seit der ersten Hälfte des 19. Jh.s weitestgehend abgesprochen, da dieses die Existenz des bis 404 zusammengebrochenen Seereiches voraussetze.[11] Stilistische Kriterien scheinen gar in das dritte Viertel des 5. Jh.s zu verweisen.[12] Zwar mangelt es nicht an Vorschlägen für die Identifikation des Verfassers mit namentlich bekannten Aristokraten jener Epoche; doch bleiben diese durchweg hochgradig spekulativ und wenig überzeugend.[13]

Demgegenüber hat sich im Verlauf des 20. Jh.s – zumindest in der angelsächsischen Literatur, aber zum Teil auch darüber hinaus – die Bezeichnung „Old Oligarch" durchgesetzt:[14] „Oligarch", da der Autor aus seiner antidemokratischen Anschauung keinen Hehl mache (obwohl freilich der Ausdruck *oligarchikós* in der *Athēnaíōn politeía* keine Verwendung findet); „alt", weil zunächst angenommen wurde, dass er die Herrschaft des elitär besetzten Areopags noch miterlebt habe und dieser Zeit nachtrauere.[15] Bei dieser Benennung liegt also erstens die Annahme zugrunde, dass jener Ältestenrat seit 479 die Politik kontrolliert habe und 462 gestürzt worden sei. Indes veranschlagt man heute die Bedeutung des Areopags vor den Reformen des Ephialtes deutlich geringer.[16] Zweitens dominierte bis ins spätere 20. Jh. aufgrund textimmanenter Kriterien die Datierung des Traktats in die Zeit um 431 oder 424. Während damit Xenophon als Autor ausgeschlossen wäre, bliebe hingegen die Möglichkeit offen, dass der Verfasser die Zeit vor 462 schon bewusst erlebt hätte.[17]

Jedoch neigt die neueste Forschung zu einem deutlich späteren Ansatz der Schrift: Vor allem italienische Historiker favorisieren mittlerweile einen Zeitpunkt zwischen 415 und 404, während Simon Hornblower sogar ins frühe 4. Jh. herabdatiert. Damit sind offenbar die Prämissen für die Bezeichnung „Old Oligarch"

teils in Frage gestellt, teils sogar vollständig preisgegeben. Soweit ich sehe, haben allein M.J. Fontana und Marta Sordi die letzte Konsequenz gezogen und zur Rehabilitation Xenophons als Autor aufgerufen.[18] Ungeachtet dessen erfreut sich die Benennung „Old Oligarch“ (bzw. erfreuen sich ihre Übersetzungen) fortwährender Beliebtheit, wobei „alt“ auch im Sinn von „eingefleischt“ oder „unverbesserlich“ verstanden wird. Ob dies zu Recht geschieht, es sich bei dem Autor also um einen ewig gestrigen Antidemokraten handelt, verdient eine neue Prüfung.[19]

Um sicheren Boden für eine Antwort zu gewinnen, bedarf es zunächst einer soliden Datierung des Traktats, da hier das Spektrum mittlerweile von 446 bis 378 reicht (Abschnitt II). Im Anschluss werden bisherige Interpretationen der *Athēnaíōn politeía* bilanziert (Abschnitt III). Daraufhin nähere ich mich schrittweise dem ursprünglichen kommunikativen Kontext des Traktats und der Genese seiner heutigen Schriftform an (Abschnitt IV bis VI).

2. Die Datierung der *Athēnaíōn politeía*

Bis gegen Ende des 20. Jh.s. bestand insofern ein weithin getragener Minimalkonsens, als die *Athēnaíōn politeía* die unerschütterte Blüte der Demokratie und Thalassokratie der Athener voraussetze. Hieraus ergab sich ein unhintergehbarer Terminus ad quem von 412/11. Denn bekanntlich erodierten sowohl die innen- als auch die außenpolitischen Strukturen nach dem katastrophalen Ausgang der Sizilienexpedition.[20] Deswegen werden auch die jüngsten Vorstöße von Marta Sordi für eine Datierung nach dem oligarchischen Regime von 411/10[21] bzw. von Simon Hornblower für 380/378[22] Randmeinungen bleiben.

Wachsenden Zuspruch findet indes der Ansatz der Entstehungszeit zwischen 415 und 411.[23] Zum einen seien die Erfahrung aus dem Archidamischen Krieg von 431 bis 421 vorausgesetzt. Zu jener Zeit wurde Attika fast im Jahresrhythmus verwüstet, während sich die Bevölkerung hinter den langen Mauern verschanzte, welche die Stadt mit dem Hafen verbanden. Jedoch vermögen der Expansionismus der vorangehenden Generation, der Beginn der Feindschaften mit Sparta und der Entschluss zum Bau der Befestigungsanlagen um 460 sämtliche relevante Passagen Ps.-Xenophons hinreichend zu erklären, da die strategischen Optionen und eventuellen Kosten seitdem offen diskutiert wurden. Zudem brach damals der sog. Erste Peloponnesische Krieg aus, der bis 446 geführt wurde. Hierzu bald mehr.[24]

Ein weiteres Argument für ein Datum ab 415 bildet der Frevel an den Hermesstatuen und Eleusinischen Mysterien in jenem Jahr, da er in Athen die Furcht vor einem oligarchischen Umsturz auslöste.[25] Eine solche Sorge wird vor allem mit Verweis auf II 15 postuliert. Dort heißt es aber lediglich am Rande, dass die Athener – wenn sie auf einer Insel wohnten – im Fall innerer Unruhen nicht befürchten müssten, dass eine Partei fremdes Militär an die Stadt heranführen könn-

te. Allerdings berichtet Thukydides eine solche Furcht nicht etwa zum Jahr 415, sondern 457, kurz bevor der Bau der langen Mauern abgeschlossen wurde.[26]

Da alle weiteren Argumente für eine Frühdatierung noch weniger Gewicht haben,[27] erübrigen sich jegliche Versuche, den geradezu klassischen Terminus ad quem wegzudiskutieren: den Feldzug des Spartaners Brasidas von der Peloponnes zur Chalkidike im Jahr 424. Dieser Marsch straft nämlich die apodiktische Behauptung in II 5 Lügen, dass sich das Heer einer Landmacht nicht weit vom eigenen Territorium entfernen könne.[28] Dass diese Ausnahme zur Abfassungszeit schon vergessen worden wäre, überzeugt aus zwei Gründen nicht. Erstens hatten die Siege des Brasidas ganz entscheidend zum Abschluss des Nikias-Friedens 421 geführt; zweitens ist gerade die Tatsache, dass Sparta entgegen den Vertragsbedingungen Amphipolis und andere thrakische Städte nicht an Athen auslieferte, ein wichtiger Grund dafür, dass jener Frieden als „Fauler" bezeichnet wird. Der Krieg ging eigentlich, wenn auch mit verminderter Härte und wechselnden Allianzen, weiter.[29]

Wegen des verbindlichen Terminus ad quem 424 spricht sich bis heute noch die Mehrheit der Forscher für eine Niederschrift der *Athēnaíōn politeía* während des 431 eröffneten Archidamischen Krieges aus.[30] Vor allem beruft man sich hierfür auf Absatz II 16, der die fast jährlichen Einfälle der Peloponnesier nach Attika als *gegenwärtig* vorausgesetzt habe:

> *„Da es sich also seit jeher nicht ergibt, daß sie Inselbewohner sind, machen sie nun folgendes (νῦν τάδε ποιοῦσι): einerseits bringen (παρατίθενται) sie ihr Vermögen auf die Inseln im Vertrauen auf die Herrschaft über das Meer, andererseits dulden (περιορῶσιν) sie, daß die attische Erde verwüstet wird, wissen sie doch, daß sie, wenn sie sich ihrer erbarmen, anderer noch größerer Güter beraubt werden werden."*

Jedoch bedingt der Indikativ des Präsenz nicht zwingend die faktische Anwesenheit der Feinde im eigenen Land, sondern könnte auch generalisierenden Charakter haben.[31] Zudem wird in § 13 lediglich auf die *Möglichkeit* der Seemacht verwiesen, eine vorgelagerte Insel oder Landzunge zu besetzen und von dort aus Plünderungen durchzuführen. Während auch alle anderen Forscher, welche die *Athēnaíōn politeía* vor 431 oder nach 421 datieren, diese Strategie potential deuten, so werde ich weiter unten eine dritte Erklärung vorschlagen.[32]

Gegen eine Datierung in den Archidamischen Krieg gebe ich aber zuvor noch zu bedenken, dass Athen schon im zweiten Kriegssommer von einer schrecklichen Seuche erfasst wurde, die tausende Opfer forderte. Sie brachte auch die Taktik des Ausharrens hinter den Langen Mauern und der Attacken zur See ins Wanken. Denn sogleich wurden gegen den Rat des Perikles Friedensgesandte nach Sparta entsandt, wenn auch ergebnislos. Im Übrigen traf die Pest alle sozialen Klassen, so dass von einem „sorglosen Leben" des städtischen *dēmos*, wie es in II 14 heißt, von 430 an nicht mehr die Rede sein kann.[33]

Hinzu kommt die Tatsache, dass den Demokraten durchweg der Vorwurf der Kriegsschuld erspart bleibt.[34] Wahrscheinlicher ist deswegen eine noch frühere Datierung. Das bislang stärkste Argument[35] hierfür bietet III 11: Mit drei Beispielen wird dort belegt, dass sich Athen durch die Unterstützung eines undemokratischen Regimes selbst geschadet habe: die unrühmliche Mission Kimons nach Sparta 462, die Kooperation mit Boiotien 457–447 sowie die Unterstützung der Regierung von Milet 446.[36] Man vermisst die Konflikte mit den Samiern und gewinnt dadurch einen recht plausiblen, wenn auch nicht unumstößlichen, Terminus ad quem von 440.[37]

Ein weiteres Indiz für die Frühdatierung ist bisher übersehen worden: die Erwähnung von jährlich 400 zu bestellenden Trierarchen in III 4. Thukydides und Aristophanes bezeugen für den Archidamischen Krieg bekanntlich nur 300 Trieren.[38] Anstatt den Widerspruch – wie üblich – mit Rundungsfehlern zu erklären oder in einer Aporie zu belassen, gebe ich zu bedenken, dass die Athener in den 450er Jahren einen größeren Flottenbedarf als in den 430er und selbst noch 420er Jahren hatten. Allein für die Expedition nach Zypern ab 460, die spontan auf Phoinikien und Ägypten ausgedehnt wurde, standen 200 (weit überwiegend) athenische Schiffe zur Verfügung. Zudem dürften diese in regelmäßigen Abständen abgelöst worden sein, vielleicht in Geschwadern von rund 50 Schiffen.[39] Gleichzeitig herrschten die Athener nicht nur über Ägäis und Hellespont, sondern kontrollierten ab 455 sämtliche Zufahrtswege zur Peloponnes, in die sie auch wiederholt einfielen. Viele der vor allem vom Strategen Tolmides eroberten Stützpunkte wurden bis 446 gehalten.[40]

Gegen eine sofortige Abrüstung der Flotte nach dem Frieden mit den Persern 449 sprachen ganz sicher die bis 446 anhaltenden innergriechischen Konflikte.[41] Sollte die Abfassung der *Athēnaíōn politeía* in eben dieses Jahr 446 fallen, dann wäre im Übrigen nicht nur das Milet betreffende Exemplum brandaktuell, sondern auch die Erwähnung der Verwüstung Attikas bis vor die Langen Mauern wäre nicht als hypothetisch, sondern real zu betrachten. Denn damals fiel der Spartanerkönig Pleistoanax dort ein und konnte durch Perikles nur durch hohe Zahlungen zum Abzug bewogen werden.[42] Erst nach Abschluss des Dreißigjährigen Friedens mit Sparta waren die Voraussetzungen für eine Verringerung der Flottenstärke gegeben. Dass diese dann auch eintrat, könnte wiederum dadurch nahegelegt werden, dass im Jahr 443 die Tribute der Bundesgenossen gesenkt wurden.[43]

Fasst man so weit zusammen, dann legen die Implikationen der *Athēnaíōn politeía* mit hoher Wahrscheinlichkeit eine Abfassung während der Jahre 446 bis 443 nahe. Im Übrigen macht diese Frühdatierung nicht zuletzt das Fehlen einer konkreten Anspielung auf Perikles verständlich. Denn dieser dominierte die Politik der Athener erst seit 443. Damals gelang es ihm, mit Thukydides, dem Sohn des Melesias – der vom gleichnamigen Geschichtsschreiber, dem Sohn des Oloros, zu unterscheiden ist – seinen ärgsten Rivalen zu ostrakisieren, d.h. per Volksent-

scheid für zehn Jahre in die Verbannung zu schicken. Wie weiter unten zu sehen ist, ergibt sich hieraus ein weiterer Terminus ad quem von 443.

3. Gattung und Intention der *Athēnaíōn politeía*

Auf Grundlage dieser – meines Erachtens tragfähigen – Datierung können wir uns nun erneut der Deutung des Textes zuwenden. Dazu seien eingangs die Angebote der bisherigen Forschung bilanziert. Der vereinzelten Erklärung des Traktats als Aufruf zum Umsturz der Demokratie[44] wird mit Recht entgegengehalten, dass durchweg die Stabilität der Verfassung und zudem im letzten Abschnitt nochmals ausdrücklich die Aussichtslosigkeit einer Revolte betont wird. Deswegen findet sich heute vielfach die entgegengesetzte Interpretation, hier warne ein resignierter Oligarch seine Gesinnungsgenossen vor einem sinnlosen Angriff.[45] Allerdings geht auch dies schwerlich mit dem sich unmittelbar aus dem Text ergebenden, bald näher zu beleuchtenden Kommunikationszusammenhang zusammen. An dieser Stelle sei lediglich hervorgehoben, dass es der Traktat für eine der beiden gleichermaßen brisanten Überzeugungsabsichten zu sehr an Dringlichkeit fehlen lässt.[46]

Sofern man aber nicht von einer geradezu akademischen Absicht des Verfassers ausgeht,[47] wird eine hochpolitische Intention nicht selten in den Text hineingetragen. Dabei greifen die Verfechter der Spätdatierung gern zum Bericht des Geschichtsschreibers Thukydides über die oligarchischen Umtriebe der Jahre 415 bis 410. Mit Blick auf die soeben entfalteten chronologischen Termini kann dieser Ansatz aber als erledigt gelten. Ernster sind dagegen entsprechende Vorschläge seitens der Vertreter einer Frühdatierung in die 440er Jahre zu nehmen. Allerdings schwächen sie sich gegenseitig, indem sie die Ostrakisierung des Thukydides, des Sohnes des Melesias, im Jahr 443 bald als Terminus ante und bald als Terminus post quem betrachten. Einmal wird also eine Verschwörung eher als Grund für seine Verbannung betrachtet, einmal eher als eine Konsequenz. Jedoch hat bereits Hans Meyer stichhaltig aufgezeigt, dass kein Zeugnis zu der Annahme berechtigt, jener Rivale des Perikles hätte überhaupt jemals einen Verfassungsumsturz geplant.[48]

Auf einen Kontext nach der Verbannung des Thukydides scheint in den Augen Elisabeth Herrmann-Ottos aber weiter hinzudeuten, dass die unmittelbaren oder mittelbaren Adressaten des Traktats wohl Spartaner seien, hier also vielleicht ein Exilathener das Wort ergreife oder auch als Mittelsmann diene.[49] Die oligarchische Position in einen Zusammenhang mit Sparta zu bringen, hat eine lange, bis weit ins 19. Jh. zurückreichende Tradition.[50] Angesichts der politischen Rivalität sowie der späteren, Sparta idealisierenden Literatur ist es kaum verwunderlich, dass sich bei modernen Lesern derlei Assoziation wiederholt eingestellt hat. Wiederum muss jedoch festgestellt werden, dass sich ein solcher kommunikativer Kontext in keiner Weise aus der *Athēnaíōn politeía* selbst ergibt: Sparta oder Sparta-

ner spielen – von einem einzigen eher nebensächlichen Vergleich abgesehen – keine unmittelbare Rolle.[51]

Überdies werden nicht einmal Verbannung oder Ostrakismos erwähnt, obwohl sie als verwerflich gebrandmarkt und der differenzierten Darstellungsabsicht entsprechend zugleich auch als systemstabilisierend bewertet werden könnten. Der Verzicht auf ein so vorzüglich geeignetes Thema bekräftigt die Frühdatierung also noch weiter.[52]

Während all die hier referierten Positionen die von Ps.-Xenophon geäußerte Kritik ungemein ernst nehmen,[53] betrachtet seit Ernst Kalinka ein anderer Teil der Forscher die Rede vielmehr als symposiastisch.[54] Hierfür verweist man erstens auf die oft unsachliche Polemik und gewitzten Pointen; zweitens auf den Gesprächston, der sich an der mehrfachen Verwendung der 1. und 2. Person, der einfachen Satzstruktur und den häufigen Wortwiederholungen zeige; drittens seien Symposien mit ihren Rede-Agonen nur für die elitären Clubs der Reichen typisch gewesen.[55] Gewiss käme diese Deutung der Mischung von Spaß und Ernst entgegen, welche den sonderbaren Traktat kennzeichnet.

Ein erstes Problem besteht aber darin, dass der Text kaum eine *improvisierte* Rede aus einem Guss darstellen kann, wie sie für das Genre zu erwarten wäre. Manche Philologen haben deshalb versucht, die Stringenz der *Athēnaíōn politeía* durch Textverschiebungen und Postulate von Interpolationen oder Lücken wiederherzustellen. Gemäßigter sind dagegen die Vorschläge, vor allem in den letzteren Abschnitten eine Art Publikationsanhang zu sehen. Von dieser Auffassung ist es aber kein weiter Weg mehr, grundsätzlich die Schriftlichkeit des Textes zu postulieren.[56] Hierfür wiederum sind jüngst zwei Vorschläge unterbreitet worden.

Josiah Obers Zugang lehnt sich an die Diskursanalyse und Intertextualitätsforschung an: Er betrachtet den Traktat als frühestes erhaltenes Zeugnis einer einzigartigen „virtual community“ „that […] was […] larger and more diverse, chronologically and geographically, than any gathering of symposiasts. […] Its members were *literate*, *dissident*, and *agonistic*.“ Intention der partizipierenden Schriftsteller sei – neben dem Streben nach intellektuellem Genuss und sozialem Prestige – auch die gezielte Obstruktion der „hegemony of popular ideology and public discourse“ gewesen, obwohl die Ausführungen zugleich in Ratlosigkeit münden.[57] Die hier vorgeschlagene Datierung bereits in die 440er Jahre stellt aber eine arge Belastung dieser These dar. Denn dem von Ober vorausgesetzten hohen Reflexionsgrad seitens der Elite steht eine jahrzehntelange Überlieferungslücke gegenüber: Diese wird weder durch die Verfassungsdiskussion im 3. Buch Herodots noch durch die politischen Stellungnahmen der Dramatiker ausreichend gefüllt. Die Anfänge einer von Ober imaginierten „virtual community“ hat man also – wenn überhaupt – kaum vor 415 zu suchen.[58]

In vorsichtiger, aber auf einen zu großen theoretischen Überbau verzichtender Anlehnung an Ober formuliert Vivienne Gray die Intention der Abhandlung, ja überhaupt die moralische Grundüberzeugung des Autors wie folgt: „This ‘choice’

is the aim of the pursuit of virtue through dialectical categorization of the better and worse […] it is respectable for the author to live under the democratic constitution, as long as he issues pamphlets against it and advertises its corruption to the wider world.“[59]

Den „häretischsten“ Gegenentwurf zu allen bisherigen Interpretationen hat Simon Hornblower vorgelegt. Zwar ist seine Grundannahme, die Schrift sei etwa in den 380er Jahren abgefasst, sogleich von Robin Osborne und Christian Mann widerlegt worden;[60] jedoch haben dieselben darauf verzichtet, den Rest der Interpretation näher zu prüfen. Nach Hornblower könne es sich bei dem Autor mitnichten um einen Aristokraten handeln, da spätestens auf den zweiten Blick jede Kritik an den Demokraten in ihr Gegenteil gewendet werde. Über den Schreiber heißt es: „He imagines himself to be performing a symposium of democrats who have appropriated to their own purposes the forms of a one-time aristocratic institution.“[61] Lassen wir einmal den ganzen institutionsgeschichtlichen und chronologischen Ballast beiseite, welchen der Versuch der konkreten historischen Verortung mit sich bringt, so bleibt die zentrale These im Raum stehen, der gesamte Text sei die Satire eines überzeugten Demokraten. Tatsächlich scheinen nicht wenige Passagen genau diese Sicht zu suggerieren – aber keineswegs alle, wie bald zu sehen ist.

Viel treffender hat jedenfalls schon George Forrest festgestellt, es handle sich nicht um „a document of the practical political world, an attempt to persuade anyone to do anything. It is a piece of detached politcial analysis. […] But in a sense it is not a serious piece of political analysis. Rather it is a sophistic exercise, an artificial performance for the classroom, in which a light-weight young pupil serves up a garbled version of his professor's far from light-weight thoughts illustrated in part by the professor's own examples (iii 11) but far more often from the writer's own limited range of political experience – the years 428–4. […] An undergraduate essay then.“[62] In Forrests Gefolgschaft formuliert David Stockton: „his work reads like that of a reasonably clever young man who has sat, not without some profit, at the feet of the sophists, with patches of acuity and insight intermingled with mediocre commonplaces in a somewhat disorganised pattern, concerned rather more with exposing the weaknesses of the arguments of current opponents of the democracy than with excoriating its defects.“ Zudem stellt Stockton treffend heraus: „To see the 'Old Oligarch' as sharing (as opposed to rehearsing) the objections which he counters is odd: he is answering and, to some extent at least, poking fun at them.“[63]

Diesen apolitischen, auf die sophistische Kultur verweisenden Ansatz, den bereits Hartvig Frisch und Arnold W. Gomme vertreten, Max Treu und Albin Lesky dagegen ohne guten Grund abgelehnt haben,[64] möchte ich im Folgenden aufgreifen und modifizieren.

4. Sophistischer Kontext und Werthorizont der *Athēnaíōn politeía*

Nachdem wir nun für viele Probleme des Traktats sensibilisiert sind, wollen wir ihn erneut in Augenschein nehmen. Ich beginne nochmals mit dem eingangs zitierten ersten Paragraphen:

> *„Was den Staat der Athener anlangt, kann ich es freilich nicht billigen, daß sie sich gerade für diese Art des Staates entschieden haben; denn hiermit haben sie sich zugleich dafür entschieden, daß es die Elenden besser haben als die Tüchtigen; aus diesem Grunde kann ich es nicht billigen. Daß sie aber, nachdem sie das nun einmal derart beschlossen haben, sich ihren Staat gut bewahren und sich (auch) alles andere – worin sie nach Ansicht der anderen Griechen fehlgehen – (gut) einrichten, das will ich jetzt beweisen (apodeíxō)."*

Machen wir uns einmal klar, was alles *nicht* gesagt wird, weder hier noch im Folgenden: der Anlass der Darlegung, Zeitpunkt und Ort, Adressaten oder Sprecher. All dies bleibt dem heutigen Leser verborgen. Demgegenüber muss der Autor sein Wissen um den konkreten Gesprächszusammenhang mit seinem Publikum geteilt haben. Dieser schien – wenigstens insoweit er für ein adäquates Verständnis des Textes relevant war – so selbstverständlich, dass nicht einmal bei der Verschriftlichung entsprechende Ergänzungen vorgenommen wurden. Zumindest für diese Einleitung liegen also ein ursprünglich mündlicher Kontext und eine zeitnahe Niederschrift durchaus nahe.

Denkt man freilich an das Symposion einer elitären Hetairie, so stellt sich die Frage, ob nicht die an den Anfang gestellte, durch Wiederholung intensivierte Aussage zur Missbilligung der Demokratie viel zu trivial ist. Eher entsteht der Eindruck, dass der Redner seine eigene Rolle erst in der hier zitierten Einführung *konstituiert*, sich also gewissermaßen vor den Augen seines Publikums eine Maske aufsetzt.[65] Kommt dafür – auch aufgrund der schon angedeuteten – Verspottung der Aristokratie ein wie auch immer geformter elitärer Zirkel nicht in Frage, so scheint mir den plausibelsten Rahmen der frühe sophistische Lehrbetrieb zu bieten. Wir hätten es, zumindest zu einem großen Teil, mit einer Deklamation, einer Stegreifrede, zu tun, in welcher der Sprecher eingangs sein komplexes Beweisziel formuliert. Typisch für dieses Genre ist der Ausdruck *apodeíxein*;[66] man erinnere sich daran, dass wenig später auch Herodot seine Historien als *apódeixis* überschreiben würde, und zwar als Darlegung nicht allein denkwürdiger Taten und Dinge, sondern auch einer historischen Analyse.[67]

Ich schlage vor, dass wir uns nun kurz dem sophistischen Lehrbetrieb durch einen Blick auf ihren berühmtesten Exponenten nähern, zumal sich dieser schon in den 440er Jahren in Athen aufhielt: Protagoras von Abdera, den Perikles bereits 444 beauftragte, die Verfassung der gemeingriechischen Kolonie von Thurioi zu schreiben.[68] In scharfer Abgrenzung von kosmologischer Spekulation und absolu-

ten Wahrheiten war seine Lehre von der Hinwendung zur Gesellschaft geprägt. Er versprach die Vermittlung der *politikē téchnē*, der „politischen Kunst" oder „Bürger-Kunst". Auf ihn geht nicht nur der provokante Satz „Der Mensch ist das Maß aller Dinge" zurück, sondern auch eine einflussreiche Theorie von der Entstehung der politischen Gesellschaft. Diese unterscheidet zwischen einem vom „Recht des Stärkeren" geprägten Naturzustand und der auf Respekt (*aidōs*) und Recht (*díkē*) basierenden *pólis*.[69] Zudem war Protagoras der profilierteste Vertreter eines Werterelativismus. Aus diesem ergibt sich sein Postulat, ein Redner müsse in der Lage sein, zwei entgegengesetzte Positionen zu vertreten.[70] Somit überrascht es nicht, dass seine bevorzugten Stilmittel Antithesen und Paradoxien bildeten.

Hiermit sind gleich mehre Züge benannt, die auch für den vorliegenden Traktat wesentlich sind: das zentrale Thema der Politik, die zugrunde liegende Überzeugung, jede – sei es noch so absurde – Position einnehmen zu können, sowie der scharfe Blick für die Zweckmäßigkeit und Funktionalität bestehender Einrichtungen. Ein konkretes Beispiel gibt sogleich der in § 2 unterstellte Kausalzusammenhang zwischen der Ruderleistung der Armen, der Seeherrschaft und der Demokratie: Inwiefern dieser aus historischer Perspektive wirklich zutrifft oder nicht, ist weniger entscheidend als die funktionale Plausibilität der Behauptung.[71]

Ein sophistischer Relativismus ist nicht nur den kontroversen Bewertungen der Demokratie und ihrer Einrichtungen inhärent, sondern wird gleich zu Beginn etwa durch den Verweis auf die „anderen Griechen" ausgedrückt, die angesichts der Athener Verhältnisse nur mit dem Kopf schüttelten. Doch lässt er sich, wie ebenfalls schon in den einführenden Zeilen angedeutet, in noch viel subtilerer Weise greifen: Die Verwendung der moralisierenden Begrifflichkeiten *ponēroi* und *chrēstoi* scheint vorauszusetzen, dass sich mancher Demokratiekritiker aus edlem Haus auch noch zwei oder drei Generationen nach der Phylenreform des Kleisthenes dieser antiquierten, diskriminierenden Terminologie bediente.

Bereits ihre geballte Verwendung in den ersten Paragraphen, die unweigerlich ein anachronistisches, dichotomes Gesellschaftsbild evoziert, mag den Hörern ein Schmunzeln entlockt haben. Gesteigert wird das Spannungsverhältnis in I 5–9: Hier werden einerseits Unbildung und Unwissen der Volksmenge gegeißelt, diese gar zum Teil als „wahnsinnig" verrufen, während andererseits allenthalben ihre politische Klugheit eingestanden wird.

Die „Besten" (*béltistoi*) werden zwar zunächst als „sorgfältig" und „gebildet" charakterisiert; aber sie strebten keineswegs eine gesamtverantwortliche Regierung an. Ihr Ziel sei vielmehr, zu „herrschen" und den *dēmos* zu „versklaven" (so wörtlich in I 9). Es ist die reine Perversion der Wertbegriffe, wenn dieser Zustand als „Wohlordnung" (*eunomía*) bezeichnet und damit der von Solon geprägte, polisübergreifende Solidarität implizierende Leitbegriff verspottet wird.[72] Geradezu zynisch heißt es in III 11 von den „Besten" der Milesier, dass sie nicht nur den Athenern untreu wurden, sondern auch ihren eigenen „*dēmos* niedermetzelten".

All dies heißt nicht, dass Protagoras oder andere Sophisten entschiedene Demokraten gewesen wären. Wenngleich sich die meisten durchaus systemkonform verhielten, scheinen sie eine Äquidistanz zu den extremen Rändern der Gesellschaft eingehalten zu haben.[73] Viele Kritikpunkte wie etwa die in I 3.4.13.15 unterstellte Habgier des *dēmos* oder die ihm in II 17 vorgeworfene größere Neigung zur Untreue bleiben durchaus unwidersprochen, was Simon Hornblower wiederum übersieht. Aber auch das Unrecht des Gerichtszwangs für die Bundesgenossen ist durch die Einräumung des Nutzens für die Athener nicht beseitigt.

Die freimütige Haltung gegenüber dem etablierten System bzw. ein solides Überlegenheitsgefühl gegenüber den armen Bürgern zeigt sich etwa auch in I 10–12: Vordergründig erhält die bis an Respektlosigkeit grenzende Freiheit, mit der einige Sklaven und Metöken in Athen ungestraft auftreten könnten, erneut eine ökonomische bzw. funktional-politische Erklärung: Gelderwerb zwecks Finanzierung der Flotte. Aber auch hier weiß der Redner staatskundliche Belehrung mit Spott zu mischen: Die Aufmüpfigkeit eines fremden Sklaven mit „Gleichem Rederecht" (*isēgoría*), *dem* Schlagwort für die von Kleisthenes eingeführte protodemokratische Verfassung, ist eine brisante Verzerrung; denn sie impliziert die Unwürdigkeit so vieler ärmlicher Aktivbürger der 440er Jahre. Dieselbe Haltung liegt auch der scheinbar sachlichen Begründung in I 10 für das Verbot zugrunde, fremde Sklaven zu züchtigen: dem Schutz armer Athener, die äußerlich nicht von Sklaven zu unterscheiden seien. Das ist saftige Polemik, kein juristischer Kommentar![74]

5. Weitere Strukturelemente und der Aufbau des überlieferten Textes

Die sophistische Vorliebe für Paradoxa mag teils in der griechischen Neigung zu Antithetik und Agonistik, teils auch im Werterelativismus des Protagoras sowie seiner Maxime *in utramque partem dicere* liegen. Ein die Polemik nicht verschmähender intellektueller Genuss und argumentativer Nutzen gehören freilich nicht nur für den attischen Redner, der ein nicht gerade zimperliches Publikum gewinnen will, untrennbar zusammen. So wird die erste paradoxe[75] Hauptthese, die Demokratie sei zwar schändlich, aber effizient und stabil, in I 2–18 in größeren und kleineren Themenblöcken abgehandelt, in denen nicht weniger als neun Paradoxa aufeinanderfolgen (in der Gliederung sind sie als P 1–9 markiert).

Nachdem hiermit das erste angekündigte Beweisziel hinlänglich erfüllt ist, wird der Aufbau unübersichtlicher. Denn die Behandlung der zweiten, ebenfalls paradoxen These, dass sich die Athener auch alles andere entgegen der Kritik der übrigen Griechen zweckmäßig eingerichtet hätten, will noch nicht sogleich beginnen. Vielmehr folgen in I 19 bis II 16 (Teil C) umfangreiche Ausführungen zu den Voraussetzungen und strategischen Vorteilen einer Thalassokratie. In der Endre-

daktion des Gesamttextes nimmt dieser Teil offenbar die Funktion eines Exkurses an. So ist zum einen aus dem inhaltlichen Anschluss an die den Seebund betreffenden politischen Paradoxa in I 14–18 zu schließen, zum anderen an dem gliedernden Einschub III 1 zu erkennen: Erst dieser Abschnitt markiert explizit die Abgeschlossenheit der ersten Beweisführung und leitet zu der weiteren, eingangs in Aussicht gestellten Erörterung über. Zugleich schließt er auch das maritime Thema ab, das sich unterdessen geradezu verselbstständigt hat (Teil C).

In der Forschung wird hierfür zu Recht die Schleifentechnik der archaischen Literatur in Erinnerung gerufen, die aus Herodots Anekdötchen bestens bekannt ist. Diese ist gewiss bei der Erstellung der Schriftfassung zur Anwendung gekommen, macht aber nicht glaubhaft, dass der Exkurs in seiner ganzen Breite schon zum ursprünglichen Vortrag gehört hätte.[76] Denn es fehlt Teil C in ganz auffälliger Weise jede Polemik gegenüber dem *dēmos*. Das Problem ist kaum damit beseitigt, dass selbst der „Alte Oligarch" trotz seiner Demokratiefeindlichkeit ein überzeugter Patriot und – wie etwa auch Kimon – Verfechter der Seeherrschaft gewesen sei.[77] Kimon war vielmehr zwei Jahrzehnte der erste Diener der *Demokratie* gewesen. Folglich war er nicht dem Dilemma ausgesetzt, mit der Seemacht zugleich die Lebensader einer verhassten Verfassung akzeptieren zu müssen.

Noch wichtiger ist ferner, dass der Redner erstmals im Thalassokratie-Exkurs eine *gemeinathenische* Perspektive einnimmt. Gerade hier fällt der Kontrast zur Behandlung des Seebundes in I 14–18 auf: Diese Abschnitte gehören noch unmittelbarer zur ersten Argumentation und behandeln demgemäß das moralisch verwerfliche, doch zweckmäßige Verhalten nur des Athener *dēmos* gegenüber den Bündern (Teil B). Eine ähnliche Dichotomie herrscht auch im Anschluss an den Exkurs vor, wo die Außenpolitik wiederum als die Verfolgung von Partikularinteressen statt gemeinschaftlicher Ziele betrachtet wird (II 17 in Teil D und III 10f. in Teil E).

Diese Dissonanzen lassen sich kaum mit mangelndem rhetorischem Geschick der archaischen Zeit erklären. Vielmehr spricht innerhalb des Exkurses eine grundverschiedene Person. Nur bei diesem Verständnis wird auch plausibel, dass in II 7f. ganz unmissverständlich Anerkennung von Pluralismus und Multikulturalität zum Ausdruck gebracht wird.[78] Dies will so gar nicht zu der eingangs bezogenen Rolle des ewig gestrigen Landadligen passen:

> *„Wenn ich aber auch geringerer Vorteile gedenken soll, so haben sie dank der Seeherrschaft erstens Mittel zu Schlemmereien ausfindig gemacht, indem sie hier diesen, dort jenen sich zugesellten; und was es nur an Leckerei in Sizilien oder Italien oder auf Zypern oder in Ägypten oder in Lydien oder im Pontos oder in der Peloponnes oder sonstwo gibt, all dieses ist an einem Punkte zusammengeströmt dank der Seeherrschaft. / Ferner haben sie beim Anhören jeder Sprache sich aus der das, aus der das ausgesucht; und so bedienen sich, während die Griechen ihre eigene Sprache und Lebensweise und Tracht vorziehen, die Athener einer aus allen Griechen und Nichtgriechen vermischten Weise."*[79]

Gleich darauf geht es in II 9f. weiter mit der Anerkennung der sozialen Einrichtungen wie der öffentlichen Opferfeste, Sportplätze und Bäder, welche dem *dēmos* zugutekommen. Eine Schelte der Athener Feierlust liegt dem Autor fern.[80] Vor allem in diesen Passagen fällt auch auf, dass er sich nicht mit den Athenern identifiziert, sondern – fast durchweg – in der dritten Person von ihnen spricht. Dies passt zu einem Wanderlehrer aus der Fremde, nicht zu einem eingesessenen Edelmann. Zugleich wäre damit auch die große Freiheit erklärt, mit welcher der Sprecher in die unterschiedlichsten Rederollen zu schlüpfen vermag.[81]

Wie ein Nachtrag hinkt Teil D hinter dem Thalassokratie-Exkurs her, in dem die unterschiedlichsten demokratiekritischen Polemiken zusammengetragen werden. Im Gegensatz zu Teil B fehlt es nun an paradoxen Pointen und dem Erweis der politischen Zweckmäßigkeit der Missstände, die jetzt nicht mehr nur scheinbaren, sondern faktischen Charakter haben. Fast hat man den Eindruck, dass hier Elemente, die künftig in einer anderen Argumentation von Nutzen sein könnten, wie in einer Stoffsammlung abgespeichert werden. Zu derselben Rede, die durch Teil A eingeleitet wurde, dürfte diese Passage – wenigstens in der vorliegenden Form – nicht gehört haben.[82] Erst mit III 1a (Teil D b) folgt das „Scharnier“ zwischen den beiden in der Einleitung angekündigten Beweiszielen:

> *„Auch was den Staat der Athener anlangt, kann ich freilich seine Art nicht billigen; aber nachdem sie nun einmal die demokratische Form beschlossen haben, scheinen sie mir zweckmäßig sich die Demokratie zu wahren mit dem Verfahren, wie ich es soeben dargelegt habe. Ferner sehe ich einige auch darin die Athener tadeln […].“ (etc.)*

Mit den in III 1b–8 (Teil E) vorgebrachten Gravamina löst der Redner endlich den zweiten Teil des in der Einleitung angekündigten Beweises ein, dass nämlich viele politische Einrichtungen der Athener trotz der Kritik seitens der übrigen Griechen ganz in Ordnung seien. Abweichend vom ersten Hauptteil geht es in den folgenden Punkten nicht darum, die paradoxe Zweckmäßigkeit ungerechter Institutionen oder Verhaltensweisen darzulegen. Vielmehr tritt der Redner jetzt geradezu als Apologet der Athener Verfassung auf und bietet Entschuldigungen für manches Störende.

Zum Beispiel äußert er zwar zunächst Verständnis für den Verdruss, den die langen Wartezeiten vor Gericht hervorrufen, erklärt dann aber sogleich, dass die Fülle der für die Gesellschaft vorrangigen Entscheidungen kaum eine andere Wahl lasse. Unter den unzähligen Aufgaben, welche die Athener dauerhaft beschäftigt hielten, werden auch die vielen Feiertage genannt. Zu Unrecht wurde hierin bisweilen ein Tadel seitens des „Oligarchen“ erkannt: Trotz insgesamt vierfacher Erwähnung dieser lokalen Besonderheit wird an selbiger nirgends direkte oder auch nur indirekte Kritik geübt.[83]

Das Fazit lautet in II 8f. – nun wiederum auch mit Blick auf das erste Beweisziel –, dass hier und da wohl kleinere Verbesserungen möglich seien, aber der Selbsterhaltungstrieb der Demokratie tiefere Eingriffe nicht zulasse.

Perplex machen schließlich die beiden letzten Paragraphen, jedenfalls sofern man noch an dem zu Beginn konstituierten, aber zwischenzeitlich suspendierten Rollenspiel festhält: Denn nun stellt ein Interlocutor fest, dass niemand in Athen zu Unrecht entrechtet sei. Der Redner erwidert zwar, dass es immerhin einige wenige gebe, aber doch zu wenige für den Sturz der Demokratie. Wie sollten in Athen denn auch – so abschließend die rhetorische Frage – viele zu Unrecht entrechtet werden, wo doch der *dēmos* herrscht und ungerechtes Regieren, Reden und Handeln bestraft?

Die demokratiefeindliche Lesart des Traktats stößt hier wirklich an eine harte Grenze. Sie würde es erforderlich machen, das strukturell auf Gerechtigkeit angelegte Rechtssystem nicht etwa wegen des hohen Aufwandes, sondern wegen seines Ergebnisses zu verachten: Es fehlen schlicht die Justizopfer, mit denen man eine Revolte wagen könnte!

6. Die *Athēnaíōn politeía* als Produkt des frühen sophistischen Lehrbetriebs und Quelle für die politische Kultur der Pentekontaëtie – Zusammenfassung und Ausblick

Ich fasse – und führe – zusammen: Entgegen den traditionell bevorzugten Daten 431/424 und den neuerdings immer häufiger vertretenen noch späteren Ansätzen habe ich zu zeigen versucht, dass die Jahre 446 bis 443 am ehesten für die Abfassung des Traktats in Frage kommen. Damit ist jeglicher Zusammenhang mit den oligarchischen Verschwörungen von 415 bis 404 auszuschließen. Aber auch für die 440er Jahre lässt sich eine die Demokratie gefährdende Verschwörung weder in dieser Schrift noch in den Berichten des Thukydides oder Ps.-Aristoteles greifen.

Zudem habe ich gezeigt, dass die Deutungen des Textes als politisches Manifest oder symposiastische Stegreifrede unsachgemäß in den Traktat hineingetragen wurden, kaum aber mit dem zu erschließenden ursprünglichen Kommunikationszusammenhang in Einklang gebracht werden können. Indem ferner die Ironisierung traditioneller Wertbegriffe herausgearbeitet wurde, entfiel auch das Fundament für die Annahme, die Schrift sei in einem elitär-antidemokratischen Umfeld entstanden. Ihren Verfasser als „Alten Oligarchen“ zu bezeichnen, ist also ganz und gar irreführend.

Dem Sitz im Leben des *opusculum* habe ich mich sodann durch das Aufzeigen der massiven formalen wie inhaltlichen Einflüsse der frühen Sophistik genähert. Diese war während der Abfassungszeit der Schrift am prominentesten in der Person des Protagoras in Athen präsent. Derselbe hat bekanntlich auch die Gattung der Deklamation geprägt. Damit ist für die Entstehung des Traktats sowohl in seinen Teilen als auch in der uns heute vorliegenden Fassung auf den damaligen

Lehrbetrieb verwiesen.[84] Hierfür spricht vor allem die Konstitution der Rolle des Redners in der Einführung. Typisch für diese Gattung ist weiterhin die Neigung zur Verallgemeinerung und der weitgehende Verzicht auf institutionelle Details, wie wir sie demgegenüber aus dem aristotelischen Traktat kennen.[85] Ein zusätzliches Argument bietet die Verschriftlichung, da diese damals in der Regel Unterrichtszwecke implizierte.[86]

Die Schriftfassung war wiederum eine Voraussetzung für die Zusammenführung zweier oder dreier ursprünglich eigenständiger Deklamationen oder auch Redefragmente zur athenischen Politik. Argumentative und kompositionelle Schwächen sowie vor allem die ethischen Dissonanzen zwischen den einzelnen Teilen sind also vor allem durch diese Kompilation zu erklären, für die nicht der Autor selbst verantwortlich zeichnen muss. Die so entstandene und uns überlieferte Fassung kann nur noch in Teilen als überzeugendes rhetorisches Modell fungiert haben. Wo Computer, Codices oder Zettelkasten nicht zur Verfügung standen und Datenspeicherung die Form von Buchrollen annahm, war die Kompilation einer solchen Stoffsammlung gewiss nicht die uneleganteste Lösung. Als solche wird sie einem Xenophon noch fast ein Jahrhundert später gedient haben und deswegen seinem Nachlassverwalter in die Hände gefallen sein.

Sollten meine Vorschläge für die Datierung, die spielerisch konfligierenden Werthorizonte und den konkreten Kommunikationszusammenhang des Traktats Bestand haben, dann würde dies den Weg zu einem besseren Verständnis zahlreicher auch hier nicht oder nur kursorisch besprochener Textpassagen bahnen. In jedem Fall hätten wir nun sehr viel größere Klarheit hinsichtlich der je frühesten Nachweise für die Begriffe *Demokratie* und *Oligarchie* sowie überhaupt für die strukturelle Analyse der und öffentliche Debatte über die Demokratie. Zugleich hätten wir es mit dem ersten Beleg für nichtepigraphische attische Prosa sowie der ältesten noch nicht durch einen Sokratiker verformten Quelle aus dem sophistischen Lehrbetrieb zu tun. Schließlich wäre dieses polyvalente Zeugnis um bis zu sechs Jahrzehnte älter, als es in der gegenwärtigen Forschung diskutiert wird.

Anhang I: Gliederung der *Athēnaíōn politeía*

A: Einleitung

I 1 Positionierung, Beweisziel: „Was den Staat (*politeía*) der Athener betrifft, kann ich es freilich nicht billigen, daß sie gerade für diese Art des Staates sich entschieden haben; denn hiermit haben sie sich zugleich dafür entschieden, daß es die Elenden (*ponēroí*) besser haben als die Tüchtigen (*chrēstoí*); aus diesem Grunde kann ich es nicht billigen. Daß sie aber, nachdem sie das nun einmal dergestalt beschlossen haben, sich ihren Staat gut bewahren und sich (auch) alles andere – worin sie nach Ansicht der anderen Griechen fehlgehen (*hamartánein*) – (gut) einrichten, das will ich jetzt beweisen (*apodeíxō*).“[87]

B: Erster Hauptteil: Der dēmos ist zwar schlecht, aber sichert seine Einkünfte und Freiheit klug ab

a) Opposition von Guten und Schlechten, Bevorteilung der Schlechten zum Schutz der Demokratie

I 2 These (Paradoxon = P 1): „Sowohl die Armen (*pénētes*) als auch die Volksmenge (*dēmos*) haben gerechterweise (*dikaíōs*) Vorrang (*pléon échein*) vor den Edlen (*gennaíoi*) und Reichen (*plúsioi*).“[88]
Grund: Der *dēmos* treibt die Schiffe an, stellt die Schiffsmannschaft und Offiziere, begründet also eher als die Hopliten, Edlen und Tüchtigen die Stärke Athens; ihr Anteil an den Los- und Wahl-Ämtern sowie an der Redefreiheit (*légein exeínai*) erscheint gerecht.

I 3 Aber auf die Teilhabe an existentiellen Ämtern (Strategie, Hipparchie) verzichtet der *dēmos*; er zieht besoldete Ämter (*archaí mistophorías héneka*) vor.

I 4 These (P 2): Durch die Bevorteilung der Elenden und Armen und Gemeinen (*dēmotikoí*) bewahren sie in allem die Demokratie.
Grund: Durch ihr Wohlergehen stärken sie die Demokratie und nicht deren Gegner.

b) Unbildung und Freiheitswille des *dēmos*

I 5 These: Auf der ganzen Welt ist die Elite (*to béltiston*) demokratiefeindlich.
Grund: „In den Besten ist die geringste Zügellosigkeit (*akolasía*) und Ungerechtigkeit (*adikía*), aber die größte Sorgfalt (*akríbeia*) im Hinblick auf das Gute (*ta chrēstá*); in der Volksmenge sind dagegen Unwissenheit (*amathía*), fehlende Selbstzucht (*ataxía*) und Schlechtigkeit (*ponēría*) am größten. Denn sowohl die Armut als auch die Unbildung (*apaideusía*) als auch die Unwissenheit verleiten sie eher zum Schändlichen (*aischrá*) […]“

I 6 Interlocutor: Kritik an gleichem Rederecht. Gegenthese: Dies ist wohlbedacht.
Grund: Die Vorschläge der Tüchtigen nutzen nur ihresgleichen; der Elende kennt seinen Vorteil (P 3a,b).

I 7 Interlocutor (P 4): Wie kann so einer wissen, was gut für ihn und die Volksmenge ist?
Antwort: Unwissen, Schlechtigkeit und Wohlwollen nützen mehr als Tüchtigkeit,

Weisheit, Übelwollen.

I 8 Bewahrung der Demokratie. „Der *dēmos* will nämlich nicht in einem geordneten Staat selbst versklavt sein, sondern frei sein und herrschen.“ Was als Schwäche gilt, daraus bezieht er Kraft und Freiheit (P 5).

I 9 Wohlordnung (*eunomía*) führte dagegen zur Züchtigung der Elenden; die Wahnsinnigen (*mainómenoi*) dürften nicht mehr beraten oder in der Volksversammlung sprechen (= Sklaverei).

c) Respektlosigkeit der Sklaven und Metöken in Athen

I 10 Verdruss über die Respektlosigkeit der Sklaven und Metöken sowie über das Verbot, diese zu schlagen. Grund der lokalen Besonderheit (*epichōrion*) (P 6): Schutz der armen Athener, die äußerlich nicht zu unterscheiden sind.

I 11 Interlocutor (P 7): Verwunderung über Luxus der dortigen Sklaven.
Grund: Der Unterhalt der Flotte erfordert Steuern, welche die Sklaven erwirtschaften müssen; wegen ihres Geldes verlieren sie den Respekt – anders als in Sparta.[89]

I 12 So gewinnen Sklaven „gleiches Rederecht“ (*isēgoría*). Ebenso die Metöken, die wegen der vielen Gewerbe und des Seewesens benötigt werden.[90]

d) Miscellanea: Kritik an der Kultur, Rechts- und Finanzpolitik des demokratischen Athen

I 13 Niedergang von Gymnastik und Musik.[91] Reiche müssen für Choregie, Gymnasiarchie und Trierarchie zahlen, die Volksmenge lässt sich hierdurch bezahlen. Verarmung der Reichen. In den Gerichten kümmern sie sich nicht um das Recht, sondern ihren Profit.

e) Herrschaft über die Bundesgenossen zum Vorteil der Athener

I 14 Unterdrückung der Reichen unter den Bundesgenossen durch die Athener Volksmenge. Die tüchtigen Athener versuchen aber, diese zu retten.

I 15 Interlocutor (P 8): Ist Athen nicht nur so lange mächtig, wie die Bündner Steuern zahlen können? Antwort: Die Gemeinen besitzen deren Geld lieber selbst und verhindern so die Möglichkeit eines Abfalls.

I 16 Kritik an Gerichtszwang der Bundesgenossen in Athen? Aber auch dieser ist zum Vorteil des *dēmos* (P 9): 1. Richterbesoldung während des ganzen Jahres. 2. Kontrolle über die Bundesgenossen von zu Hause aus. 3. Schutz der Volksvertreter und Vernichtung ihrer Gegner.

I 17 4. Einprozentiger Warenzoll im Peiraios. 5. Weitere Verdienstmöglichkeiten durch Vermietung von Unterkunft, Transportmittel und Sklaven sowie für Herolde.

I 18 6. Ohne Gerichtszwang würden Bundesgenossen nur den Höchstbeamten schmeicheln, so aber jedem Einzelnen der Volksmenge, deren Sklaven sie geworden sind.

C. Exkurs: Grundlagen der Athener Seeherrschaft und strategische Spekulationen

a) Voraussetzungen der Athener Seeherrschaft

I 19/20 Außenbesitzungen der Athener und Herrschaften in Übersee führen automatisch dazu, dass die Athener große nautische Erfahrung haben.

II 1 Die Athener Hopliten sind zwar schwächer als die der Feinde, aber stärker als die

der Bundesgenossen.

b) Allgemeine strategische Vorteile einer Seeherrschaft

II 2 Die Bewohner untertäniger Inseln können sich nicht wie auf dem Kontinent zusammenschließen.

II 3 Inseln sind auf Import und Export, somit auf Unterwerfung unter die Seemacht angewiesen.

II 4 Seemacht kann öfter, schneller, ungefährdeter als Landmacht das feindliche Land heimsuchen.

II 5 Günstigere Fluchtmöglichkeiten auf Schiffen. Überhaupt kann das Heer einer Landmacht nicht allzu weit vordringen: Probleme der Versorgung und der Durchquerung feindlicher Territorien.[92]

II 6 Bei Ernteausfall durch Schädlingsbefall kann sich die Seemacht leicht Ersatz verschaffen.

c) Weitere Vorteile Athens aufgrund des Seebundes (I)

II 7 Sämtliche Produkte der Mittelmeerwelt kommen nach Athen.

II 8 „Multikulturelles“ Athen: Aufnahme neuer Wörter, Lebensmittel, Kleidung.[93]

d) Abschweifung: Weitere positive Einrichtungen der Athener (wohl indirekte Vorteile des Seebundes)

II 9 Viele öffentliche Opferfeste erlaubt auch den Armen die Teilnahme.

II 10 Zwar haben die Reichen eigene Gymnasien, Bäder, Saunen, aber auch der *dēmos* errichtet sich solche. Größerer Nutzen durch diese.

e) Weitere Vorteile Athens aufgrund des Seebundes (II)

II 11 Alleiniger Zugriff der Seemacht auf die überschüssigen Rohstoffe im Herrschaftsgebiet ermöglicht Reichtum (Holz, Eisen, Bronze, Leinen, Wachs).

II 12 Feinde können von der Belieferung abgeschnitten werden. Keine Polis verfügt über alle Rohstoffe.

f) Geostrategische Erwägungen

II 13 Landzungen oder vorgelagerte Inseln können als Stützpunkte für Plünderungen besetzt werden.[94]

II 14 Spekulation: „Wenn die Athener als Inselbewohner das Meer beherrschten […]“, dann wären sie unangreifbar. Da dies nicht der Fall ist, drängen die Bauern und die Reichen aus Sorge um die Verwüstung ihres Landes auf Frieden, während der *dēmos* ohne Furcht vor Feinden leben kann.[95]

II 15 Als Inselbewohner müssten sie im Fall eines Bürgerkriegs nicht die Heranführung einer feindlichen Armee fürchten.

II 16 Fazit: „Da es sich also seit jeher nicht ergibt, dass sie Inselbewohner sind, machen sie nun folgendes: einerseits bringen sie ihr Vermögen auf die Inseln im Vertrauen auf die Herrschaft über das Meer, andererseits dulden sie, dass die attische Erde verwüstet wird, wissen sie doch, dass sie, wenn sie sich ihrer erbarmen, anderer noch größerer Güter beraubt werden werden.“[96]

D. Nachtrag und Überleitung

a) Weitere moralische Schwächen der Demokratie

II 17 Größere Vertragstreue von einer oligarchischen als von einer demokratischen Polis; die Volksmenge übernimmt Verantwortung nur bei Erfolgen und sucht ansonsten Sündenböcke.

II 18 Individuen, bes. Reiche und Edle, aber auch ehrgeizige Arme, dürfen verspottet werden, nicht aber der *dēmos* als ganzer.[97]

II 19 Die Volksmenge liebt die für sie Nützlichen, auch wenn deren Schlechtigkeit erkannt wird, während sie die Tüchtigen tendenziell hasst.

II 19/20 Ein Reicher, der lieber in einer Demokratie als in einer Oligarchie lebt, handelt wider seine Natur. Er beabsichtigt, Unrecht zu tun, was er nur in einer Demokratie unbemerkt kann.

b) Abschluss des ersten in I 1 angekündigten und Beginn des zweiten Beweises

III 1 „Auch was die Staatsform der Athener anlangt, kann ich freilich ihre Art nicht billigen; aber nachdem sie nun einmal die demokratische Form beschlossen haben, scheinen sie mir zweckmäßig sich die Demokratie zu wahren mit dem Verfahren, wie ich es soeben dargelegt habe. Ferner sehe ich einige auch darin die Athener tadeln […]"

E. Relativierung weiterer Kritik an der Athener Demokratie

a) Vielbeschäftigung von Rat und Volksversammlung

III 1 Vorwurf: Wartezeiten für das Vorbringen persönlicher Anliegen in Rat oder Volksversammlung sind zu lang. Gründe: Fülle der Angelegenheiten.

III 2 Grund 1: Weit überdurchschnittlich viele Feiertage, an denen nicht verhandelt werden kann.
Grund 2: Vielzahl der privaten und öffentlichen Prozesse sowie Rechenschaftsablegung der Beamten. Grund 3: Vielzahl der Beratungsgegenstände: Krieg, Finanzen, Gesetzgebung, Innenpolitik, Seebund-Angelegenheiten, Tribute, Schiffswerften, Heiligtümer.

III 3 Vorwurf: Durch Bestechungsgeld kann der Verhandlungstermin vorgezogen werden. Dies trifft zu, aber selbst bei viel größeren Summen könnte nicht alles verhandelt werden.

III 4 Alljährliche Verhandlungen von öffentlichem Interesse betreffs der Choregie für Dionysien, Thargelien, Panathenäen, Promethien, Hestien; der 400 Trierarchen; der Dokimasien der Beamten und Waisen; sowie die Einsetzung der Gefängniswächter.

III 5 Hinzu kommen u. a. Fälle von Kriegsdienstverweigerung[98], Gewaltverbrechen, Asebie, ferner etwa jedes fünfte Jahr die Festsetzung des Tributs.

III 6 Fazit: Es ist unumgänglich, dass all dies entschieden wird, und zwar jedes Jahr erneut.

III 7 Replik: Verringerung der Richterzahlen pro Fall. Entgegnung: Gefahr der Bestechung nähme zu.

III 8 Zudem feiern die Athener mindestens doppelt so viele Feste wie andere Griechen.

b) Verbesserungspotential der bestehenden Verfassung ist begrenzt

III 8/9 Nur Kleinigkeiten lassen sich verbessern, sofern nicht die Demokratie gefährdet werden soll.

c) Maximen der Unterstützung auswärtiger Politiker

III 10 Kritik: Die Athener stützen in fremden Städten die Schlechteren. Entgegnung: Mit Absicht! „Denn in keinem Staat ist das bessere Element dem Volk wohlgesinnt, sondern das Lumpenpack (*to kákiston*) ist in jedem Staate dem Volk wohlgesinnt; denn gleich und gleich gesellt sich gern."

III 11 Im Übrigen haben die Athener schlechte Erfahrungen mit den Besten gemacht: „Binnen kurzer Zeit wurde die Volksmenge in Boiotien geknechtet (*ho dēmos edúleusen*); ein andermal, als sie sich bei den Milesiern für die Besseren entschieden hatten, fielen sie binnen kurzer Zeit ab und hieben das Volk nieder; ein andermal, als sie sich für die Lakedaimonier statt der Messenier entschieden hatten, unterwarfen die Lakedaimonier binnen kurzer Zeit die Messenier und standen mit den Athenern auf Kriegsfuß."

d) Ausblick: Keine Chance auf einen Umsturz

III 12 Interlocutor: Niemand ist also in Athen zu Unrecht entrechtet (*ētimōtai* < *átimos*). Entgegnung: Für den Sturz der Demokratie gibt es zu wenige zu Unrecht Entrechtete.

III 13 Wie sollen in Athen viele zu Unrecht entrechtet werden, wo der *dēmos* herrscht und ungerechtes Regieren, Reden und Handeln bestraft? Fazit: Von den Entrechteten droht keine Gefahr.

Anhang II: Zeittafel

594	Solon: Befreiung der Schuldner (*seisáchtheia*), Verfassungsreform (*eunomía*)
508/7	Kleisthenes: Phylenreform, Rechtsgleichheit (*isonomía*), gleiches Rederecht (*isēgoría*)
493	Archontat des Themistokles, Beginn der Flottenpolitik
490,480,479	Siege der Athener bzw. Griechen über die Perser bei Marathon, Salamis und Plataiai
478/77	Gründung des Attisch-Delischen Seebundes = Ersten Athenischen Seebundes
462/61	Beschränkung des Areopags durch Ephialtes?, Ostrakisierung Kimons
460	Offensiven gegen Zypern und Ägypten, Besetzung Megaras; Ausbruch des Ersten Peloponnesischen Krieges
457	Niederlage der Athener gegen Spartaner u. Boioter bei Tanagra; Sieg über Boioter bei Oinophyta
455	Tolmides errichtet Blockade um und Stützpunkte auf der Peloponnes
454	Niederlage der Athener in Ägypten
451–447	Unterbrechung des Ersten Peloponnesischen Krieges
449	Frieden mit Persien (Kallias-Frieden)
447/46	Beginn des Ausbaus der Akropolis unter Perikles, Niederlage des Tolmides bei Chaironeia (Verlust Mittelgriechenlands), Abfall Euboias u. Megaras von Athen, Spartanischer Einfall nach Attika
446	Dreißigjähriger Frieden mit Sparta beendet den Ersten Peloponnesischen Krieg
446–443	Abfassung der Kernpassagen der *Athēnaíōn politeía*, Redaktion der vorliegenden Fassung ggf. auch viel später
444	Gründung der panhellenischen Kolonie Thurioi in Italien, Protagoras Verfassungsgeber
443	Ostrakismos des Thukydides, Sohn des Melesias
441–439	Umstürze auf Samos
431/30	Beginn des Archidamischen Krieges = der ersten Phase des Peloponnesischen Krieges, Leichenrede des Perikles zum Abschluss des ersten Kriegsjahres
430/29	Ausbruch der Pest, Tod des Perikles
425–422	Erfolge der Athener bei Sphakteria und Pylos; Feldzug des Brasidas nach Thrakien; Tod des Brasidas und Kleons in der Schlacht um Amphipolis
421–413	Nikias-Frieden („Fauler" Frieden), vorübergehend wechselnde Bündnisse
415–413	Frevel an Hermen und Eleusinischen Mysterien, Sizilienexpedition scheitert
413–404	Spartaner besetzen Dekeleia in Attika, Fortsetzung des Peloponnesischen Krieges
411/10	Oligarchie der 400, danach der 5000
404/03–401	Kapitulation Athens, Herrschaft der 30 Tyrannen, sukzessive Restitution der Demokratie
401/0	Xenophon nimmt am Feldzug des jüngeren Kyros teil

Bibliographie

1. Editionen, Übersetzungen, Kommentare der *Athēnaíōn politeía* in Auswahl

Bowersock, G.W.: Pseudo-Xenophon, Constitution of the Athenians, CPh 71, 1966, 33–55. Vgl. den Nd. in: E.C. Marchant: Xenophon in Seven Volumes, Bd. VII: Scripta Minora, London 1968, 459–507. (LCL)

Frisch, Hartvig: The Constitution of the Athenians, Kopenhagen 1942.

Gray, Vivienne J.: Xenophon on Government, Cambridge 2007.

Kalinka, Ernst: Die pseudoxenophontische Athenaion politeia. Einleitung, Übersetzung, Erklärung, Leipzig 1913.

Leduc, Claudine: La constitution d'Athènes, attribuée à Xénophon. Traduction et commentaire, Paris 1976.

Marr, John L. / Rhodes, Peter J.: The 'Old Oligarch': the Constitution of the Athenians attributed to Xenophon, Oxford 2008.

Moore, John M.: Aristotle and Xenophon on Democracy and Oligarchy, London 1975.

Osborne, Robin: The Old Oligarch: Pseudo-Xenophon's Constitution of the Athenians, London 2004.

Serra, Giuseppe: La costituzione degli Ateniesi dello Pseudo-Senofonte. Testo e traduzione, Rom 1979.

Stecchini, Livio Catullo: Athenaion politeia. The Constitutions of the Athenians by the Old Oligarch and by Aristotle. A New Interpretation, Glencoe / Ill. 1950.

2. Weitere zitierte Literatur

Bearzot, Cinzia: Rez. zu: Marcello Gigante / Gianfranco Maddoli (Hgg.): L'Athenaion Politeia dello Pseudo-Senofonte, Napoli 1997, in: Aevum 73.1, 1999, 202–204.

Bleicken, Jochen: Die athenische Demokratie, Paderborn ²1994.

Bleicken, Jochen: Wann begann die athenische Demokratie?, HZ 260, 1995, 337–364.

Bultrighini, Umberto (Hg.): Democrazia e antidemocrazia nel mondo greco. Atti del Convegno Internazionale di Studi, Chieti, 9–11 aprile 2003, Alessandria / Italia 2005.

Canfora, Luciano: Athenaion Politeia II 18: la censura sul teatro, in: Gigante / Maddoli 1997, 109–122.

Christ, Matthew R.: The Evolution of the Eisphora in Classical Athens, CQ 57, 2007, 53–69.

Conwell, David H.: Connecting a City to the Sea: the History of the Athenian Long Walls, Leiden 2008.

de Romilly, Jacqueline: Le Ps.-Xénophon et Thucydide, RP 36, 1962, 225–241.

de Ste. Croix, G.E.M.: The Origins of the Peloponnesian War, London 1972.

Denyer, Nicholas: Plato, Protagoras, Cambridge 2008.

Dreher, Martin: Sophistik und Polisentwicklung, Frankfurt / M. 1983a.

Dreher, Martin: Die Sophisten – Parteigänger der Demokraten oder der Oligarchen?, in: Studi e ricerche. Istituto di Storia, Florenz 1983b, 63–88.

Eich, Armin: Politische Literatur in der römischen Gesellschaft. Studien zum Verhältnis von politischer und literarischer Öffentlichkeit in der späten Republik und frühen Kaiserzeit, Köln 2000.

Finley, Moses I.: Democracy, Ancient and Modern, London 1973.

Flores, Enrico: Su alcune traduzione in latino di pseudo-Senofonte de R. Ath. nel '500, in: Gigante / Maddoli 1997, 123–133.

Fontana, M.J.: L'Athenaion politeia dal V secolo a.C., Palermo 1968.*

Forrest, William G.: The Date of the Pseudo-Xenophontic Athenaion Politeia, Klio 52, 1970, 107–116.

Funke, Peter: Policrate di Atene: un teorico della democrazia o un retore sofistico?, in: Bultrighini 2005, 251–262.

Gabba, Emilio: La società ateniese nel 'Vecchio Oligarca', Athenaeum 66, 1988, 5–10.

Gabba, Emilio: Gli argomenti economici nell'Athenaion Politeia pseudosenofontea, in: Gigante / Maddoli 1997, 69–77 (zuvor in Athenaeum 82, 1994, 7–12).

Gehrke, Hans-Joachim: Der historische Hintergrund der pseudo-xenophontischen Athenaion Politeia. Ein Versuch über griechische Politik, in: Gigante / Maddoli 1997, 25–45.

Gigante, Marcello: La Costituzione degli Ateniesi: un testo aperto. Sowie: Conclusioni al colloquio di Acquasparta (30 maggio 1993), in: Gigante / Maddoli 1997, 9–24 und 135–140.

Gigante, Marcello / Maddoli, Gianfranco (Hgg.): L'Athenaion Politeia dello Pseudo-Senofonte. Incontri perugini di storia della storiografia antica e sul mondo antico VIII. Acquasparta, Palazzo Cesi, 28–30 Maggio 1993, Napoli 1997.

Gomme, Arnold W.: The Old Oligarch (1940), in: ders.: More Essays in Greek History and Literature, Oxford 1962, 38–69.

Haffter, Heinz: Die Komposition der pseudoxenophontischen Schrift vom Staat der Athener, in: Navicula Chiloniensis. Studia philologica Felici Jacoby professori Chiloniensi emerito octagenario oblata, Leiden 1956, 79–87.

Hansen, Mogens Herman: The Tradition of Ancient Greek Democracy and Its Importance for Modern Democracy, Kopenhagen 2005.

Harris, Edward: Was All Criticism of Athenian Democracy Necessarily Anti-Democratic?, in: Bultrighini 2005, 11–24.

Hemmerdinger, Bertrand: L'émigré (Pseudo-Xénophon, Ἀθηναίων Πολιτεία), REG 83, 1975, 71–80.

Hemmerdinger, Bertrand: Pseudo-Xénophon (l'émigré), Atheniensium politeia (425 avant notre ère), BollClass 5, 1984, 120–137.

Herrmann-Otto, Elisabeth: Das andere Athen: Theorie und politische Realisation eines „antidemokratischen" Oligarchenstaates, in: Walther Eder / Karl-Joachim Hölkeskamp (Hgg.): Volk und Verfassung im vorhellenistischen Griechenland. Beiträge auf dem Symposium zu Ehren von K.-W. Welwei, Stuttgart 1997, 133–152.

Hornblower, Simon: The Old Oligarch (Pseudo-Xenophon's Athenaion Politeia) and Thucydides. A Fourth-Century Date for the Old Oligarch?, in: Pernille Flensted-Jensen / Thomas Heine Nielsen / Lene Rubinstein (Hgg.): Polis & Politics. Studies in Ancient Greek History, Kopenhagen 2000, 363–384.

Instinsky, Hans Ulrich: Die Abfassungszeit der Schrift vom Staat der Athener, Diss. Freiburg 1933.*

Katsaros, A.H.: Literary Perspectives on Ps. Xenophon's Athenaion Politeia, PhD Adelaide 2001.*

Lang, Mabel L.: Cleon as the Anti-Pericles, CP 67, 1972, 159–169.

Lapini, Walter: Atene e Mileto nell'Athenaion Politeia, in: Gigante / Maddoli 1997, 79–107.

Lehmann, Gustav Adolf: Perikles. Staatsmann und Stratege im klassischen Athen. Eine Biographie, München 2008.

Leppin, Hartmut: Thukydides und die Verfassung der Polis, Berlin 1999.

Lesky, Albin: Geschichte der griechischen Literatur, Bern [3]1971.

Levi, Mario Attilio: La politica estera di Atene nello pseudo-Senofonte, in: Gigante / Maddoli 1997, 61–68.

Maddoli, Gianfranco: Apertura dei lavori, in: Gigante / Maddoli 1997, 5–8.

Mann, Christian: Die Demagogen und das Volk. Zur politischen Kommunikation im Athen des 5. Jahrhundert v. Chr., Berlin 2007.

Mann, Christian: Politische Gleichheit und gesellschaftliche Stratifikation. Die athenische Demokratie aus der Perspektive der Systemtheorie, HZ 286, 2008, 1–35.

Manuwald, Bernd: Platon, Protagoras. Eingeleitet, übersetzt und erläutert, Göttingen 2006.

Mattingly, Harold B.: The Date and Purpose of the Pseudo-Xenophon Constitution of Athens, CQ 47, 1997, 352–357.

Meyer, Hans D.: Thukydides Melesiou und die Oligarchische Opposition gegen Perikles, Historia 16, 1967, 141–154.

Mitchell-Boyask, Robin: Plague and the Athenian Imagination: Drama, History, and the Cult of Asclepius. Cambridge / New York 2008.

Murray, Gilbert: A History of Greek Literature, London 1897.

Ober, Josiah: Political Dissent in Democratic Athens. Intellectual Critics of Popular Rule, Princeton 1998.

Ober, Josiah: Political Conflicts, Debates, and Thought, in: Robin Osborne (Hg.): Debating the Athenian Cultural Revolution. Art, Literature, Philosophy, and Politics 430–380 BC, Cambridge 2007, 111–138.

Ostwald, Martin: The Sophists and Athenian Politics, in: Bultrighini 2005, 35–52.

Presutti, Marco: La trama del ragno. Platone Comico e le leggi di Atene, in: Bultrighini 2005, 209–222.

Raaflaub, Kurt A.: Politisches Denken und Krise der Polis. Athen im Verfassungskonflikt des späten 5. Jahrhunderts v. Chr., HZ 255, 1992, 1–60.

Ramirez Vidal, Gerardo: Ancora sulla data dell'Athenaion Politeia: l'Anonimo e Andocide, in: Gigante / Maddoli 1997, 47–60.

Rhodes, Peter J.: Ancient Democracy and Modern Ideology, London 2003.

Rhodes, Peter J.: How Seriously Should We Take the Old Oligarch?, Pegasus 52, 2009, 8–13.

Roberts, Jennifer Tolbert: Athens on Trial. The Antidemocratic Tradition in Western Thought, Princeton 1994.

Roscalla, Fabio: Περὶ δὲ τῆς ᾿Αθηναίων πολιτείας, QUCC 79, 1995, 2, 105–130.*

Rossetti, Livio: Autore dell'Athenaion Politeia fu forse un socratico, omonimo di Senofonte Erchieo?, in: Gigante / Maddoli 1997, 141–158.

Schuller, Wolfgang: Die Herrschaft der Athener im Ersten Attischen Seebund, Berlin 1974.

Schuller, Wolfgang: Wirkungen des Ersten Attischen Seebundes auf die Herausbildung der athenischen Demokratie, in: Jack Martin Balcer (Hg.): Studien zum Attischen Seebund, Konstanz 1984, 87–101.

Schütrumpf, Eckart E.: Xenophon [2] aus Athen, DNP 12,2, 2002, 633–42.

Smart, J. D.: The Athenian Empire, Phoenix 31, 1977, 245–257.

Sordi, Marta: L'Athenaion politeia e Senofonte, Aevum 76, 2002, 17–24.

Sordi, Marta: Senofonte e la democrazia, in: Bultrighini 2005, 305–314.

Spielvogel, Jörg: Die politische Position des athenischen Komödiendichters Aristophanes, Historia 52, 2003, 3–22.

Stockton, David: The Classical Athenian Democracy, Oxford 1990, korr. Nd. 1991. ([2]1997 war mir unzugänglich).

Treu, Max: Eine Art von Choregie in peisistratischer Zeit, Historia 7, 1958, 385–391.

Treu, Max: Ps.-Xenophon, RE IX A, 1967, 1928–1982.

van Mal-Maeder, Danielle: La fiction des déclamations, Leiden 2007.

Welwei, Karl-Wilhelm: „Demos“ und „Plethos“ in athenischen Volksbeschlüssen um 450 v.Chr., Historia 35, 1986, 177–191.

Welwei, Karl-Wilhelm: Zwischen Affirmation und Kritik. Die demokratische Polis des 5. Jahrhunderts im Spiegel der zeitgenössischen Literatur, in: G. Binder / B. Effe (Hgg.): Affirmation und Kritik. Zur politischen Funktion von Kunst und Literatur im Altertum, Trier 1995, 23–50.

Welwei, Karl-Wilhelm: Das klassische Athen. Demokratie und Machtpolitik im 5. und 4. Jahrhundert, Darmstadt 1999.

Wolff, Hartmut: Die Opposition gegen die radikale Demokratie in Athen zum Jahre 411 v. Chr., ZPE 36, 1979, 279–302.

Zunino, Maddalena Luisa: [Xen.] Athenaon Politeia 2.17: il demos assente, gli altri e il fallimento della pace di Nicia, Hermes 137.3, 2009, 285–301.

* Mir leider nicht im Original zugänglich; Zitation nach Treu 1967, de Ste Croix 1972, Osborne 2004 oder Marr / Rhodes 2008. Vgl. auch den Forschungsüberblick von Gigante 1997.

---

[1] Der Herausgeberin und den Herausgebern sei für die freundliche Einladung nach Göttingen, die lebhafte Diskussion im Anschluss an den Vortrag im Mai 2008 sowie die dort erfahrene Gastfreundschaft gedankt. Eine frühere Version hielt ich im Dezember 2007 im Rahmen meines Habilitationskolloquiums in Trier; meinen dortigen Kolleginnen und Kollegen, allen voran meinem Lehrer Heinz Heinen, möchte ich ebenfalls für Anregungen und Ermutigungen herzlich danken. In meinen Dank schließe ich zudem Iris Samotta (Bochum), Wolfgang Spickermann (Erfurt) und Christian Mann (Freiburg / Princeton) mit ein, wobei mir Letzterer neben wohlwollender Kritik auch Einblick in sein damals noch unveröffentlichtes Aufsatzms. gewährte (jetzt Mann 2008).

[2] Vgl. z. B. Finley 1973; Roberts 1994; Bleicken 1994, 581–586; Rhodes 2003; Hansen 2005.

[3] Einführend zu Quellen, Begriffen und Institutionen vgl. z. B. Bleicken 1994; Welwei 1995 und 1999. – Zu Theseus vgl. [Arist.] Ath. pol. frg. 3 Chambers = Plut. Thes. 25.

[4] Roberts 1994, 52 bringt die gegenwärtige Aporie nach wie vor auf den Punkt.

[5] Ps.-Xen. *Ath. pol.* I 1. Zitat des Originals im Anhang. Übersetzung hier und im Folgenden in Anlehnung an Kalinka. Allerdings übersetzt er z. B. *chrēstoi* mit „Edlen" und *hamartánein* mit „fehlgreifen". Siehe auch u. Fn. 6f.

[6] Ich bezweifle, dass *politeía* in diesem frühen Text schon die abstraktere von Kalinka angesetzte Bedeutung „Staatsform" bzw. die heute meist postulierte Bedeutung „Verfassung" hatte (zur Begriffsgeschichte vgl. auch Raaflaub 1992, 15 mit Fn. 39). Dass es um ihre Struktur geht, ist durch *trópos* hinreichend ausgedrückt. Relevant ist die Unterscheidung für den Schlusssatz (διασῴζονται τὴν πολιτείαν): Profitiert von der Politik der Athener nur die Demokratie (die erst in I 4.5.8 etc. ausdrücklich so genannt ist) oder doch die ganze Polis, die ja zur Herrscherin des Meeres aufgestiegen sei? Doch wohl Letztere.

[7] Kalinka übersetzt *ponēroi* mit „Gemeinen", Hemmerdinger 1984, 122 mit „scélérats"; von den „Schlimmen, Ungeeigneten, Schädlichen" spricht Wolff 1979, 285; Stockton 1990/91, 170 paraphrasiert „nobodies"; Marr / Rhodes 2008, 24 schreiben „worthless / bad" ; G. A. Lehmann (mündlich) schlägt „Kriminelle" vor.

[8] Zahlreiche Belege finden sich in I 1.2.4.9.

[9] Zur Unzeitgemäßheit der sozialen Bestandsaufnahme vgl. z. B. Gabba 1988, 5–10; Marr / Rhodes 2008, 19–26 (einschließlich einer Untersuchung zum *dēmos*-Begriff) mit 170–172; auch Osborne 2004, 11f., der treffend hervorhebt, dass die Häufung dieser wertenden Termini zu Beginn des Traktats auch der klaren Positionierung des Autors diene. Vgl. auch Leppin 1999, 35–39, der u. a. feststellt, dass der Aspekt der edlen Abstammung bis auf die einmalige Verwendung von *gennaíoi* (II 18) vermieden wird. Die Elite werde also weitgehend durch ihren Besitz, ihre Leistung und ihre dadurch ermöglichte Bildung definiert; dadurch seien wiederum die moralischen, materiellen und intellektuellen Voraussetzungen für die politische Betätigung gegeben, welche den *ponēroi* fehlten. Wieder anders differenziert Mann 2008, 8–11, indem er die Ungleichzeitigkeit politischer und sozialer Veränderungen hervorhebt sowie die grundsätzliche Durchlässigkeit der athenischen Klassen betont. In einer E-Mail vom 7.1.2008 präzisiert er zudem: „Die Gegenüberstellung *ponēroi* vs. *chrēstoi* war im 5. Jh. nicht antiquiert, sie bildete (auch wenn, wie Sie richtig betonen, die gesellschaftliche Realität eine andere war) ein zentrales Denkmuster der politischen Philosophie." Zum Einfluss der oligarchischen Umsturzversuche der Jahre 411 und 404/3 auf die politische Begriffsgeschichte s. auch u.

[10] Vgl. auch den Kontrast zwischen Unwissenheit und Klugheit (I 5–9). Weiteres u. in

Abschnitt III und IV.

[11] Gegen die Autorschaft Xenophons hat sich – gemäß Leduc 1976, 29 bzw. 63 Anm. 1 – erstmals I. G. Schneider in der Xenophon-Ausgabe 1815 bzw. 1838 (Bd. VI: Prolegomena, 87–101) ausgesprochen. Zu den Argumenten für und gegen Xenophon vgl. jetzt Marr / Rhodes 2008, 6–12.

[12] Allgemein neben der noch fehlenden Eleganz sind die Unberührtheit von gorgianischen Figuren, die Ionismen (*thalassokratía*, *hássa*) und die archaische Ringkompositionstechnik hervorgehoben worden. Vgl. z. B. Osborne 2004, 9f.; Frisch 1942, 164–184; Haffter 1956; Osborne 2004, 10f.; Marr / Rhodes 2008, 26–28.

[13] Vgl. z. B. Lang 1972, 165–169 für Kleon; Ramírez Vidal 1997, 59f. für Thessalos, Sohn Kimons, Andokides (hierin gefolgt von Béarzot 1999, 203), Kritias oder eine diesen nahestehende Person; Marr / Rhodes 2008, 16 und 140 für einen Schüler des Antiophon. Für eine Übersicht über die vorgeschlagenen Namen (darunter etwa auch Alkibiades und Kritias) vgl. z. B. bei Frisch 1942, 104; Treu 1967, 1959–1962; Gigante 1997.

[14] Rhodes 2003, 18 hat die Bezeichnung bis auf Murray 1897, 167–69 zurückverfolgt.

[15] So wieder Gabba 1988, 6.

[16] Die 17-jährige Herrschaft des Areopags und dessen angebliche Entmachtung durch Ephialtes und Themistokles (!) bezeugt nur die teils verwirrte, teils anachronistisch verformte ps.-aristotelische *Ath. pol.* 25. Eine Aufwertung des Areopags vor der Ostrakisierung des Themistokles (Ende der 470er Jahre) wäre kaum nachvollziehbar, während derselbe an dessen Abwertung in den 460er Jahren nicht mehr beteiligt gewesen sein konnte. Zudem kommt Kimon aufgrund seiner Verfassungstreue und Volksnähe kaum als Urheber einer solchen Maßnahme in Frage. Der Konflikt zwischen Ephialtes und Kimon betraf vor allem die außenpolitische Ausrichtung Athens. Thukydides schweigt übrigens ganz über einen angeblichen Verfassungswechsel 462/61. Vgl. z. B. Bleicken 1994, 43–46 und 1995; Mann 2007, bes. 73f.; auch Welwei 1999, 91–95.

[17] Letzteres nimmt z. B. auch Gabba 1988, 6 an, der den Traktat freilich früher datiert; s. u. Fn. 32. Vgl. z. B. Gomme 1940/62, 38: „Some have seen it as the work of an older man who would curb the youthful hotheads among the oligarchs.“ Vgl. z. B. auch Roberts 1994, 52.

[18] Fontana 1968, 100–102; Sordi 2002 und 2005, 306; 321. – Vgl. aber auch die davon unabhängige Diskussion von Marr / Rhodes 2008, 6–12 über die Möglichkeit eines Frühwerks Xenophons.

[19] Zur Übertragung ins Italienische vgl. z. B. Gabba 1988, ins Deutsche z. B. Wolff 1979, 285 oder Mann 2008, 9. – Vgl. jetzt bes. Marr / Rhodes 2008, 1f., die vielmehr einen (sehr) jungen Autor mit keineswegs konventionell antidemokratischen Ansichten vermuten. Zudem stellen sie fest: „it is more likely that ‘old’ has emotional force, characterising and emphasising the author’s apparent extremity of viewpoint (cf. ‘old Tory’ […]). […] Efforts to put a stop to the usage would be a waste of time. […] For convenience, we have chosen (following Gomme) to refer to the author as ‘X’. This simply denotes unknown identity […]“. Allerdings glauben Marr / Rhodes 2008, tief empfundenen Hass auf die Demokraten zu erkennen. – Explizite Ablehnung erfährt das „traditional sobriquet“ bei Stockton 1990/91, 168f. und Forrest 1970, 115, s. u. Abschnitt 3.

[20] Dieser Ansatz wird durch das weitere Argument gestützt, dass Ps.-Xen. III 2.5 noch vom jährlich zu entrichtenden Tribut der Bundesgenossen spricht. Dieser wurde 413/12 durch eine fünfprozentige Exportsteuer vorläufig ersetzt, welche der Autor nicht zu ken-

nen scheint. Vgl. z.B. Bleicken 1994, 73; Christ 2007. Freilich betont Sordi 2002, 21, dass der Phoros nach den Siegen des Alkibiades schon ab ca. 410 wieder eingeführt worden sei. Vgl. auch Levi 1997, 67f.

[21] Sordi 2002; vgl. dies. 2005. Sie stützt sich zum einen auf die Autorität der antiken Überlieferung. Zum anderen betont sie, dass das Bewusstsein von der Verknüpfung der Demokratie mit der Seeherrschaft gerade erst durch die Ereignisse von 412 bis 410 entstanden und in der weiteren Literatur nicht vor dem 4. Jh. bezeugt sei. Das *argumentum e silentio* ist hier aber methodisch unzulässig, da wir nicht über frühere staatstheoretische Schriften verfügen (hierzu s. auch u. Fn. 23). Nur bedingter Wert kommt auch den inhaltlichen oder sprachlichen Entsprechungen in den Werken des „Alten" und „Jungen" Oligarchen (bes. Laked. pol.) zu, solange keine unmittelbare Abhängigkeit nachgewiesen werden kann. Schwerlich haltbar ist auch die Ansicht, dass die moralisierende Terminologie sokratisch sei. – Ähnlich datieren die Schrift aber auch Fontana 1968 (410/405); Smart 1977, 250 Fn. 12 (Frühsommer 405); Rossetti 1997, 144f. (Ende des 5. Jh.s). Nach 411 bzw. ins 4. Jh. datiert auch Roscalla 1995, 105–130.

[22] Hornblower 2000 (s. auch u. Abschnitt III), gefolgt von Katsaros 2001.

[23] S.o. Fn. 13 (betr. Andokides) sowie u. Fn. 25 und 27. Vgl. zudem Gigante 1997, 18; Ramírez Vidal 1997, 50 (mit weiterer Lit.); 53f.; 57f. – Zum geistesgeschichtlichen Kontext jener Jahre vgl. auch Raaflaub 1992 und Ostwald 2005, die grundsätzlich auch die späte Ausprägung einer politischen Theorie vertreten.

[24] Zu den Langen Mauern s.u. Fn. 26.

[25] Vgl. bes. Gomme 1940/62; auch Gigante 1997, 16–18 mit weiteren Verweisen.

[26] Thuk. I 107f. Hierauf weist u.a. bereits Hohl 1950, 33 hin, der die Strategie in ihren Ansätzen sogar bis in die Zeit des Themistokles zurückführt (Thuk. I 93). – Zu Architektur, Strategie und politischen Hintergründen der Langen Mauern vgl. jetzt Conwell 2008, bes. 54–63 zur Gründungsphase, auch 71–77 zur ersten Erweiterungsphase 443/42 und 77–107 zum Peloponnesischen Krieg, mit Abb. S. 231–234.

[27] Im Übrigen darf die Existenz demokratiekritischer Schriften vor 415 nicht pauschal in Abrede gestellt werden. Es reiche ein Verweis auf die Verfassungsdiskussion in Herodots Historien oder die Invektiven in Aristophanes' Rittern aus den 420er Jahren. Auch die weiteren Argumente der neueren Forschung für eine Spätdatierung – so etwa mit Blick auf den sog. „Komödien-Paragraphen" II 18 (nach Canfora 1997, 115–122 eine Reaktion auf Platon Comicus, *Heortai*, im Jahr 414; vgl. auch Presutti 2005) oder auf die Parallelen zu Ps.-Andokides or. 3 (Ramírez Vidal 1997) – entbehren jeglicher Beweiskraft. Gleiches gilt für den jüngsten Versuch Zuninos 2009, bes. 299f., aufzuzeigen, dass der Anonymus die Diplomatie des Alkibiades während des „Faulen Friedens" erlebt habe; ähnlich bereits Leduc 1976, 198–201 (421/418).

[28] Zu diesem Terminus vgl. z.B. Bowersock 1966, 34; Treu 1967, 1957; Forrest 1970, 108; Gabba 1997, 76; Leppin 1999, 34; Marr/Jones 2008, 5f. Nicht stichhaltig ist seine Relativierung z.B. bei de Ste. Croix 1972, 309; Osborne 2004, 4.

[29] Vgl. Thuk. V 26 zur „Friedlosigkeit" jenes Friedens sowie V 35 u.a. zu Amphipolis.

[30] Vgl. z.B. Kalinka 1913, 57f.; 188f.; Forrest 1970, 107f.; Lesky 1971, 511f.; Welwei 1986, 179 und 1995, 23 (mit weiterer Lit. in Fn. 2); Bleicken 1994, 60; Gehrke 1997, 27; Schütrumpf 2002, 641; Rhodes 2003, 18; Harris 2005, 15; Mann 2008, 9 (431/25 oder 431/21). Ein kleinerer Teil der Forscher wagt eine Präzisierung auf 431 (Lang 1972, 165–169), 425 (Mattingly 1997, 352–355 u.a. mit Blick auf die Unregelmäßigkeiten des Tribut-

Einzugs [III 5] und die Benennung der fünf Jahresfeste in III 4; Hemmerdinger 1984, 120–22), 425/24 (Moore 1983, 20) oder 424 (Forrest 1970, 115; Marr / Rhodes 2008, 3–6 und Rhodes 2009, 10: nach der Schlacht von Pylos; unter Vorbehalt auch de Ste. Croix 1972, 309f.). Die Nähe zu Aristophanes' *Acharnern*, *Rittern* und *Wespen* sowie zu Euripides' *Hiketiden* und *Elektra* betonen z.B. Hemmerdinger 1975, 72–74; Mattingly 1997, 356f.; Spielvogel 2003; Marr / Rhodes 2008, 6, ohne dass eine klare chronologische Abfolge bewiesen werden könnte. Abweichend Osborne 2004, 4f. (431/413); ähnlich bereits Levi 1997, 67f.

[31] Während rund die Hälfte der Forscher den Indikativ Präsens als Realis auf die Ereignisse des Archidamischen Krieges bezieht (etwa Kalinka 1913, 232–234; s. auch o. zu II 14), betont Frisch 1942, 56f.; 245f., welcher den Kriegsausbruch als Terminus ante quem für die Abfassung des Traktats betrachtet, die Fortsetzung der hypothetischen Erwägungen, die in II 14 eingesetzt haben; zudem gehe es nicht um Fakten, sondern um „defensive theory“; vgl. auch Gabba 1997, 76. Gerade mit Blick auf II 15 bedarf der Indikativ aber einer anderen Erklärung: Entweder hat der Autor die Räumung Attikas und die Verwüstung des Gebietes von Eleusis 446 unmittelbar vor Augen (s. u.) und wir befinden uns noch vor Abschluss des Friedensvertrags; oder aber er zieht es aufgrund der (wohl noch frischen) Erinnerung an dieses Ereignis vor, anstelle des potentialen Satzmodus den iterativen zu wählen, der durch den Indikativ Präsens ausgedrückt wird (Kaegi § 165,1; Schwyzer II 1.2, 270).

[32] Entschiedene Vertreter eines Datums vor 431 sind z.B. Instinsky 1933 (unter Betonung des theoretischen Charakters der strategischen Erörterungen); Frisch 1942, 47–62 (Terminus ad quem 432); Hohl 1950, 28–31 (Frühzeitigkeit der Verteidigungsstrategie, s. o. Fn. 26); de Romilly 1962 (Ton und innenpolitische Ausrichtung setzen Frieden voraus); Bowersock 1966, 33–38 (443/440); Wolff 1979, 284; Gabba 1988, 5 Anm. 1: 445/440; Herrmann-Otto 1997 und Leppin 1999 (wie u. Fn. 49); Lehmann 2008, 102 mit Fn. 25, S. 328 (um 440). Weitere, bes. italienische Literatur führt Gigante 1997, 19 an.

[33] Vgl. Thuk. II 47–64 zu Pest und Ungnade des Perikles; zur geistesgeschichtlichen Dimension jetzt auch Mitchell-Boyask 2008. Zur Schlussfolgerung vgl. bereits Bowersock 1966, 34. Den Ausbruch der Pest im Sommer 430 betrachtet z.B. auch Hohl 1950, 28f. als Terminus ad quem.

[34] So auch Herrmann-Otto 1997, 134. – Vgl. auch Frisch 1942, 48–62 zur Diskussion, ob der mehrfach erwähnte Krieg aktuell sei oder nicht; sowie Hornblower 2000, 370f., nach dem der Traktat „does not breathe war-time atmosphere“. 373f. lehnt er stilistische und lexikalische Kriterien für eine Datierung vor der Ankunft des Gorgias in Athen 427 ab; gegen die von ihm vorgeschlagene Datierung ins 4. Jh. behalten sie aber dennoch eine gewisse Aussagekraft.

[35] Nicht alle in der bisherigen Literatur angeführten Argumente sind belastbar; vgl. die Zusammenstellung bei Frisch 1942, 47–62; Treu 1967, 1947–1952; Forrest 1970.

[36] Zur Chronologie s. die Verweise o. in Fn. 32; sowie Lapini 1997 zu Milet (unberücksichtigt von Welwei 1999, 103f., der zu einer agnostischen Position neigt). Nicht überzeugend die Ansicht von Hornblower 2000, 368, dass ein „oligarchic slaughter of the *demos* in Miletos“ erst für 405 sicher bezeugt sei.

[37] Nach einem Sieg des Bündners Samos über den Bündner Milet führten die Athener gewaltsam Exil-Samier zurück und errichteten dort eine Demokratie. Allerdings rebellierten die „Oligarchen“ kurz darauf mit Hilfe des Pissuthnes, dem persischen Statthalter von

Sardeis, und den Byzantinern, bevor sie erneut von Athen bezwungen wurden (Thuk. I 115–117). Als wahrscheinlichen Terminus ante quem betrachten diesen Konflikt Bowersock 1966, 37f. und Herrmann-Otto 1997, 137f. – Eingriffe des Athener *dēmos* in die Verfassung unzuverlässiger Bündner sind zwar schon um 450 herum bezeugt (vgl. Schuller 1974, 176f.), wenn auch die Ablösung einer Oligarchie durch eine Demokratie zuerst für Samos sicher nachgewiesen ist; vgl. Welwei 1986 und 1995, 36f.

[38] Thuk. II 13,8; Aristoph. Ach. 545. – 400 Kriegsschiffe sind ansonsten nur für die Zeit des Nikias-Friedens von (Ps.-)Andokides III 8f. bezeugt, freilich in einer nicht als zuverlässig geltenden (aber zuletzt von Ramírez Vidal 1997, 54f. verteidigten) Liste. Sollte die Zahl in letzterer Quelle dennoch korrekt sein, dann dürfte die Erhöhung wohl im Kontext der Sizilienexpedition gestanden haben. Zur Diskussion der Zahl in Ps.-Xen. vgl. Kalinka 280f. (Rundungen); Smart 1977, 250 Fn. 12 (Verweis auf *syntriērarchíai* ab 410); Marr / Rhodes 2008, 151f. (Übertreibung oder zusätzliche Reserve); vgl. auch Osborne 2004, 8 (der das Problem offenlässt) und Hemmerdinger 1984, 120 (der 400 Schiffe gar für den Kriegsbeginn ansetzt, indem er zu den 300 Schiffen die in Thuk. II 13,8 genannten 100 addiert).

[39] Nach Welwei 1999, 101 werden die in Ägypten erlittenen Verluste oft überschätzt; er geht davon aus, dass die von Thuk. I 110,4 genannten 50 Trieren etwa gleich viele Schiffe ablösen sollten (von deren Aufreibung auf der Insel Prosopitis wusste man noch nichts). Der Gesamtverlust für Athen betrug also weniger als 100 Trieren, da nach Thuk. I 110 ein Teil entkam; zudem entfiel ein weiterer Teil auf die Bundesgenossen. Die Furcht vor einem Gegenschlag der ca. 300 Schiffe umfassenden kyprisch-kilikisch-phoinikischen Flotte wird zu einer sofortigen Nachrüstung veranlasst haben. Bereits 451/50 führte der aus dem Exil zurückgekehrte Kimon eine Großoffensive gegen Kypros mit 200 Schiffen durch. Die erst nach Kimons Tod erzielten Erfolge in der Doppelschlacht bei Salamis bereiteten den Kallias-Frieden von 449 vor.

[40] Naupaktos: Vgl. Thuk. I 103. Megara und isthmische Hafenplätze (Pagai, Nisaia): Thuk. I 103,4 etwa zum Jahr 459. Periplus des Tolmides: Thuk. I 108 (Eroberung des korinthischen Chalkis, Sieg über Sikyonier, Brand der peloponnesischen Werften); Diod. XI 84,6–8 (vorübergehende Besetzung von Methone; vermutlich dauerhafte Besetzung von Zakynthos und Kephallenia: Ablehnung aber durch Welwei 1999, 100). Perikles in Pagai, Sikyon, Oiniadai: Thuk. I 111. Fünfjähriger Frieden mit Sparta drei Jahre später: Thuk. I 112,1.

[41] Eroberung von Chaironeia, aber Niederlage von Koroneia und anschließende Räumung Boiotiens: Thuk. I 113 zum Jahr 447. Abfall von Euboia und Megara 447 oder 446, Einfall des Pleistoanax in Attika und Abzug; Rückeroberung Euboias durch Perikles: Thuk. I 114; II 21,1. Dreißigjähriger Frieden: Aufgabe von Nisaia, Pagai, Troizen und Achaia. – Erinnert sei überdies an die Kleruchien der Athener, zuletzt an die 445/44 auf Euboia errichtete, vgl. Gabba 1997, 77, der hierauf in Ps.-Xen. I 14f.; 19 und II 16 angespielt sieht.

[42] Nicht stichhaltig ist der von de Ste. Croix 1972, 308f. vorgebrachte Einwand, die Verwüstungen seien nur minimal und auf den Südwesten Attikas beschränkt gewesen. Vgl. die Erwiderung von Gabba 1997, 77. Zudem zeigt der Einfall, dass die strategischen Diskussionen rund um die Mauerpolitik nicht nur reine Theorie waren.

[43] Vgl. auch Schuller 1974, 176f. zu den Hintergründen der Reformen in den 440er Jahren. – Im Übrigen verstärkte das Bündnis mit Kerkyra im Jahr 432 den Seebund um 50 Schiffe (Thuk. II 25,1), so dass ein erneuter Ausbau der Athener Flotte vorläufig überflüssig war.

[44] So erneut Lehmann 2008, 198f., dessen „entschiedenes Plädoyer für den Landesverrat" die Angreifbarkeit der Seemacht zu Lande herausstelle, aber vor 413 kaum auf Zustimmung gestoßen sei.
[45] So z.B. Herrmann-Otto 1997, 139f.; Sordi 2002, 22. Weiteres im Folgenden.
[46] Wiederholt ist auch schlicht von einer antidemokratischen „Flugschrift" die Rede; vgl. z.B. Bleicken 1994, 60 (ohne Nennung des Motivs). Die Alternativen „Traktat" – „Pamphlet" diskutiert z.B. de Romilly 1962, 225 Fn. 5. Roberts 1994, 53 spricht von einem Essay, welche „a sociopolitical analysis" in Aussicht stelle, aber das Versprechen nur bedingt einhalte. Hohl 1950, 26f. spricht von einem nicht zur Veröffentlichung bestimmten Brief als Form der „Wiederaufnahme eines Gesprächs", Haffter 1956, 80 (J. Burckhardt zitierend) von einem „politische[n] Memoire".
[47] S.u. mit Fn. 53, 67. – Vgl. ferner Bowersock 1966, 34, der aufgrund des weitgehenden Fehlens von Zeitbezügen auf den theoretischen Charakter der Schrift schließt.
[48] Ins Umfeld bzw. in die Zeit nach der Ostrakisierung des Thukydides Milesiu verorten den Traktat bereits Hohl 1950, 30 und Bowersock 1966, 38. Vgl. auch Herrmann-Otto 1997 und Leppin 1999 (dazu s.u. mit Fn. 49). Vgl. dagegen aber Meyer 1967; auch Wolff 1979, 298–300; Welwei 1986, 178 und 1995, 36; Ostwald 2005.
[49] Nach Herrmann-Otto 1997, 139f. seien „Umsturz der Verfassung, die Abschaffung der Volksherrschaft" die Ziele des Autors gewesen, wenngleich „seine Schrift nur als politisch-resignative Analyse gewertet werden [kann] bezüglich der Unmöglichkeit der Realisation einer Oligarchenherrschaft in Athen". Früheren Umsturzversuchen (Isagoras, Miltiades, Jahr 457) habe die Unterstützung der Bevölkerung gefehlt (141–145). Ein oligarchisches Programm habe sich erst aus der Opposition gegen die Demokratie und den antispartanischen Kurs des Perikles unter Thukydides Melesiu entwickelt (S. 140; 145–148). Vgl. bereits Lesky 1971, 511f., wonach der Autor Athener Emigranten vor einem leichtfertigen Staatsstreich warnt. Ähnlich auch Leppin 1999, 34ff., bes. 40f., nach dem Aristokraten wenigstens davor gewarnt wurden, die Demokratie zu unterstützen. Zudem wurde damals „ein Arsenal antidemokratischer Ideologeme aufgebaut, die zur Begründung eines Umsturzes taugen konnten und die ihre Wirkungsmacht entfalteten, als es tatsächlich zu einem Umsturz kam."
[50] Nach Gigante 1997, 16f. ging schon Roscher (1842) von einem Bericht Xenophons vor einem spartanischen Freund aus, während Cobet (1858) gar einen Dialog zwischen beiden annahm. Hohl 1950, 27 postuliert einen in Athen an einen Spartaner formulierten Brief, Forrest 1970, 115 hält den Gesprächspartner für „a Spartan or a laconising Athenian", Hemmerdinger 1975, 74; 1984, 121f. spricht von einem Athener Emigranten in Sparta (425). Moore 1981, 21 hat einen ähnlichen Eindruck, „but it is not at all clear that this is meant to be taken literally." Der Autor ist auch nach Mattingly 1997, 355 „surely not an Athenian. […] He is more likely to have been some allied oligarch." Demgegenüber postuliert z.B. Gabba 1988, 10 einen rein innerathenischen Diskurs.
[51] Vgl. demgegenüber Herrmann-Otto 1997, 136 (Sklaven); 137 (Tyrannis über Bündner); 139 (in Sparta oder an Spartaner); 145 (antispartanische Politik des Perikles, z.B. auch betr. des Bürgerrechtsgesetzes). Explizit ist ein Vergleich mit Sparta lediglich im Hinblick auf die Verhaltensweisen von Sklaven und Metöken (I 10–12); dabei dient die Wahl des krassesten Gegenmodells zu Athen aber allein dem rhetorischen Effekt (s.u. mit Fn. 81).
[52] Lediglich von der *atīmía*, dem Ehr- und Rechtsverlust, ist abschließend in III 12f. die Rede. Indes wird hier betont, wie selten diese Bestrafung von den Athenern *zu Unrecht*

verhängt werde. S. auch u. Abschnitt V.

[53] So etwa Frisch 1942, 98, der die Abfassung eines solchen Textes aus Athener Sicht für ein „serious political crime" hält, was abwegig ist; vgl. auch die bei ihm 101f. zitierten Positionen, die einen objektiven bis wissenschaftlichen Anspruch an die Analyse der Demokratie stellen. Letztlich trifft die Kritik aber auch auf die ausgewogenere Position von Welwei 1995, 37f. zu, der die vielen Widersprüche und Verzerrungen mit der „individuellen Enttäuschung des Autors über persönliche politische Mißerfolge" erklärt, oder von Harris 2005, 15–20, der freilich davor warnt, alle Kritik an der demokratischen Verfassungsrealität als antidemokratisch zu bewerten. Zu verweisen ist hier auch auf Spielvogel 2003, der Ps.-Xen. Ath. pol. als vermeintlich objektive antidemokratische Position zur Bestimmung der Überzeugung des Aristophanes nimmt. Vgl. auch Mann 2007, 41: „Pseudo-Xenophon liefert also eine direkte und verhältnismäßig ungefilterte Sicht antidemokratischer Aristokraten." Ebenso ist hier Ober 1999 hinzuzuzählen, s. u.

[54] Vgl. z. B. Kalinka 1913, bes. 59–61 (ungewöhnlich scharfe Kritik dazu aber etwa bei Frisch 1942, 43; 101 [„perverted theory"] und Treu 1967, 1970; kritisch auch Osborne 2004, 9f.); Leduc 1976, 38–44; Maddoli 1997, 6: „dibattito orale e quotidiano", öffentlich oder in geschlossenen Zirkeln; Gigante 1997, 12: „il discorso al banchetto di un'eteria elitaria antidemocratica [...] una bruciante attualità". Weiteres im Folgenden.

[55] Leduc 1976, 95–103 erwägt hingegen einen Rede-Agon außerhalb eines symposiastischen Kontextes und scheint die Kritikpunkte zwar für polemisch vorgetragen, aber ernst gemeint zu halten.

[56] Vgl. auch Haffter 1956, 84, der freilich mit abweichender Begründung die letzten 13 Paragraphen „als einzigen Anhang oder als eine Mehrzahl von Anhängen" bezeichnet. Zu den vielfach willkürlichen Umstellungen oder Streichungen einzelner Textelemente durch Philologen des 19. und frühen 20. Jh.s vgl. die Kritik z. B. von Leduc 1976, 54–58 (mit guter Übersicht, aber ohne Berücksichtigung von Rupprecht 1939). Die prinzipielle Schriftlichkeit betonen auch Ober 1998 und Hornblower 2000, 376–378, 377: „at least consistent with a real or imaginary agon".

[57] Zitate Ober 1998, 46f. Dem Adressaten sei zwar angesichts der Unverbesserlichkeit der Verfassung (III 8f.) eine Revolution wünschenswert erschienen (23), andererseits bleibe die Aussage der Schrift „profoundly aporetic" (25). Ober schwankt zwischen der Anerkennung der Intelligenz des Autors und der Begrenztheit seines Bewusstseins und sprachlichen Vermögens (bes. 26f.). Zur Intention vgl. auch 40: „As Ps.-Xenophon's text reveals, there was a tendency for the democratic marking of the terminology of politics to confuse and subvert the claims of opponents of democracy who sought to explain the nature of the people's rule. This hegemony of popular ideology and public discourse was, in a sense, the basis of Athens' political order. Athens was a democracy, not just because the ordinary citizen had a vote, but because he was a participant in maintaining a political culture and a value system that constituted him a free agent and the political equal of his elite neighbour. Through publicly performed speech acts, democratic institutions were implicated in an ongoing process of defining and redefining the contingent truths used in political decision-making and of assimilating local knowledges into an overarching democratic knowledge. It was this process and this overarching knowledge that the most profound of the elite Athenian critics sought to expose as problematic [...]." – Zuspruch findet Ober z. B. bei Osborne 2004, 13f.; Bultrighini 2005, 84; Gray 2007, 51.

[58] Ober 1998, 14; 42f. verzichtet indes auf eine genauere Datierung und akzeptiert lediglich

411 als Terminus ad quem (ähnlich Gray 2007, 57f.: vor 413). Ders. 1999, 123 schränkt aber auf 440/427 ein. – Die Vorschläge für den Beginn eines oligarchisch-antidemokratischen Diskurses variieren etwa ebenso wie die Datierung von Ps.-Xen., s. o. Abschnitt 2 auch mit Fn. 23. Grundsätzlich ist freilich nicht einzusehen, dass Ansätze dieser Diskussion nicht bereits in die Zeit des Kleisthenes oder gar Solons zurückgehen sollen, als die politischen Partizipationsmöglichkeiten jeweils erheblich ausgeweitet wurden.

[59] Gray 2007, 54f.

[60] Hornblower 2000, gefolgt von Katsaros 2001: Der Text reflektiere den Untergang des Seereichs während der erneuten Erstarkung Athens, kurz vor der Gründung des Zweiten Attischen Seebundes 378/77. *Contra* Osborne 2004, 3–6: Die Abhängigkeit von Thukydides ist nicht nachweisbar; eine historische Satire bedürfe eines Rahmens und klaren Markers, sie wolle durchschaut werden; vgl. Mann 2007, 39f.; 2008, 9 Fn. 20.

[61] Hornblower 2000, 378. Typisch für das symposiastische Genre seien Rätsel und Paradoxon – und beides sei das Überleben der Demokratie; zudem seien symposiastische Themen nicht allein auf Essen, Trinken und Sex beschränkt gewesen, sondern hätten auch kriegerische und politische Aspekte umfasst.

[62] Forrest 1970, 115, gefolgt von Marr / Rhodes 2008, 15: „theoretical, academic composition concerned with the politics of a particular state […] a classroom orator's exercise". Vgl. auch Rhodes 2009; sowie Schütrumpf 2002, 641: „Die zuweilen ironisch klingende Argumentation erkennt den persönlichen Vorteil als Begründung des Handelns an und weist somit Verwandtschaft mit sophistischem Gedankengut auf."

[63] Stockton 1990/91, Zitate S. 169 und 172.

[64] Gomme 1940/1962, 54: „This work has little or no pretensions to literary merit, either in arrangement or style; it is not a display. But it is meant to be clever; it is an essay maintaining a paradox." – Ansonsten überwiegt die Begründung eines sophistischen Kontexts aufgrund thematischer oder struktureller Parallelen; vgl. z. B. Raaflaub 1992, 42f.; Gehrke 1997, 43–45.

[65] Ein weiteres Mittel zur Konstituierung der Autorenrolle ist die Wahl der wertenden Terminologie der Gesellschaftsklassen, s. o. Fn. 8. Vgl. – in anderem Kontext – van Mal-Maeder 2007, 41–64, bes. 42f. zum Spiel mit Rollen und Perspektiven in Deklamationen sowie 46 zur Maskenmetapher.

[66] Vgl. auch das rahmende *epédeixa* in III 1.

[67] Hdt. I 1. Vgl. bes. Treu 1967, 1962–1973, der die Gattung der Schrift als *Apodeixis* bezeichnet, sie als ernst zu nehmenden Beitrag zur politischen Diskussion betrachtet und gegen den Vorwurf des „zynischen Humors" verteidigt, aber sophistischen Einfluss ohne gute Gründe ablehnt; zu Unrecht reduziert er Protagoras auf dessen Kulturentstehungslehre (Sp. 1971) und unterstellt den Sophisten pauschal „Spiegelfechterei" (Sp. 1967), von welcher er die *Athēnaíōn politeía* freispricht. Nuanciert Moore 1981, 21: „there is no sign of the studied interest in antithesis or word order which became fashionable in the later fifth century under the influence of the Sophists. That is not to say that there is no Sophistic influence at all […] interest in analytical thinking. However, the level of analysis is not very profound, and is at all times subject to the prejudices of the author." Bes. der Vorwurf, dass sich nur kriminelle Aristokraten auf die Demokratie einließen (II 20), sei lächerlich. Aufgrund sprachlicher Schwächen sprechen sich auch Lesky 1971, 512 und Hemmerdinger 1984, 122 gegen einen Sophisten bzw. Sophistenschüler aus.

[68] Zur Hauptquelle für diesen, den gleichnamigen Dialog Platons, vgl. jetzt Manuwald

2006 und Denyer 2008. Weiteres u. in Fn. 69. Vgl. auch mit teils abweichenden Argumenten Frisch 1942, 106–129, bes. 129: „So there is nothing remarkable in the fact that Pseudo-Xenophon, though a contemner of democracy in the extreme, is a docile pupil of Protagoras the Abderite." Der starke sophistische Einfluss verleitet Forrest 1970, 108 allerdings zu der Annahme eines späteren Datums.

[69] Vgl. Dreher 1983a, 11–24; Ostwald 2005, 39; zu Werk und Person auch Manuwald 2006. – Dagegen scheinen sich spätere Redelehrer, die seit dem 4. Jh. als Sophisten bezeichnet wurden, überwiegend auf die reine Redekunst beschränkt zu haben; vgl. z. B. Ostwald 2005, 44f. bereits zu Gorgias.

[70] Seine Gegner fassten dies zusammen unter der Maxime, „das schwächere Argument zum stärkeren zu machen". Freilich nahm er selbst in Anspruch, der ganzheitlich gebildete Redner erkenne das Gute und wäre in der Lage, dies entsprechend zu vermitteln. Vgl. z. B. Ostwald 2005, 41f.

[71] Demgegenüber erklärt Hdt. V 66,2 das Motiv der Phylenreform mit der Notwendigkeit des Kleisthenes, seine Anhängerschaft zu vergrößern: *proshetairízesthai ton dēmon*. – Zur Rolle der Seeherrschaft im Athener Demokratisierungsprozess vgl. etwa Schuller 1984; auch Sordi 2002 (wie o. Fn. 21).

[72] Unhaltbar ist die Ansicht Hohls 1950, 34, mit dem Begriff werde hier die Ordnung Spartas als Idealstaat charakterisiert. – Ohne die Ernsthaftigkeit der Aussage in Frage zu stellen, erkennt auch Leppin 1999, 38f. eine Abweichung von der Politik Solons: „Das explizite, offen eingestandene Ziel ist die Versklavung (*douleía*) des Volkes, die gewiss nicht buchstäblich zu nehmen ist, wohl aber den Verlust der wesentlichen politischen Rechte mitmeint. […] Die Oligarchie, der Pseudo-Xenophon das Wort redet, nimmt zwar das Schlagwort der Eunomie auf, sie hat sich jedoch noch keine Vergangenheit erfunden, noch keine Tradition konstruiert." S. 40 datiert Leppin die Schrift in die „Zeit, als die Oligarchen sich zu formieren beginnen. Es gibt keine klare Begrifflichkeit, es fehlt noch an Solidarität zwischen den Vornehmen. Der Autor muss seinen Lesern überhaupt erst klarmachen, was die Demokratie eigentlich bedeutet: Sie ist die schlüssig und kunstvoll durchgeführte Herrschaft im Interesse der Niedrigen." – Ober 1998, 30 verweist zudem auf einen Eid, den Oligarchen in manchen Poleis abgelegt haben sollen (Arist. pol. V 9,3 [1310a]): „Und das Volk will ich hassen und ihm schaden, so sehr ich kann."

[73] Die politischen Überzeugungen der Sophisten lassen sich freilich nicht über einen Kamm scheren. Während ihr Zielpublikum überwiegend die Söhne aus zahlungskräftigen Familien waren, ging es doch um ihre Ausbildung für die Betätigung in der demokratischen Polis. Vgl. Dreher 1983a; 1983b; Bleicken 1994, 379–392; auch Marr / Jones 2008, 16–18: „There is no 'natural' right way of governing a state, but by 'convention' different states are governed in different ways, and by 'nature' different groups of men will aim for a particular form of government that promotes their own particular group interests […] he (i. e. Ps.-Xen.) is heavily influenced by this theory of self-interest." – Antiphon war einer der führenden 400 Oligarchen des Jahres 411, aber nicht einmal dies berechtigt zu der Annahme, dass er mehrere Jahre zuvor nicht systemkonform gewesen wäre. Vgl. auch die Schwierigkeit zu entscheiden, ob die *Katēgoría Sōkrátūs* des Polykrates von Athen eine Apologie der Demokratie (so Funke 2005) oder eine typisch sophistisch-paradoxale Schrift war.

[74] Vgl. z. B. auch Wolff 1979, 291.

[75] Vgl. hierzu auch Gray 2007, 50f. – Die paradoxe Grundstruktur erklärt Moore 1981,

19f. weniger überzeugend mit der Unkenntnis eines nichtathenischen Publikums.

[76] Anders freilich Frisch 1942, 102, der in der Seemacht nicht zu Unrecht die Grundlage der Demokratie erkennt: „The sea-power corresponds to democracy as the glove to the hand." Doch scheint diese logische Verknüpfung eher im Nachhinein den Einschub des Exkurses begünstigt zu haben.

[77] So aber etwa Kalinka 1913, 43; Frisch 1942, 90; Hohl 1950, 34f.; Treu 1967, 1966.

[78] Gegenteilig z.B. Wolff 1979, 291, der hierin eine Kritik zu erkennen glaubt. Zur Mischung der Sprachen stellt Kalinka 1913, 198f. fest, dass sie damals umstritten gewesen sei; wenngleich als „Vorteil" und „Fortschritt" bezeichnet, so impliziere der Hinweis auf die „Barbaren" Kritik; ähnlich äußert er sich zu den fremden Speisen (202). Andererseits gesteht Kalinka zu, „daß einflußreiche Volksschichten Athens auf den Allerweltscharakter ihrer Sprache mehr Wert legten als auf Erhaltung ihrer Reinheit" (198f.).

[79] Vgl. z.B. die Bezeichnung Athens als „Schule Griechenlands" im *epitáphios lógos* des Perikles (Thuk. II 41,1).

[80] S. aber u. Fn. 83.

[81] Der fiktive Dialog zwischen dem Athener und dem Spartaner I 10–12 über die Behandlung von Sklaven und Metöken ist also keine wirkliche Ausnahme. – Weit überwiegend gilt der Autor indes als Athener (vgl. z.B. Stockton 1990/91, 168; Gray 2007, 54f.; Mann 2008, 8 Fn. 17; Marr / Rhodes 2008, 13), allerdings bisweilen als Emigrant (z.B. Frisch 1942, 96–101; 195; Moore 1981, 19), oder seine Adressaten werden mit Auswärtigen, oft mit Spartanern, gleichgesetzt, s.o. mit Fn. 49–51.

[82] Zudem stellt II 19 eine Variation von I 16–19 dar, während II 17 in Widerspruch zu III 11 steht.

[83] III 2.4.8 sowie II 9. Positiv z.B. auch in Perikles' *epitáphios lógos* (Thuk. II 38). Von einer Kritik gehen dagegen Mann 2008, 15 und Lehmann 2008, 199 aus. Vgl. auch die reichhaltigen Kommentare bei Marr / Rhodes 2008 *ad locos*, dabei zutreffend S. 158: „It is worth noting that X does not question the need for Athens to continue holding all these religious festivals […]." Lediglich zu II 9 kommentieren sie, der Autor sei „reluctant to credit the *demos* with any aesthetic or cultural sensibility"; ausgedrückt werde hiermit die Bereicherungssucht des *dēmos* (114f.).

[84] Tatsächlich könnte Protagoras selbst oder einer seiner Schüler der Verfasser gewesen sein. Freilich wissen wir zu wenig über seine Zeitgenossen, um den Lehrbetrieb eines Konkurrenten auszuschließen.

[85] Vgl. auch in anderem Kontext Marr / Rhodes 2008, 3 zu „the extremely high degree of generalisation and marked absense of factual detail" (mit weiteren Vergleichstexten).

[86] Man mache sich bewusst, dass wir nahezu alle politisch bedeutsamen Reden der griechisch-römischen Antike, die im Original auf uns gekommen sind, weniger der Absicht des Autors verdanken, der Nachwelt seine sachlichen Positionen oder politischen Leistungen zu dokumentieren; entscheidender war zunächst das Interesse der Zeitgenossen, Modelle für das Rhetorikstudium zu sammeln; erst in späterer Zeit kam – wie mit Cicero gut zu belegen wäre – das Verlangen des Orators nach literarischen Ruhm hinzu. Vgl. z.B. Eich 2000.

[87] Περὶ δὲ τῆς ᾿Αθηναίων πολιτείας, ὅτι μὲν εἵλοντο τοῦτον τὸν τρόπον τῆς πολιτείας, οὐκ ἐπαινῶ διὰ τόδε ὅτι ταῦθ' ἑλόμενοι εἵλοντο τοὺς πονηροὺς ἄμεινον πράττειν ἢ τοὺς χρηστούς, διὰ μὲν οὖν τοῦτο οὐκ ἐπαινῶ· ἐπεὶ δὲ ταῦτα ἔδοξεν οὕτως αὐτοῖς, ὡς εὖ διασῴζονται τὴν πολιτείαν καὶ τἆλλα διαπράττονται ἃ δοκοῦσιν ἁμαρτάνειν τοῖς

ἄλλοις Ἕλλησι, τοῦτ' ἀποδείξω. Zur Interpretation s. bes. o. Abschnitt 1 und 4.

[88] Text unsicher: πρῶτον μὲν οὖν τοῦτο ἐρῶ ὅτι δικαίως αὐτόθι καὶ οἱ πένητες καὶ ὁ δῆμος πλέον ἔχειν τῶν γενναίων καὶ τῶν πλουσίων […]. Zur Vermeidung des Infinitivs im Konjunktionalsatz liest Kalinka <δί>καιοι, Frisch dagegen <δοκοῦσι οἱ πονηροὶ> καὶ οἱ. Letzteres wäre eine deutliche Entschärfung der provokanten These, wie sie freilich auch gegen Ende des Abschnitts vorgenommen wird (I 2, Z. 10 ed. Frisch: δοκεῖ δίκαιον εἶναι πᾶσι τῶν ἀρχῶν μετεῖναι […]).

[89] ὅπου δ' εἰσὶ πλούσιοι δοῦλοι, οὐκέτι ἐνταῦθα λυσιτελεῖ τὸν **ἐμὸν** δοῦλον **σὲ** δεδίεναι· ἐν δὲ τῇ **Λακεδαίμονι** ὁ **ἐμὸς** δοῦλος **σὲ** δεδοίκει· ἐὰν δὲ δεδίῃ ὁ **σὸς** δοῦλος **ἐμέ**, κινδυνεύσει καὶ τὰ χρήματα διδόναι τὰ ἑαυτοῦ ὥστε μὴ κινδυνεύειν περὶ ἑαυτοῦ. Die Verwendung der 1. und 2. Person ist aus dem Gesprächszusammenhang heraus zu verstehen, nicht aber dahingehend zu deuten, dass der Redner selbst Athener ist, was dem ganzen Kontext des Traktats widerspräche. Zur Diskussion s.o. Abschnitt 3 mit Fn. 51.

[90] διὰ τοῦτ' οὖν ἰσηγορίαν καὶ τοῖς δούλοις πρὸς τοὺς ἐλευθέρους **ἐποιήσαμεν**. Analoges zu den Metöken folgt.

[91] Zur Bedeutung vgl. z.B. Marr/Jones 2008, 80f., aber auch Treu 1958; daneben Ramírez Vidal 1997, 51f.

[92] Dem Autor muss der Feldzug des Brasidas unbekannt gewesen sein, s.o. Abschnitt 2 mit Fn. 28.

[93] ἔπειτα φωνὴν πᾶσαν ἀκούοντες ἐξελέξαντο τοῦτο μὲν ἐκ τῆς, τοῦτο δὲ ἐκ τῆς· καὶ οἱ μὲν Ἕλληνες ἰδίᾳ μᾶλλον καὶ φωνῇ καὶ διαίτῃ καὶ σχήματι χρῶνται, Ἀθηναῖοι δὲ κεκραμένῃ ἐξ ἁπάντων τῶν Ἑλλήνων καὶ βαρβάρων. Zur Diskussion s.o. Fn. 83.

[94] ἔτι δὲ πρὸς τούτοις παρὰ πᾶσαν ἤπειρον ἐστιν ἢ ἀκτὴ προύχουσα ἢ νῆσος προκειμένη ἢ στενόπορόν τι· ὥστε ἔξεστιν ἐνταῦθα ἐφορμοῦσι τοῖς θαλάττης ἄρχουσι λωβᾶσθαι τοὺς τὴν ἤπειρον οἰκοῦντας.

[95] εἰ γὰρ νῆσον οἰκοῦντες θαλασσοκράτορες ἦσαν Ἀθηναῖοι, ὑπῆρχεν ἂν αὐτοῖς ποιεῖν μὲν κακῶς, εἰ ἐβούλοντο, πάσχειν δὲ μηδέν, ἕως τῆς θαλάττης ἦρχον, μηδὲ τμηθῆναι τὴν ἑαυτῶν γῆν μηδὲ προσδέχεσθαι τοὺς πολεμίους· νῦν δὲ οἱ γεωργοῦντες καὶ οἱ πλούσιοι Ἀθηναίων ὑπέρχονται τοὺς πολεμίους μᾶλλον, ὁ δε δῆμος, ἅτε εὖ εἰδὼς ὅτι οὐδὲν τῶν σφῶν ἐμπρήσουσιν οὐδὲ τεμοῦσιν, ἀδεῶς ζῇ καὶ οὐχ ὑπερχόμενος αὐτούς. Zur Interpretation s.o. Abschnitt 2 mit Fn. 33.

[96] ἐπειδὴ οὖν ἐξ ἀρχῆς οὐκ ἔτυχον οἰκήσαντες νῆσον, νῦν τάδε ποιούσι· τὴν μὲν οὐσίαν ταῖς νήσοις παρατίθενται πιστεύοντες τῇ ἀρχῇ τῇ κατὰ θάλατταν, τὴν δὲ Ἀττικὴν γῆν περιορῶσιν τεμνομένην γιγνώσκοντες ὅτι εἰ αὐτὴν ἐλεήσουσιν ἑτέρων ἀγαθῶν μειζόνων στερήσονται. Zur Interpretation s.o. Abschnitt 2 mit Fn. 31.

[97] Als Datierungshinweis ist dieser sog. „Komödienparagraph" ungeeignet; s.o. Fn. 27.

[98] Überliefert ist στρατιᾶς, doch setzt der Kontext ein Vergehen voraus. Mit Frisch und Marr/Jones folge ich der Konjektur des Brodaeus ἀστρατείας, während Kalinka παραστρατηγίας („Missleitung des Heeres") vorschlägt.

Das königliche Ich

Autobiographisches aus dem Alten Orient

Wolfgang Schramm, Göttingen

1. Autobiographische Texte im Alten Orient

Die Autobiographie ist eine literarische Form des Erzählens, die der Schriftkultur des Alten Orients eigentlich fremd ist. Im Bereich der sumerischen und der assyrisch-babylonischen Literatur – und auf diese will ich mich hier beschränken – finden sich nur einige wenige Texte, die Autobiographisches mitteilen. Allerdings ist die Echtheit dieser Texte nicht unbestritten geblieben; sie wurden von einigen Forschern als „fiktionale Autobiographien" bezeichnet, d. h. als literarische Fiktionen, die in das Gewand einer Autobiographie gekleidet seien. Demnach gäbe es im Alten Orient tatsächlich nur fiktionale Autobiographien, jedoch keine wirklichen.

Diese Position ist zunächst schon methodisch äußerst prekär, weil es ein fiktionales Genre nur geben kann, wenn ein entsprechendes reales Genre existiert: Man kann eben keinen fiktionalen Brief schreiben, wenn es die Textsorte „Brief" nicht gibt. Aber abgesehen davon macht die These der Fiktionalität deutlich, dass

die Authentizität dieser Texte nicht erkannt wird, oder genauer: dass *die* Aussagen der Texte, die sie als authentisch erweisen sollen, nicht richtig verstanden wurden.

Gerade dieser Punkt ist aber von großer Bedeutung, denn schon zu Zeiten der Abfassung solcher Texte musste der Leser davon überzeugt werden, dass sie echt seien, eben weil es sich bei diesen Texten nicht um ein etabliertes und damit über jeden Zweifel erhabenes Genre handelt.

Wie dieses Problem der Authentizität gelöst werden konnte, möchte ich am Beispiel von zwei Texten vorstellen: der Inschrift des Idrimi aus Alalaḫ und der Inschrift der Mutter Nabû-na'ids.

2. Die Inschrift des Idrimi

Idrimi war im 15. Jh. v. Chr. König des kleinen Landes Mukiš, dessen Zentrum die Stadt Alalaḫ war (heute Tell Açana im Süden der Türkei, in der Nähe von Antakya). Zeitgenosse von Parattarna I. von Mittani, war Idrimi zunächst Vasall dieses hurritischen Staates, später wurde er Thutmosis III. von Ägypten tributpflichtig.

Bei den englischen Ausgrabungen in Tell Açana wurde 1939 im Tempelbezirk von Alalaḫ die zerbrochene Sitzstatue Idrimis gefunden. Sie ist aus Stein gearbeitet, 104 cm hoch und zeigt den König, in einen syrischen Wulstmantel gekleidet, wie er auf seinem Thron sitzt. Die akkadische Inschrift ist in Keilschrift über Gewand und Körper hinweg eingemeißelt, wobei in Schrift und Sprache deutliche Provinzialismen und Regionalismen erkennbar sind. Heute befindet sich die Statue im British Museum, London.[1]

Die Inschrift auf der Statue des Idrimi hat seit ihrer Veröffentlichung durch Sidney Smith lange Zeit als ein bemerkenswertes Zeugnis autobiographischen Erzählens gegolten, das im Bereich der keilschriftlichen Literatur kaum eine Parallele hat.[2] Idrimi schildert, wie er als Prinz aus der Stadt Halab floh und längere Zeit im Exil verbrachte, unter anderem bei den nomadischen Völkern der Sutäer und der Ḫabiru. Nachdem er einen Trupp von Anhängern um sich geschart hatte, gelang ihm schließlich die Rückkehr nach Alalaḫ. In seiner Herrschaft über die Stadt wurde er vom Mittani-König Parattarna als Vasall bestätigt.[3]

3. Die Inschrift der Adad-guppi'

Verlassen wir an diesem Punkt Idrimi und wenden uns, in einem großen Zeitsprung in das 6. Jh. v. Chr., der Mutter des babylonischen Königs Nabû-na'id zu. Ihre keilschriftliche Namensform Adad-guppi' ist eine annähernde Wiedergabe ihres aramäischen Namens Adad-happe („Adad schützte mich").

Ihr Sohn Nabû-na'id regierte von 556 bis 539 v. Chr.; er war der letzte babylonische König vor der Herrschaft der Achaemeniden. Bekannt ist sein 10-jähriger

Aufenthalt in Ṭaima (im heutigen Saudi-Arabien).[4]

Adad-guppi' hinterließ einen autobiographischen Text, der auf zwei sog. Plattenstelen in und bei der Stadt Ḫarrān (lat. Carrhae) aufgefunden wurde.[5] Auf Stele 1 (H 1 B) ist noch der Rest eines Bildfeldes erhalten. Es zeigt vier Personen, die nach links auf einen Sockel zuschreiten. Die beiden vorderen tragen einen Stab als Kennzeichen der babylonischen Königswürde; wahrscheinlich stellen sie Nabû-na'id und seine Mutter dar. Die Stelen wurden nach dem Tod der Adad-guppi' aufgestellt, wohl auf Veranlassung Nabû-na'ids, der auch den Epilog hinzufügen ließ. Gleichwohl sehe ich keinen Grund, an der Echtheit des vorangehenden Textes zu zweifeln.

Die Inschriften der beiden Stelen stimmen nahezu wörtlich überein, von Stele 2 (H 1 A) ist allerdings weniger erhalten. Wir behandeln daher die beiden Texte als eine Einheit, da die Varianten für unser Thema unergiebig sind.

3.1 Resümee des Inhalts

Der Text beginnt mit einer knappen Selbstvorstellung:

> *„Ich bin Adad-guppi', die Mutter Nabû-na'ids, des Königs von Bābil."*

Anschließend beschreibt sich Adad-guppi' als Verehrerin der Götter, insbesondere des Mondgottes Sîn, des Stadtgottes von Ḫarrān. Aus dieser zutiefst frommen Einstellung heraus betet sie um Sîns Rückkehr an seinen Kultort, nachdem er sich von seiner Stadt abgewandt hatte. Sie verzichtet auf festliche Kleidung, Schmuck und Salböl, stattdessen trägt sie ein zerschnittenes Kleid und ein Gewand aus Sackleinen – Trauerkleidung also. Wir können hierin eine Art Gelübde sehen, auch wenn dies nicht explizit so formuliert ist.

Adad-guppi's Bitte um die Rückkehr Sîns in seine Stadt Ḫarrān wurde im Alter von 95 Jahren erhört: Ihr einziger Sohn Nabû-na'id wird König von Babylon.

In einem Traum offenbart ihr Sîn, dass Nabû-na'id den Kult Sîns in Ḫarrān wieder aufnehmen wird. Tatsächlich erneuerte Nabû-na'id den Sîn-Tempel und die Kultriten in Ḫarrān, so dass die Gebete Adad-guppi's und die Prophezeiung Sîns in Erfüllung gingen. Adad-guppi' sieht sich durch das Geschenk ihres hohen Alters belohnt; im neunten Jahr Nabû-na'ids (547/6) blickt sie auf ein Alter von 104 Jahren zurück,[6] das sie bei guter Gesundheit erlebt:

> *„Ich nun – der Blick der Augen ist hell, und überragend bin ich an Verstand (wörtl.: Gehör), Hand und Fuß sind gesund und erlesen meine Worte; Speise und Trank bekommen mir, mein Leib ist gesund und fröhlich mein Herz." (II 29–32)*

Nach einer Fürbitte für Nabû-na'id erwähnt Adad-guppi' noch die Totenopfer, die sie allein für die verstorbenen Könige von Babylon dargebracht hat (Stele 2 = H 1 A III 11´ ff.), womit ihre Pietät eine durchaus politische Dimension bekommt.

In Stele 1 (H 1 B) folgt nun noch ein Epilog (III 5 ff.), der den Tod der Adad-guppi', ihr Begräbnis und die Trauerfeierlichkeiten schildert. Eine 7-tägige Toten-

klage, die im ganzen Land durchgeführt wird, lässt sich im modernen Sinne als Staatstrauer bezeichnen. Dieser Abschnitt, der in der 3. Person formuliert ist, wurde offenbar von Nabû-na'id hinzugefügt, der in III 8 genannt wird. Er beschließt den Text mit einer Anrede an den späteren Fürsten, in der er zur Verehrung Sîns und der anderen Götter des Tempels in Ḫarrān aufruft.

Elegant gelöst ist in diesem Text die Verknüpfung der beiden zentralen Themen, nämlich

a) die Restaurierung des Sîn-Kultes in Ḫarrān und
b) der Aufstieg Nabû-na'ids zum König von Babylon.

Literarisch wird die Verbindung beider Themen bewirkt durch die Traumvision Sîns mit der Verheißung, dass Nabû-na'id den Tempel in Ḫarrān und seinen Kult wiederherstellen werde. Diese Traumvision ist jedoch eingebettet in die unverrückbare Frömmigkeit der Adad-guppi', die ihr hohes Alter eigentlich nur erreichen darf, um erleben zu können, dass ihre religiösen Wünsche erfüllt werden. Somit laufen die gedanklichen Stränge des Textes in der Person der Adad-guppi' zusammen, die durch ihre unermüdliche religiöse Aktivität als die eigentliche treibende Kraft hinter diesen Ereignissen zu stehen scheint.

4. Vergleich der beiden Texte

Wir wollen nun versuchen, die beiden Texte zu vergleichen. Dies kann natürlich nicht auf der Ebene der geschilderten *vitae* geschehen, sondern wir wollen die literarischen Elemente betrachten, die in beiden Inschriften zu finden sind.

4.1 Selbstvorstellung

Das erste dieser Elemente ist zunächst die Selbstvorstellung, die in beiden Texten am Anfang steht.

4.1.1 Die Erzählung Idrimis beginnt mit der Vorstellung des Königs:

> „*Ich bin Idrimi, der Sohn des Ili-ilimma, Diener des Tešub, der Ḫebat und der Šauška, der Herrin von Alalaḫ, meiner Herrin.*“

So stellt Idrimi sich vor, ohne Titel, nur als Diener der Götter seiner Stadt. Unmittelbar nach dieser Einführung beginnt Idrimis Lebens- und Erfolgsgeschichte. Gleichwohl ist dieser kurze Satz charakteristisch für die autobiographische Intention des Autors, denn keine einzige Königsinschrift aus dem Alten Orient beginnt auf diese Weise. Hier steht entweder der Name des Königs voran, gefolgt von den Titeln und Epitheta, oder es findet sich eine Invokation von Göttern, die dem Namen des Königs vorangeht. Diese Selbstvorstellung findet sich auch in anderen autobiographischen Texten; sie ist ein konstituierendes Element dieser Erzählform und kontrastiert mit der höfisch-repräsentativen Form der Königsinschriften.

4.1.2 Adad-guppi' stellt sich so vor:

„Ich bin Adad-guppi', die Mutter Nabû-na'ids, des Königs von Babylon, die Verehrerin Sîns, Ningals, Nuskus und Sadarnunnas, meiner Götter […]"

Hier rangiert die Erwähnung des Königs noch vor der Nennung der Götter, ein deutlicher Hinweis auf den herausgehobenen sozialen Rang der Adad-guppi' und auf den höfisch-repräsentativen Hintergrund der Inschrift.

4.2 Persönliche Leistung

Ein weiterer Punkt, der in beiden Texten angesprochen wird, ist der Hinweis auf eine besondere Leistung, die zur Charakteristik der eigenen Persönlichkeit eingefügt wird.

4.2.1 Bei Idrimi ist es der Hinweis auf seine Entschlossenheit, das Exil in Ḫalab zu verlassen, und die Begründung, die er für diesen Entschluss liefert – eine Aussage, die so ebenfalls nicht in Königsinschriften vorkommt:

„Meine Brüder, die älter waren als ich, lebten auch bei mir [sc. im Exil]. Aber keiner erwog Dinge, die ich überlegte – denn Folgendes dachte ich mir: ‚Wer im Haus seines Vaters ist, der ist der große Sohn eines Fürsten; wer aber bei den Leuten von Emar ist, der ist ein Sklave.'"

Es ist offensichtlich, dass hiermit der Führungsanspruch Idrimis begründet werden soll. Die Aussage, dass er seine älteren Brüder an Entschlusskraft übertraf, legitimiert sein Vorgehen, mit dem er sich über die familiäre Rangfolge der Geschwister hinwegsetzte. Die Berufung auf die eigene Entscheidung, auf das eigene Verdienst, ist ebenfalls ein Motiv, das in Königsinschriften so nicht zu finden ist, ein Motiv also, das dem autobiographischen Erzählstil zuzurechnen ist.

4.2.2 Auch Adad-guppi' verweist auf eine besondere Leistung, die sie so beschreibt:

„Später trug das Schicksal sie (sc. die früheren Könige von Babylon) fort, und niemand unter ihren Söhnen und keiner [ihrer] Leute und ihrer Großen, die sie […] mit Besitz und Habe groß gemacht hatten, stellte ihnen Weihrauch(opfer) hin. Ich aber, monatlich, unaufhörlich, brachte ihnen in meinen guten Gewändern gemästete Rinder (und) Widder, Brote, Bier, Wein, Öl, Honig und Gartenfrüchte aller Art als Totenopfer dar […]"

Diese Feststellung trifft sie im Anschluss an ihre Fürbitte für Nabû-na'id, die sie mit dem Hinweis abschließt, dass dieser den früheren Königen treu gedient habe: Dies und der Hinweis auf die Totenopfer, die doch sonst den Angehörigen obliegen, lassen die Sukzession Nabû-na'ids als einen völlig gerechtfertigten Vorgang erscheinen, so als ob aus den Diensten des Sohnes und den Totenopfern der Mutter eine dynastische Kontinuität abgeleitet werden könne.

Auch hier wird der höfisch-repräsentative, um nicht zu sagen politische Hintergrund dieses Textes sichtbar: Persönliche Verdienste werden in den Kontext einer politischen Intention gestellt.

4.3 Anlass der autobiographischen Darstellung

Der dritte Punkt, der in beiden Autobiographien angesprochen wird, ist der Anlass der autobiographischen Darstellung.

4.3.1 Für Idrimi ist das 30-jährige Thronjubiläum der Anlass, an dem der Herrscher auf die Geschichte seines Aufstiegs zurückblickt:

> *„Dreißig Jahre lang bin ich (nun) König. Meine Taten habe ich auf meine Tafel geschrieben. Man möge sie betrachten und meiner ständig segnend gedenken!“*[7]

Viele Autobiographien, und nicht nur solche aus dem Altertum, werden aus einem bestimmten Anlass heraus geschrieben; etwa dem Erreichen eines hohen Alters, oder eines Jubiläums, wie hier; sie sind, so gesehen, *auch* Gelegenheitsliteratur. Der Anlass – also das 30-jährige Thronjubiläum – bestimmt somit den Ausschnitt, der aus der Lebensgeschichte herausgelöst und dargestellt wird: Die Erzählung beginnt mit der Flucht der Familie aus Halab (Aleppo), dem Ereignis also, das für das spätere Leben und politische Handeln Idrimis grundlegende Bedeutung hatte.

Der zitierte Passus steht, was mir bedeutsam zu sein scheint, abgesetzt vom übrigen Text auf dem Kopf (der rechten Wange) der Statue. Diese Absetzung vom Text verleiht der Aussage „30 Jahre bin ich (nun) König“ den Rang einer Überschrift, oder besser, eines Mottos, das sowohl auf den behandelten Zeitraum als auch auf den autobiographischen Charakter der Inschrift verweist.[8]

4.3.2 Adad-guppi’s Motiv für die Erzählung ihrer Lebensgeschichte ist die Rückkehr des Mondgottes Sîn nach Ḫarrān, die Erneuerung seines Tempels und des Kultes durch ihren Sohn Nabû-na’id (II 11–22).

> *„Das Wort, das Sîn, der König der Götter, mir sagte, beachtete ich genau, und sah es (erfüllt) mit eigenen Augen: Nabû-na’id, der einzige Sohn, der Spross meines Leibes, vollendete die vergessenen Riten Sîns, Ningals, Nuskus und Sadarnunnas. É-ḫúl-ḫúl baute er neu und vollendete sein Werk […]“*

Dieses Ziel hatte sie ihr Leben lang vor Augen und mit größter Beharrlichkeit verfolgt. Voraussetzung dafür war allerdings, dass ihr Sohn Nabû-na’id König von Babylon wurde und somit in der Lage war, die entsprechenden Maßnahmen einzuleiten. Adad-guppi’ war 95 Jahre alt, als Nabû-na’id den Thron bestieg, und 104 Jahre (II 28), als sie im neunten Regierungsjahr Nabû-na’ids die Restituierung des Sîn-Kultes in Ḫarrān erleben durfte. Kurz darauf starb sie, noch im neunten Regierungsjahr Nabû-na’ids (547/6 v. Chr.).

5. Das Problem der Authentizität

Gerade die Ungewöhnlichkeit der Inschrift des Idrimi führte, wie erwähnt, in jüngerer Zeit zu Zweifeln an der Echtheit der Inschrift und der Statue Idrimis.[9] Diese Diskussion erfasste auch die übrigen autobiographischen Texte aus dem Alten Orient, insbesondere auch die Inschrift der Adad-guppi'. In diese Debatte möchte ich einige Gesichtspunkte einführen, die, wie ich glaube, für die Frage nach der Authentizität der beiden Texte von Bedeutung sind.

5.1 Idrimi und die Nennung des Schreibers

Als ein wichtiges Argument gegen die Echtheit der Idrimi-Inschrift wurde die Erstaunlichkeit der Tatsache angeführt,[10] dass in Z. 98b–101 der Schreiber Šarruwe nicht nur namentlich genannt, sondern auch mit relativ ausführlichen Segenswünschen bedacht wird:

> *„Šarruwe ist der Schreiber, der Sohn des Dieners von Tešup, Šimigi, Kušuḫ und Šauška. Šarruwe, den Schreiber, der diese Statue beschriftet hat, mögen die Götter von Himmel und Erde am Leben erhalten, beschützen und gut behandeln! Šimigi, der Herr über die Oberen und über das Untere, der Herr fürwahr auch der Totengeister, schenke ihm Leben! Dreißig Jahre lang bin ich (nun) König. Meine Taten habe ich auf meine Tafel geschrieben. Man möge sie betrachten und meiner ständig segnend gedenken!“*

Wenn wir nun einen Zusammenhang herstellen zwischen der Erwähnung des Schreibers und dem Problem der Authentizität dieser biographischen Inschrift, so können wir zu einem ganz anderen Bild gelangen. Wir müssen uns dazu nur die Frage stellen, welche Rolle denn ein Schreiber in der Schriftkultur des Alten Orients innehatte.

Die Fähigkeit zu schreiben war im Alten Orient keine weit verbreitete Kulturtechnik, sondern nur besonders ausgebildete Personen beherrschten diese Kunst – in erster Linie eben die Schreiber. Schreiben können hieß damit aber auch, die gewünschten Textgenres zu kennen und sie produzieren zu können, also z. B. Verträge abzufassen oder Briefe zu schreiben. Im höfischen Kontext mussten auch repräsentative Inschriften gestaltet werden. Sehr oft tritt die Person des Schreibers völlig hinter der des Urhebers zurück, so dass allein der Name des Urhebers genannt wird. Derartige Texte gelten konventionell als authentisch; die Namensnennung des Urhebers genügt. In anderen Fällen (vor allem in Rechtsurkunden) wird die Authentizität des Textes aber explizit festgestellt, z. B. durch das Siegel des Urhebers oder des Schreibers, häufig aber gerade durch die namentliche Nennung des Schreibers.[11] Generell kann man sagen, dass ein Schreiber, der seinen Namen unter einen Text setzt, voll und ganz für die „Richtigkeit“ eben dieses Textes einsteht.

Da Idrimi selbst höchstwahrscheinlich (wie die meisten altorientalischen Herrscher) nicht schreiben konnte, musste ein Schreiber (d. h. Šarruwe) diese Auf-

gabe für ihn übernehmen. Gerade deshalb erscheint die Nennung des Schreibers im Text als eine durchaus sinnvolle und geeignete Maßnahme, um die Inschrift dem Leser gegenüber als authentisch zu erweisen. Nicht nur der Name des Urhebers, sondern auch der Name des Schreibers soll für die Authentizität des Textes einstehen. Die Segenswünsche des Urhebers für seinen Schreiber steigern diesen Effekt noch weiter, da sie die Zustimmung des Königs in Form einer hohen Auszeichnung für Šarruwe ausdrücken. Wenn nun der Text aus einem interaktiven Prozess zwischen Idrimi (als Urheber) und Šarruwe (als Schreiber) hervorgegangen ist, so kann die Verwendung folkloristischer Motive, die ebenfalls gegen die Echtheit des Textes ins Feld geführt wurde,[12] zwanglos erklärt werden. Sie können der mündlichen Erzählweise des Urhebers zugeordnet werden, während die Parallelen zu anderen Inschriften[13] der literarischen Kompetenz des Schreibers zu verdanken sind. Der hier vorausgesetzte und nur in Umrissen skizzierte Prozess der interaktiven Genese der Idrimi-Inschrift war wohl vor allem dadurch bedingt, dass ein ausgebildetes Genre „Autobiographie" nicht vorhanden war. Somit existierte auch kein formsprachliches Repertoire, auf das man hätte zurückgreifen können, um eine autobiographische Inschrift zu verfassen.

5.2 Adad-guppi' und die Nennung des Königs

Adad-guppi' nennt in ihrer Inschrift – wie zu erwarten – keinen Schreiber. Das wäre allerdings auch nicht die übliche Weise, wie eine öffentlich sichtbare Inschrift als authentisch gekennzeichnet werden kann. Der Text der Adad-guppi' wurde nach ihrem Tod – doch wohl auf Veranlassung Nabû-na'ids – auf zwei Stelen eingemeißelt, die mit je einem Bildfeld in der oberen Rundung der Vorderseite versehen waren. Soweit man auf Stele 1 (H 1 B) rekonstruieren kann, war in diesen Bildfeldern auch der König dargestellt, an seinem Stab deutlich erkennbar. Schon dieses Merkmal machte die Stelen zu unantastbaren Denkmälern für all jene, die den Text nicht lesen konnten – und man muss annehmen, dass Stelen dieser Art sichtbar aufgestellt waren. Aber auch im Text selbst wird der König neunmal erwähnt,[14] was den Text eindeutig autorisiert und für den zeitgenössischen Leser über jeden Zweifel erhaben macht.

6. Zusammenfassung

Beide Texte sind Produkte des königlichen Milieus, ohne jedoch Königsinschriften im traditionellen Sinne zu sein. Während die literarische Durchformung der Adad-guppi'-Inschrift die Mitarbeit erfahrener Palastschreiber verrät, ist die Inschrift des Idrimi in persönlichem Ton gehalten und verzichtet auf die literarische Stilisierung, die die Königsinschriften Babyloniens oder Assyriens auszeichnet. Denkmäler des Königs und ihre Inschriften benötigen freilich keine besonderen Mechanismen der Authentifizierung: Sie bedienen sich einer bildnerischen und litera-

rischen Formsprache, die keinen Zweifel an der „Echtheit" eines Denkmals und seiner Inschrift aufkommen lässt. Dazu gehören natürlich die Bildformen der rundplastischen Darstellung des Königs oder das Format der Stele mit den Abbildern des Königs und – vor allem – den Göttersymbolen im Bildfeld. Beide Denkmäler entsprechen somit in ihrer äußeren Form Typen, die der Selbstdarstellung des Königtums dienen.

Andererseits gab es, anders als für Königsinschriften, keine festen literarischen Formen für autobiographische Berichte. Dementsprechend unterschiedlich sind daher die Vorgehensweisen, um den Text als authentisch zu erweisen:

- Idrimi fügt Anerkennung und Segenswünsche für den Schreiber ein. Damit greift er auf ein Verfahren zur Authentifizierung von Texten zurück, das aus dem Bereich der Rechtsurkunden stammt, also aus dem Bereich des zivilen, nicht des höfisch-repräsentativen Schrifttums.
- Adad-guppi' verlässt sich hingegen auf die Mittel, die der Palast ihr bietet und die sie für ihre Darstellung nutzt: Sie bedient sich zum einen der Bildform der Königsstele mit repräsentativ gestaltetem Bildfeld; zum anderen stellt sie ihre Erzählung gewissermaßen unter den Schutz der Autorität des Königs, der neunmal in ihrem Text erwähnt wird.

So sind beide Texte auf ihre Weise, je nach den Gegebenheiten ihrer Zeit und nach den Intentionen ihrer Verfasser, hervorragende Zeugnisse einer persönlichen Artikulation, die im Alten Orient sonst nicht anzutreffen ist. Bemerkenswert ist, dass beide Texte aus dem Milieu des Königtums stammen, während es keine autobiographischen Aussagen oder gar Darstellungen von Privatleuten gibt. Sich schriftlich zu artikulieren, sich selbst in literarischer Form darzustellen, blieb offenbar ein Privileg des königlichen Ichs.

Literatur

Beaulieu, Paul-Alain, The Reign of Nabonidus, King of Babylon 556–539 B.C. Yale Near Eastern Researches 10. New Haven und London 1989.

Von Dassow, Eva, State and Society in the Late Bronze Age, Alalaḫ under the Mittani Empire. Studies on the Civilization and Culture of Nuzi and the Hurrians, vol. 17, ed. David I. Owen and Gernot Wilhelm. Bethesda, Maryland 2008.

Dietrich, Manfred und Loretz, Oswald, Die Inschrift der Statue des Königs Idrimi von Alalaḫ. Ugarit-Forschungen 13 (1981), 201–268.

Longman III, Tremper, Fictional Akkadian Autobiography, A Generic and Comparative Study. Winona Lake 1991.

Oller, Gary H., The Autobiography of Idrimi, A New Text Edition with Philological and Historical Commentary. Ph. D. diss., University of Pennsylvania 1977.

Oller, Gary H., The Inscription of Idrimi: A Pseudo-Autobiography? Behrens, Hermann u. a., (Hgg.), Dumu E_2-dub-ba-a, Studies in honor of Åke W. Sjöberg. Philadelphia 1989, 411–417.

Renger, Johannes, Legal Aspects of Sealing in Ancient Mesopotamia. Gibson, McGuire und Biggs, Robert D. (Hgg.), Seals and Sealing in the Ancient Near East, Malibu 1977, 79.

Sasson, Jack, On Idrimi and Šarruwa, the Scribe. Owen, David I. und Morrison, Martha A. (Hgg.), In honor of Ernest R. Lacheman on his seventy-fifth birthday April 29, 1981. Studies on the civilization and culture of Nuzi and the Hurrians [Vol. 1]. Winona Lake, 1981, 309–324.

Schaudig, Hanspeter, Die Inschriften Nabonids von Babylon und Kyros' des Großen samt den in ihrem Umfeld entstandenen Tendenzschriften. Alter Orient und Altes Testament 256. Münster, 2001.

Smith, Sidney, The Statue of Idri-mi. London, 1949.

[1] Für ein Photo s. z.B. http://www.britishmuseum.org/explore/highlights/highlight_objects/me/s/statue_of_idrimi.aspx.

[2] S. Smith, The Statue of Idrimi. London, 1949. Neuere Bearbeitungen sind die von M. Dietrich und O. Loretz, Die Inschrift der Statue des Königs Idrimi von Alalaḫ. Ugarit-Forschungen 13 (1981), 201–268 sowie von G. Oller, The Autobiography of Idrimi, A New Text Edition with Philological and Historical Commentary. Ph. D. diss., University of Pennsylvania, 1977.

[3] Zur Geschichte Idrimis und den Problemen seiner Inschrift s. zuletzt E. von Dassow, State and Society, 23–45 mit weiterer Literatur.

[4] Zur Geschichte Nabû-na'ids s. P.-A. Beaulieu, The Reign of Nabonidus, King of Babylon 556–539 B.C. Yale Near Eastern Researches 10. New Haven und London, 1989.

[5] Zuletzt bearbeitet von H. Schaudig, Die Inschriften Nabonids von Babylon und Kyros' des Großen samt den in ihrem Umfeld entstandenen Tendenzschriften. Alter Orient und Altes Testament 256. Münster, 2001.

[6] Gezählt in Regierungsjahren; real sind es 102 Kalenderjahre. Vgl. Schaudig, Die Inschriften Nabonids, 506 Anm. 738.

[7] Die Erwähnung einer „Tafel" verweist offenbar auf die Vorlage der Inschrift, die vom Steinmetz auf die Statue übertragen wurde.

[8] T. Longman, Fictional Akkadian Autobiography, 60: „The last few lines run down Idrimi's cheek to his mouth, giving the impression that these words were uttered by the figure represented by the statue."

[9] Umfassend vorgetragen von J. Sasson, On Idrimi and Šarruwa, the Scribe. Owen, David I. und Morrison, Martha A. (Hgg.), In honor of Ernest R. Lacheman on his seventy-fifth birthday April 29, 1981. Studies on the civilization and culture of Nuzi and the Hurrians [Vol. 1], Winona Lake, 1981, 309–324. Ihm folgt T. Longman, Fictional Akkadian Autobiography, 60–66. Zur Frage der Echtheit s. noch G. Oller, The Inscription of Idrimi: A Pseudo-Autobiography? Behrens, Hermann u.a., (Hgg.), Dumu-e2-dub-ba-a, Studies in Honor of Åke W. Sjöberg, Philadelphia, 1989, 411–417.

[10] T. Longman, Fictional Akkadian Autobiography, 64f. Für weitere Hypothesen zur Nennung des Šarruwe vgl. E. von Dassow, State and Society, 29.

[11] Vgl. hierzu J. Renger, Legal Aspects of Sealing in Ancient Mesopotamia. Gibson, McGuire und Biggs, Robert D. (Hgg.), Seals and Sealing in the Ancient Near East, Malibu 1977, 79. Auch die Nennung des Schreibers in der Inschrift des Adal-šen hat meiner Ansicht nach authentifizierenden Charakter (vgl. zu diesem Beleg die Literatur bei E. von Dassow, State and Society 29).

[12] T. Longman, Fictional Akkadian Autobiography, 64.

[13] T. Longman, Fictional Akkadian Autobiography, 64.

[14] Schon in der Selbstvorstellung I 2; dann in I 35, II 7, II 13, II 27, II 35, II 45 sowie im Epilog III 5 (ergänzt), III 8.

Religion im unteren Moselraum: Mayen und Kottenheim[1]

Zusammenfassung des Vortrages von Krešimir Matijević, Trier

Der obergermanische *vicus* Mayen mit dem benachbarten Matronenheiligtum in Kottenheim weist Parallelen und Unterschiede im Vergleich zu den niedergermanischen *vici* auf. Es ist deutlich zu erkennen, dass die östliche Eifel eine Kontaktzone zwischen Ubiern und Treverern darstellte und die Siedlungsgrenze somit keine kulturelle Grenze war.

Für die niedergermanischen *vici* wurde festgestellt, dass die zentralen Kultplätze für die Matronen in der Regel nicht innerhalb geschlossener Siedlungen gelegen waren und dass die Dedikanten offensichtlich in direkter Nachbarschaft der Heiligtümer wohnten. Es hat sich somit nicht um Pilgerheiligtümer gehandelt. Auch in den *vici*, denen die Matronentempel benachbart waren, haben zentrale Kultplätze existiert, welche andererseits durch qualitätvolle Weihedenkmäler eine Außenwirkung auf die Durchreisenden erzielen wollten. Dies ist insbesondere durch Iupitermonumente geschehen. Stellt man neben diese Schlussfolgerungen die im Vortrag vorgestellten Befunde und Denkmäler, so ist festzustellen, dass der *vicus* Mayen und das benachbarte Matronenheiligtum diese Charakteristika gleichfalls erfüllen. Ferner zeigt sich, dass das Matronenheiligtum von Kottenheim ebenso wie die niedergermanischen Matronenheiligtümer anderen Kulten offenstand.

Im Gegensatz zu den zahlreichen erhaltenen Tempeln im nördlich angrenzenden Ubierraum wurden in Kottenheim allerdings keine Matronen mit keltischem bzw. germanischem Epitheton verehrt. Inschriftlich sind ausschließlich die *Domesticae* nachgewiesen. Ein weiterer Unterschied zum ubischen Raum besteht darin, dass das Kultbild in Kottenheim sehr wahrscheinlich nur eine einzige Matrone zeigte, obgleich die epigraphischen Zeugnisse augenscheinlich der Matronendreiheit huldigten. Hierbei handelt es sich vielleicht um ein Charakteristikum des Moselraumes, da auch die Terrakotten im Mayener Raum und die Kultbilder für die Muttergottheiten in Trier / *Augusta Treverorum* grundsätzlich nur eine einzige Göttin darstellen. Diese war dabei häufig in der üblichen Art, d. h. sitzend mit Früchten / Früchtekorb im Schoß, abgebildet. Für die zu Delphinen ausgearbeiteten Armlehnen, die im Kottenheimer Tempel gefunden wurden, existieren dagegen wiederum Parallelen im niedergermanischen Raum. Nicht ausgeschlossen ist ferner, dass die Kottenheimer Matrone eine ubische Haube trug. Jedenfalls sind bei Mayen gefundene Terrakotten in dieser Weise gestaltet.

Interessanterweise nehmen die Forscher, welche sich mit dem Kottenheimer Umgangstempel beschäftigt haben, fast durchgängig an, dass dieser auf eine vorrömische Kulttradition zurückgreift, wofür allerdings keine Hinweise existieren. Überblickt man das Fundspektrum von Kottenheim, so fällt auf, dass die vermeintliche Kultkontinuität von vorrömischer zu römischer Zeit an einigen Münzen hängt, von denen die frühesten aus augusteischer Zeit stammen sollen. Es handelt sich zudem um Münzen, welche heute verloren sind und zum Zeitpunkt ihrer Auffindung nicht stratifiziert wurden. Die übrigen frühen Funde, v. a. die Keramik, weisen nur grob ins 1. Jh. n. Chr. Ferner ist nach Ansicht des Vortragenden sicher, dass die Gründung des Kottenheimer Tempels in irgendeiner Weise vom benachbarten ubischen Raum ausgegangen sein muss – vielleicht über die im nahe gelegenen Brohltal für den Steinabbau stationierten niedergermanischen Truppen? –, was voraussetzt, dass der Matronenkult dort erst einmal etabliert gewesen sein muss. Zusammengenommen weist dies darauf hin, dass zumindest der Matronenkult in Kottenheim frühestens in der 2. Hälfte des 1. Jh.s n. Chr. eingesetzt hat.

[1] Der Vortrag wurde veröffentlicht in: Chr. Auffahrth (Hg.), Religion auf dem Lande. Entstehung und Veränderung von Sakrallandschaften unter römischer Herrschaft, Potsdamer Altertumswissenschaftliche Beiträge 28 (Stuttgart 2009), 41–72.

Kalkriese – ein Schlachtfeld ohne Massengräber?

Birgit Großkopf, Göttingen

Am Fuße des Kalkrieser Berges nördlich von Osnabrück liegt das Fundareal eines antiken Schlachtfeldes. Dort werden seit 20 Jahren zahlreiche Funde und Befunde archäologisch ergraben (Wilbers-Rost 2007): Bruchstücke römischer Militärausrüstung aus augusteischer Zeit, eine von Germanen als Hinterhalt errichtete Wallanlage und inzwischen eine große Menge Tier- und Menschenknochen. Die menschlichen Überreste sind jedoch nicht als Skelette überliefert. Es lassen sich vereinzelte Knochenfunde auf der Oberfläche beobachten, allerdings sind die meisten Menschenknochen in Gruben gefunden worden. Die bislang untersuchten acht Knochengruben weisen unterschiedliche Ausmaße (von 2,5 bis 16 m²) und Tiefe auf. Die Menge der darin befindlichen Knochen sowie der Knochenerhalt sind in den verschiedenen Gruben sehr heterogen. Von stark zerstörten Knochen, deren Zusammensetzung als „torfmullartig“ beschrieben werden kann (Abb. 1), bis hin zu völlig intakten, stabilen Knochen reicht



Abb. 1: Fortgeschrittene Dekompositionsphänomene an einem Langknochen (Fundnummer 33035)

die Spanne der Konsistenz. Teilweise ist bei Funden die knöcherne Substanz während der Liegezeit komplett abgebaut worden, und nur der Zahnschmelz (als stabilste Substanz des menschlichen Körpers) ist überliefert und bietet den einzigen materiellen Hinweis auf einen ursprünglich vorhandenen Schädel bzw. einen Toten (Abb. 2).



Abb. 2: Überlieferte Zahnkronen, bei denen nur noch der Zahnschmelz vorliegt (Fundnummer 21209)

Die Überlieferung isolierter Knochen, die zudem meist fragmentiert vorlagen, erschwerte eine Bestimmung der Individuenzahl. Anders als bei kompletten Gräbern und Skeletten lassen sich die überlieferten Skelettelemente nicht einfach auszählen. Erst muss eine gesicherte Identifikation der Knochen bzw. ihrer Abschnitte erfolgen. Anhand der am häufigsten überlieferten Skelettelemente kann dann die Mindestindividuenzahl bestimmt werden. Dabei wird darauf geachtet, ob andere Skelettelemente in vergleichbarer Anzahl auftreten, oder ob es ein auffälliges Ungleichgewicht gibt, um beurteilen zu können, ob die Skelettelemente gleichmäßig deponiert bzw. eingesammelt worden sind. Unterschiede in der Knochenstruktur sind dabei zu berücksichtigen. So weisen Oberschenkelknochen aufgrund ihrer Wandstärke und Kompaktheit im Schaftabschnitt deutlich bessere Überlieferungswahrscheinlichkeiten auf als beispielsweise Rippen- oder Beckenknochen, welche praktisch keine kompakten Knochenanteile haben.

Neben der Bestimmung der Individuenzahl werden das Sterbealter und das Geschlecht der Individuen ermittelt, von denen die Knochenfragmente stammen. Letzteres lässt sich für erfahrene Bearbeiter an einem Skelett anhand morphologischer Kriterien recht sicher bestimmen. Liegen nur einzelne Knochen vor oder gar nur Knochenfragmente, ist dies schwieriger. Dennoch sind zahlreiche, auch kleinräumige Merkmale an einem Knochen zu beurteilen (wie z. B. Muskelansatzstellen oder Formausprägungen an Schädelabschnitten), welche eine Geschlechtsbestimmung erlauben. Genotypische Geschlechtsbestimmungen waren bei dem untersuchten Material, selbst bei den makroskopisch gut erhaltenen Skelettelementen und Zahnwurzeln, nicht mehr möglich, da die DNA zu stark degradiert war.

Die Altersdiagnose ist bei erwachsenen Individuen am Skelett anhand der Beurteilung morphologischer Merkmale deutlich eingeschränkt. Erwachsene Individuen weisen nur wenige, graduelle Veränderungen am Skelett auf, welche durch die Lebensbedingungen individuell deutlich beeinflusst sein können. Daher werden die Zuordnungen in anthropologische Altersklassen – adult, matur und senil – getroffen (entspricht 20 bis 40, 40 bis 60 und > 60 Jahren). Histologische Untersuchungsmethoden an Knochen- und Zahndünnschnitten erlauben oftmals eine

Eingrenzung auf früh-, mittel- und spätadult bzw. -matur. Sie konnten jedoch bei dem Material aus Kalkriese nicht regelhaft angewandt werden, da Dekompositionsphänomene auch im mikrostrukturellen Bereich ausgeprägt waren und somit vielfach eine sichere Beurteilung der Knochen- oder Zahnbinnenstruktur verhinderten.

Auf das Vorliegen von pathologischen Veränderungen wird ebenso geachtet wie auf Verletzungsspuren. Die schlechte Überlieferung des Materials, vor allem der hohe Fragmentierungsgrad und die erodierten Oberflächen, schränkten die Diagnosemöglichkeiten jedoch erheblich ein, so dass nur scharfe Hiebverletzungen diagnostiziert werden konnten.

Die knöchernen Überreste konnten teilweise aufgrund geschlechtstypischer Merkmale, in den meisten Fällen aufgrund von Robustizitätsmerkmalen, männlichen Individuen zugeordnet werden. Nur ein Beckenfragment wies eine Ausprägung auf, welche charakteristisch für weibliche Individuen ist. Die Altersbestimmungen zeigten, dass die Individuen im Alter zwischen etwa 20 und 40 Jahren verstorben sind.

An drei Schädeln ließen sich Spuren scharfer Gewalteinwirkung beobachten. Bei einem Schädel war ein Großteil der rechten Schädelkalotte abgeschlagen (vgl. Abb. 3), bei einem weiteren Schädel fehlte ein größeres Stück Knochen aus dem oberen Bereich des Hinterkopfes. Beides sind tödliche Verletzungen gewesen. Eine weitere scharfe Verletzung ließ sich an einem Schädel im linken Stirnbereich erkennen. Spuren stumpfer Verletzungen konnten aufgrund des hohen Fragmentierungsgrades und der teilweise erodierten Oberflächen nicht nachgewiesen werden.



Abb. 3: Scharfe Hiebverletzung an einer Calotte (Fundnummer 18088)

Die Ergebnisse der anthropologischen Bestimmungen – praktisch ausschließlich männliche Individuen, das Fehlen subadulter und alter Individuen, die Verletzungsspuren – entsprechen nicht den demographischen Daten einer (überfallenen) Dorfbevölkerung, sondern denen, die man für Teilnehmer bzw. Opfer einer Schlacht erwarten würde.

Auf einigen Schlachtfeldern lassen sich die Opfer bzw. menschlichen Überreste (wenn sie überhaupt überliefert sind) in Massengräbern finden (z. B. Meller 2009). Am Fundort Kalkriese liegen die Knochen jedoch nicht in unmittelbar nach der Schlacht angelegten Massengräbern vor. Sie sind, in der Regel außerhalb anatomischer Verbände, in Gruben deponiert worden. Die teilweise geringe Größe der Knochengruben und die Lage der Knochen darin belegen, dass die Deponierung der Knochen zu einem Zeitpunkt erfolgt sein muss, zu dem die Weichtei-

le bereits komplett vergangen waren. Dies erlaubt Rückschlüsse auf die Situation nach der Schlacht und den Zeitpunkt der Anlage der Knochengruben.

Vor Ort sind nach der Schlacht offensichtlich keine Toten bestattet worden (es gibt weder Hinweise auf Einzel- oder Massengräber noch auf einen Verbrennungsplatz). Bei einer oberflächlichen Lagerung von Leichen führen taphonomische Prozesse zu einem Vergehen der Weichteile. In Abhängigkeit von den äußeren Bedingungen (Temperatur, Feuchtigkeit etc.) kann dies schon innerhalb weniger Wochen geschehen. Durch Aasfresser kann es zu einem Verbiss und zusätzlichen Disartikulationen oder Verschleppung einzelner Körper- bzw. Skelettregionen kommen. Die Vermischung von menschlichen Knochen mit Maultier- und wenigen Pferdeknochen in den Gruben deutet weiterhin darauf hin, dass die Zerstörung der anatomischen Verbände offensichtlich so weit fortgeschritten war, dass die Knochen anhand des Skelettes nicht zweifelsfrei einem Menschen oder Tier zugeordnet werden konnten. Oberflächlich liegende Knochen bekommen z.B. durch Einfluss von UV-Strahlung Mikrofissuren auf der Oberfläche, in die Feuchtigkeit eindringt und zu einer weiteren Zerstörung beiträgt. Pflanzliche Wachstumsprozesse und Laubeintrag bewirken ein sukzessives „Verschwinden“ der Knochen von der Oberfläche. Von einer oberflächlich liegenden Leiche sind daher nach ca. zehn Jahren keine Überreste mehr zu erkennen (z.B. Morse 1983). Der Zeitraum der Knochendeponierungen kann somit auf eine zeitliche Spanne zwischen mindestens ein bis zwei Jahren und maximal etwa zehn Jahren eingegrenzt werden.

Die Anzahl von 17 Individuen, die bislang eindeutig nachweisbar sind,[1] erscheint als relativ gering für eine Schlacht, bei der archäologische Befunde und zahlreiche Funde für eine Verbindung mit der „Varus-Schlacht“ sprechen (z.B. Moosbauer / Wilbers-Rost 2009; Rost 2009). Historische Quellen beschreiben für diese Schlacht den „Untergang“ von drei römischen Legionen und sechs Kohorten. Dies kann jedoch sicherlich nicht mit dem Tod aller beteiligten Legionäre vor Ort gleichgesetzt werden. Die Ausdehnung des Schlachtgeschehens ist bislang ebenso wenig bekannt wie die ursprüngliche Teilnehmer- bzw. Opferzahl.

Von einer unbekannten Ausgangsmenge an Toten lassen sich bislang 17 Individuen nachweisen. Von ihnen sind jedoch nur Anteile der ursprünglichen Skelette überliefert, und das Vorliegen von 17 identischen Kieferabschnitten führte zu der Bestimmung dieser *Mindest*individuenzahl. Die Bodenverhältnisse vor Ort sind für den Knochenerhalt eher schlecht. Die besser erhaltenen Knochen ließen sich vor allem in den Bereichen finden, wo Kalksteine in den Knochengruben deponiert waren. Funde, bei denen nur noch die Zahnkronen überliefert sind, zeigen, dass Knochensubstanz auch komplett im Laufe der Liegezeit abgebaut sein kann (ev. Abb.2) und ein Rückschluss auf die tatsächliche Anzahl der Toten kaum möglich ist.

Somit stehen die anthropologischen Befunde und selbst eine scheinbar zu geringe Individuenzahl nicht im Widerspruch zu historischen Beschreibungen der

Varusschlacht. Die Eingrenzung der Knochendeponierungen auf eine zeitliche Spanne zwischen mindestens zwei Jahren und maximal etwa zehn Jahren nach der Schlacht stellt dagegen ein starkes Indiz dar, denn innerhalb dieses Zeitrahmens, nämlich sechs Jahre nach der Schlacht, hat laut Beschreibungen von Tacitus die Bestattung von Überresten („der bleichenden Gebeine") der Gefallenen durch Germanicus und seine Truppen stattgefunden.

Literatur

B. Grosskopf, Die menschlichen Überreste vom Oberesch in Kalkriese. In: S. Wilbers-Rost / H.-P. Uerpmann / M. Uerpmann / B. Grosskopf / E. Tolksdorf-Lienemann (Hrsg.), Kalkriese 3: Interdisziplinäre Untersuchungen auf dem Oberesch in Kalkriese. Römisch-Germanische Forschungen Band 65. Philipp von Zabern (Mainz 2007), 157–178.

H. Meller (Hrsg.), Schlachtfeldarchäologie. Battlefield Archaeology. 1. Mitteldeutscher Archäologentag vom 09. bis 11. Oktober 2008 in Halle (Saale). Tagungen des Landesmuseums für Vorgeschichte Halle. Halle (Saale) 2009.

G. Moosbauer, S. Wilbers-Rost, Kalkriese und die Varusschlacht. In: Konflikt / hrsg. von der Varusschlacht im Osnabrücker Land GmbH – Museum und Park Kalkriese. Theiss (Stuttgart 2009), 56–67.

D. Morse, The Time Of Death. In: D. Morse / J. Duncan / J. Stoutamire (Hrsg.), Handbook of Forensic Archaeology and Anthropology. Florida State University Foundation, Inc. (Tallahassee 1983), 124–144.

A. Rost: Alesia, Kalkriese, Little Big Horn. In: Varusschlacht im Osnabrücker Land GmbH – Museum und Park Kalkriese (Hrsg.): Varusschlacht im Osnabrücker Land. Mainz: Philipp von Zabern (Mainz 2009), 100–117.

S. Wilbers-Rost, Die archäologischen Befunde. In: S. Wilbers-Rost / H.-P. Uerpmann / M. Uerpmann / B. Grosskopf / E. Tolksdorf-Lienemann (Hrsg.), Kalkriese 3: Interdisziplinäre Untersuchungen auf dem Oberesch in Kalkriese. Römisch-Germanische Forschungen Band 65. Philipp von Zabern (Mainz 2007), 1–107.

Abbildungsverzeichnis

[1] Die Beurteilung der Individuenzahl in den Knochengruben 7 und 8 ist hier noch nicht berücksichtigt. Die Grube 8 ist bislang nicht komplett ergraben.

Hans Kloft zum 10. April 2009[1]

Vom Ende des Erfolgs

Überlegungen zum Untergang der mykenischen Palastzivilisation[2]

Tassilo Schmitt, Bremen

Von Trojas Untergang singt Homer. In den beiden Großepen „Ilias" und „Odyssee" stehen die Eroberung und Zerstörung der Stadt zwar nicht im Zentrum der Darstellung, aber dieses Geschehen bildet doch den Hintergrund für die Erzählung vom Zorn des Achilleus einerseits und für die Abenteuer, die der von Troja in die Heimat zurückkehrende Odysseus erleben musste, andererseits. Heinrich Schliemann, der davon überzeugt war, dass die alten Dichtungen Erinnerungen an historische Ereignisse enthielten, suchte nach den Schauplätzen – und fand Troja. Nicht fraglich aber war für ihn, warum denn die mächtige Stadt gefallen ist: Sie erlag – wie er vor allem aus Homer wusste – schließlich der Übermacht und der List einer feindlichen griechischen Koalition.

Die weiteren Ausgrabungen, die zunächst Schliemann selbst dann auch etwa in Mykene, oder die danach andere an den Heimatorten der siegreichen Helden durchgeführt haben, haben seither zwar Türen in eine vorher kaum bekannte

bronzezeitliche Welt geöffnet, zugleich aber dem historischen Verständnis erhebliche Probleme bereitet. Ironischerweise waren es gerade die von der Archäologie zutage gebrachten neuen Erkenntnisse, die das Vertrauen nachhaltig erschüttert haben, dass man Homer als „Geschichtsbuch" über die mykenische Welt lesen dürfe.[3] Denn der Optimismus Heinrich Schliemanns hat nur für kurze Zeit zu den gewünschten und erwarteten Ergebnissen geführt. Zwar gelang es dem begnadeten und begabten altertumswissenschaftlichen Dilettanten, mit großer Sicherheit den Ort wiederzuentdecken, der schon im Altertum als der galt, den die Griechen unter der Führung Agamemnons zehn Jahre belagert hatten, Troja, zwar machte er am Burgberg von Mykene spektakuläre Funde wie etwa die berühmten Goldmasken, von denen er eine gleich Agamemnon zuschrieb – aber die jüngere Forschung urteilt, bei aller Anerkennung für die von Schliemanns Furor bewirkte Initialzündung, erheblich nüchterner: Die Grabungen am Burgberg von Hisarlık haben eine Vielzahl durchnummerierter Trojas freigelegt, von denen – auch jüngsten Sehnsüchten und Phantasien zum Trotz[4] – keines seine Identität als Residenzstadt des Priamos preisgeben will, und die Grabfunde aus Mykene sind um Jahrhunderte älter als jedes mögliche Datum für Agamemnon.

Vor allem aber Folgendes ist problematisch: Die meisten der Burgen und Siedlungen, die man seither gefunden und erforscht hat, sind wie das Troja Homers ebenfalls zerstört worden. Erklärungen dafür sind aus dem Altertum nicht überliefert. Die Mythen, die später über die Vorzeit erzählt wurden, berichten von Konflikten und von Wanderungen; eine umfassende Vorstellung vom Untergang der bronzezeitlichen – der „mykenischen" – Kultur vermitteln sie nicht.

Die Archäologie hat außerdem durch zahlreiche Funde und Befunde anderswo die Einsichten in Verhältnisse und Entwicklungen der Bronzezeit erweitert und zugleich kompliziert. Sie hat etwa die Grundlage für neue Disziplinen wie die Hethitologie geschaffen, die sich mit der Geschichte eines Reiches und einer Kultur befasst, von der man zuvor nur über einige spärliche Reflexe im Alten Testament überhaupt etwas wusste. Zugleich wurde aber deutlich, dass die Herrschaft der Hethiter im selben Zeitraum zu einem Ende kam, in den auch die Zerstörungen im mykenischen Griechenland gehören.

Liegt hier mehr als eine zufällige Koinzidenz vor?

Diese Frage stellt sich umso mehr, als auch Texte und Bilder aus dem gleichzeitigen pharaonischen Ägypten als Belege für eine große Gefahr gedeutet werden können, die das Reich am Nil mit Mühe bestanden hat.[5] Die Bedrohung geht von Fremden aus, die sich über das Meer – freilich nicht ausschließlich auf diesem Wege – nähern. Wie soll man sich diese „Seevölker" und ihre historische Rolle vorstellen? Sind sie das Bindeglied, das den gesamten Mittelmeerraum in einem Katastrophenszenario verknüpft? Wie fügen sich die Philister in die Abläufe ein? An welcher Stelle des Kausalitätsgeflechtes wäre das mykenische Griechenland einzuordnen?[6]

Leider sind auch die in den Brandschichten der mykenischen Ruinen gefundenen Tontäfelchen zwar direkte Zeugen der Zerstörungen – denn durch die Feuer sind sie gebrannt und damit konserviert worden –, geben aber deren Umstände kaum preis. Die meisten Täfelchen stammen aus Pylos / Epano Englianos an der Westküste Messeniens, aus Knossos auf Kreta und aus Theben in Boiotien. Es handelt sich im weitesten Sinn um Registratur-Notizen in einer frühen Form der griechischen Sprache und einer für diese Sprache wenig geeigneten Silbenschrift. Deren Entzifferung gelang auf der Basis von Vorarbeiten A. Kobers im Jahre 1952 M. Ventris und J. Chadwick.[7] Die Texte auf den Täfelchen lassen jedenfalls nicht explizit auf Gefährdungen schließen.[8] Überhaupt sind sie nur mit viel Scharfsinn als Quellen für Veränderungen und Entwicklungen zu interpretieren.[9]

In dieser Situation ist es ein Wagnis und zugleich eine Notwendigkeit, die sperrige Überlieferung dadurch aufzuschlüsseln zu versuchen, dass man einzelne bemerkenswerte Befunde als wesentlich, ja als entscheidend für das Gesamtverständnis setzt und daraus Perspektiven entwickelt, die Kenntnisse umfassend in ein Bild zu integrieren. Ein solcher Versuch ist R. Drews zu verdanken, der vor gut zehn Jahren eine viel beachtete Monographie unter dem Titel „The End of the Bronze Age“ vorgelegt hat. Schon der Untertitel macht deutlich, welchen Sachverhalten er das größte Gewicht beimisst: „Changes in Warfare and the Catastrophe ca. 1200 B. C.“[10] Die Kritik an diesen Vorstellungen soll den Ausgangspunkt bilden für eine alternative Rekonstruktion, die allerdings im vorgegebenen Rahmen notwendigerweise skizzenhaft bleiben muss.

Drews entwickelt in den beiden einleitenden Kapiteln die Ansicht, dass das „Ende der Bronzezeit“ als eine umfassende Katastrophe verstanden werden müsse. Diese habe im späten 13. oder frühen 12. Jahrhundert die südliche Balkanhalbinsel (Greece), Kreta, Anatolien mit Orten an der westkleinasiatischen Küste, solchen im Zentrum des Hethiterreiches im Halysbogen und im Gebiet des späteren Kilikien, Zypern, Syrien und die südlichen Levanteküste erfasst. Eine Skizze illustriert diese Ansicht eindrucksvoll: Sie zeigt etwa 50 „mayor sites destroyed“. Vom Geschehen ergriffen und im Buch ausführlich behandelt ist auch das Pharaonenreich, das sich im Unterschied zu den Vorgenannten schließlich aber militärisch behaupten konnte.

Der aus archäologischen Befunden rekonstruierte Zerstörungshorizont zusammen mit den Text- und Bildquellen vor allem aus Ägypten und dem Hethiterreich lässt ohne Weiteres erkennen, dass im genannten Zeitraum eine Kette äußerst gewaltsamer Ereignisse den östlichen Mittelmeerraum sowie die damit verbundenen Regionen in Zentralanatolien und im fruchtbaren Halbmond erschüttert hat. Diese Gebiete waren damals politisch, wirtschaftlich und kulturell untereinander verwoben. Allerdings keineswegs gleichmäßig: Wenn zum Beispiel archäologische Funde ein großes Interesse an mykenischer Keramik von Westkleinasien bis an die Levante belegen und dieser Bedarf, wo nicht durch Nachahmung, durch irgendwelche Formen von Austausch gedeckt worden sein muss, so kann

man doch gleichwohl nicht übersehen, dass sich im Vergleich zu diesem Netz von (im weitesten Sinne) Wirtschafts- oder Handelsbeziehungen die engeren politischen Kontakte im Raum zwischen den Hauptmächten, also dem Hethiter- und dem Pharaonenreich konzentrierten.[11] Die in der jüngeren Forschung viel beschriebene „Ägäische Koine“[12] bleibt bezogen auf diesen Zusammenhang an der Peripherie. Daraus ergibt sich, dass trotz einer allgemein nicht bestreitbaren Verknüpfung die Interdependenzen sehr unterschiedlich ausgeprägt waren. Deswegen waren verschiedene Gebiete von neuen Entwicklungen möglicherweise in wesentlicher Hinsicht anders betroffen.

Diese Erwägung verlöre nur dann entscheidend an Bedeutung, wenn man voraussetzen wollte, dass Widerfahrnisse von erheblichen Ausmaßen auf den gesamten hier betrachteten Raum gleichermaßen eingewirkt, durch ihr ungeheures Gewicht gleichsam die Unterschiede eingeebnet hätten. Dabei könnte man an Naturereignisse wie schwere und weitreichende Erdbeben oder an bedeutende Bevölkerungsverschiebungen denken. Erdbeben sind insbesondere in der Argolis archäologisch zu belegen, anderswo gibt es Hinweise auf Dürren oder Ernährungsprobleme. Wanderungsbewegungen, Rückgang und Verlagerung von Bevölkerung sind im Einzelnen nachzuweisen oder wahrscheinlich. Insgesamt deuten die Quellen und Befunde aber nicht darauf hin, dass solche Geschehnisse oder Verhältnisse mit allgemein zwingenden Folgen für den gesamten Raum anzunehmen wären. Das hat nicht zuletzt Drews überzeugend dargelegt.

Auf den spätbronzezeitlichen Zerstörungshorizont bezogen darf also keineswegs selbstverständlich vorausgesetzt, sondern müsste gezeigt werden, dass überall jeweils dieselbe Ursache vorliegt. Dafür müsste auch gesichert werden, dass die Zerstörungen tatsächlich in ein sehr schmales zeitliches Intervall zu datieren sind.[13] Denn je weitere Zeitspannen man dafür zulässt, umso geringer wird die Wahrscheinlichkeit, dass man hier einen kompakten Ereigniskomplex und nicht vielmehr ein Bündel sehr unterschiedlicher Prozesse fasst, die zwar wohl untereinander verflochten, aber durchaus jeweils besonders bedingt und im Einzelnen durch sehr individuelle Entwicklungspfade gekennzeichnet sind. Solange für die Auffassung eines einheitlichen Katastrophenszenarios zwingende Belege fehlen, ist es erlaubt, sogar notwendig, auch alternative Erklärungen zu erwägen. Dabei darf man auch nicht ausschließen, dass Belastungen auf einer Seite des Kulturraumes sich bisweilen zunächst günstig für eine andere ausgewirkt haben. Dort könnte dann gerade der Erfolg zu erheblichen Störungen des politischen oder sozialen Gleichgewichts geführt haben.

Mit Recht betont O. T. P. K. Dickinson, dass die Zerstörungen zwar auf gewaltsame Auseinandersetzungen schließen lassen, diese aber keineswegs sicher durch äußeren Druck oder innere Not ausgelöst worden sein müssen.[14] Warum sollte es nicht innerhalb eines zunächst wesentlich ausgeglichenen Systems zu erfolgreichen Machtbildungen gekommen sein können, die auf Kosten von zu Gegnern gewordenen Nachbarn gewonnen und ausgebaut wurden? Diese Macht-

bildungen müssen nicht notwendig als Reaktion auf Notlagen verstanden werden, sondern können durchaus auch durch starke partikulare Ambitionen ausgelöst worden sein. Trotz anfänglicher Erfolge können sie – zusammen mit weiteren inneren und äußeren Faktoren – Grundbedingungen der vorherigen Stabilität erschüttert und so zu dem allgemeinen Szenario beigetragen haben, das die mykenische Palastzivilisation schließlich beendet hat.

Solche allgemeinen Überlegungen[15] sollen im Folgenden konkretisiert werden. Es ist zu zeigen, dass man die Zerstörung der durch Paläste geordneten Infrastruktur im mykenischen Griechenland nicht wie oft in der Forschung als Beleg dafür deuten muss, dass das Herrschaftssystem einem Druck von außen erlag. Einige bislang übersehene Indizien weisen vielmehr darauf hin, dass man sich einen Prozess der Desintegration der das System tragenden Eliten vorstellen kann:[16] Demnach hätten also auch nicht „negative Aspekte" der Organisationsform „Palaststaat",[17] sondern der gerade durch die Einbettung in dieses System mögliche Erfolg von Angehörigen der es tragenden Eliten zu Auseinandersetzungen geführt, die mit dem Untergang eben dieses Systems endeten.

Hier können nur einige Aspekte vorgestellt werden, die eine solche Erklärungshypothese nahelegen. Ausgangspunkt soll dabei die Analyse der Erfahrungen mit Mykenern sein, wie sie in vor allem hethitischen Quellen dokumentiert sind. Im Anschluss an einen inzwischen weit verbreiteten Konsens wird dafür vorausgesetzt, dass das dort gelegentlich genannte Land Ahhijawa als (ein) mykenisches Zentrum identifiziert werden kann.[18] Es wird gezeigt, dass die Erfahrungen der Hethiter mit technischen und militärischen Entwicklungen in der Seefahrt zusammenhängen können. Danach wird zu fragen sein, welche von den durch die Linear-B-Täfelchen bekannten Personen oder Personengruppen von den Veränderungen profitiert haben und welche Konsequenzen sich daraus für das politische und soziale System insgesamt ergaben.

(1)

Das früheste Zeugnis, das wahrscheinlich auf die Ahhijawa bezogen werden kann, der sogenannte Madduwatta-Text[19] aus dem späten 15. Jahrhundert, handelt auch von einem gewissen Attaršija. Dieser wird als „Mann aus Ahhija" bezeichnet.[20] Ein leider nicht genannter Hethiterkönig – wahrscheinlich Arnuwanda I. – erinnert hier seinen Adressaten Madduwatta zunächst an Erfahrungen, die dieser mit Attaršija gemacht habe. Attaršija habe einst Madduwatta vertrieben und sogar versucht, ihn zu töten.[21] Jedenfalls sei Attaršija zu einem zumindest regionalen Machtfaktor geworden. Deswegen habe schon der Vater des Hethiterkönigs darauf Wert gelegt, die Beziehungen zu diesem selbst zu regeln.[22] Als Attaršija zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal versucht habe, Madduwatta zu beseitigen, sei es zu einer Schlacht gekommen, bei der der Hethiterkönig Madduwatta unterstützt und Attaršija, der unter anderem 100 Streitwagen aufbieten konnte, dazu

gebracht habe, sein Vorhaben aufzugeben und sich in seine Heimat zurückzuziehen. Auf Attaršijas Seite sei ein Adliger gefallen.[23] Gegen Ende des Textes ist davon die Rede, dass Attaršija, verbündet mit einem „Mann aus Piggaja", Alašia plündere, ein Territorium, das mit Zypern identifiziert werden kann oder zumindest auf Zypern gesucht werden muss.[24]

Trotz ihrer Dürftigkeit enthalten die Nachrichten wichtige Informationen: Attaršija agiert hier in eigenem Namen. Er ist ein „Mann aus Ahhija(wa)", aber nicht in irgendeiner Form Vertreter dieses Landes.[25] Es gelingt ihm, sich mit anderen zusammenzutun und so beträchtliche Streitkräfte aufzubieten. Damit kann er einem lokalen Machthaber wie Madduwatta gefährlich werden. Anscheinend aber hat er es nicht darauf abgesehen, selbst Madduwatta abzulösen, sondern will ihn nur verjagen und – das darf man wohl ohne Weiteres vermuten – durch jemand anderen ersetzen, der in irgendeiner Weise seine (oder seiner Auftraggeber?) Interessen besser wahrnimmt. Um den eigenen Erfolg zu sichern, strebt Attaršija sogar danach, Madduwatta zu töten. Nicht nur zu Lande, sondern auch zur See vermag Attaršija ein Aufgebot zu mobilisieren. Zusammen mit einem anonymen Mann aus Piggaja überfällt er wie ein Pirat Ziele auf Zypern.

Attaršijas Handeln ist von großer Mobilität gekennzeichnet. Er findet Zugang zu mächtigen Personen aus verschiedenen Herrschaftsbereichen und Verbündete unter ihnen. Überfälle zu Lande[26] gehören ebenso wie Attacken von See aus zu seinen Aktionsformen. Zielen die Attacken gegen Zypern gewiss auf Beute, dürfte das Engagement auf dem kleinasiatischen Festland nicht zuletzt mit der Absicht verbunden gewesen sein, Verbindungen zu lokalen Machthabern herzustellen und zu pflegen, die ihrerseits über erstrebenswerte Güter oder Hilfsmittel wie die Streitwagen verfügten.

Der Kontakt mit seinen Verbündeten muss sich keineswegs auf den gemeinsamen Kampf beschränkt haben. Die Verbreitung mykenischer Keramik im südwestkleinasiatischen Raum zeugt von einem erheblichen Niveau im Austausch. Methodisch erscheint es näherliegend, die bezeugten Aktivitäten eines „Mannes aus Ahhija(wa)" und die Verbreitung von Waren aus dem mykenischen Raum nicht auf völlig verschiedene Faktoren zurückzuführen, sondern sie zu verbinden. Man darf also durchaus annehmen, dass Attaršija nicht nur seine Kampfkraft, seinen Abenteurergeist, seine nautischen Kenntnisse und Erfahrungen benutzt hat, um unter den Großen des westkleinasiatischen Raumes Fuß zu fassen. Gerade weil die mykenische Keramik sich offensichtlich einer großen Beliebtheit erfreute, werden er und seinesgleichen kostbare Gefäße und ihren Inhalt dazu verwendet haben, ihre Interessen zu befördern.

Es gibt keinerlei Hinweis darauf, dass Attaršija sich gleichsam notgedrungen im ostägäischen Raum und vor Zypern tummelte.[27] Vielmehr scheint er so gut verankert gewesen zu sein, dass er auch starke Rückschläge wie die empfindliche Niederlage gegen den Hethiterkönig überstehen konnte. Dafür hat er wahrscheinlich über eine sichere Ausgangsbasis verfügt. Dies umso mehr, als auch in späterer

Zeit, wie gleich noch näher ausgeführt wird, Männer mit Macht in Ahhijawa mit Personen zusammenwirkten, die ganz dem Typus des Attaršija entsprachen.

Das Engagement im südwestkleinasiatischen Raum führte im Laufe des nächsten Jahrhunderts dazu, dass Ahhijawa dort für eine gewisse Zeit sogar eine Oberhoheit über die Stadt Millawanda ausübte. Neufunde von Keilschrifttäfelchen,[28] Neuinterpretationen der bekannten Überlieferung, vor allem aber intensive archäologische Forschungen haben zu dem Ergebnis geführt, dass man kaum mehr an der Identität Millawandas mit Milet zweifeln kann.[29]

Dort residierte, wohl als einheimischer Repräsentant der Oberherrschaft von Ahhijawa, zeitweise ein Stadtherr namens Atpa. Dessen Schwiegervater Pijamaradu erwies sich für die Hethiter ähnlich wie früher Attaršija als ein Dauerproblem:[30] Er unterstützte regionale Machthaber, die sich aus dem hethitischen Herrschaftsverband lösen oder gegen den Hethiterkönig behaupten wollten, und begab sich, wenn er in Bedrängnis geriet, mit seiner Familie zurück unter den Schutz Ahhijawas. Dazu musste er das kleinasiatische Festland verlassen und übers Meer fahren. Seine Handlungsmöglichkeiten waren wesentlich auf die Fähigkeit gestützt, schnell und beweglich auch über die See eingreifen und sich wieder zurückziehen zu können. Ziel von Plünderfahrten waren Küstenstädte oder Inseln wie Lesbos. Im Falle von Lesbos ist bezeugt, dass Pijamaradu von dort Handwerker verschleppte.[31]

Zwar wird man ihn, der einen kleinasiatischen Namen trägt, nicht ohne Weiteres als Mykener ansprechen können.[32] Aber es bleibt bezeichnend, dass er zum einen in verschiedenen Phasen seines Lebens eng mit den Ahhijawa verbunden, ja sogar mit einem Repräsentanten von Ahhijawa verwandt ist und dass er zum anderen genau in den Formen agiert, die zuvor für Attaršija zu beobachten waren.

Auffälligerweise haben die Hethiter anscheinend niemals erwogen, sich direkt gegen Ahhijawa zu wenden, obwohl von dort immer wieder Bedrohungen ausgingen. Offensichtlich lag dieses Gebiet außerhalb eines für sie erreichbaren Bereiches. Deswegen beschränkten sie sich darauf, möglichst gute Kontakte zu pflegen. Lediglich dann, wenn einer der mit Ahhijawa verbundenen Unruhestifter aus von Hethitern beanspruchten Gegenden stammte, wie dies für Pijamaradu ausweislich seines Namens sicher der Fall ist, mochte man bestrebt sein, mit viel Wohlwollen gegenüber Ahhijawa zu erreichen, dass die Mykener die schützende Hand von diesem Störenfried zurückzögen.

Nun ist es ausgeschlossen, dass die zeitweilige Präsenz von Herrschaftsträgern aus Ahhijawa in Kleinasien ausschließlich auf Erfolgen Pijamaradus beruhte. Vielmehr ist mit zahlreichen ähnlichen Manövern anderer zu rechnen, die zum größten Teil direkt aus Ahhijawa stammten.[33] Pijamaradu verkörpert in den Quellen wie Attaršija den Typ von Kriegsunternehmern[34], von denen die Eroberungen für Ahhijawa gemacht und gesichert worden sind. Männer dieser Art muss es in größerer Zahl gegeben haben. Gewiss waren unter ihnen viele Mykener.

Als ein weiteres Beispiel begegnet ein gewisser Tawagalawa, den der Hethiterkönig als Bruder des „Großkönigs" von Ahhijawa tituliert.[35] Offensichtlich sind mykenische Große selbstverständlich zwischen ihrer Heimat und dem kleinasiatischen Satelliten unterwegs. Dort sonnen sie sich in der Anerkennung, die ihnen der ferne Herrscher in Hattuša zollt, der Tawagalawa beispielsweise den Streitwagenlenker Dabla-Tarhunda als Geisel anbietet, mit dem er selbst vielfach gefahren sei, eine ganz ungewöhnliche Ehre!

Nicht nur auf der Suche nach Ehren und Ehrengeschenken und zur Sicherung des Außenpostens Millawanda sind mykenische Kommandos in die Ostägäis aufgebrochen. In den Linear-B-Täfelchen aus dem Palast von Pylos finden sich verschiedene Gruppen von Arbeiterinnen, deren Ethnika in diesen Raum verweisen. Genannt sind Frauen aus Milet (mi-ra-ti-ja)[36], Knidos (ki-ni-di-ja), Chios (ki-si-wi-ja), Lemnos (ra-mi-ni-ja), Halikarnassos, das früher Zephyria hieß (ze-pu_2-ra_3), und vielleicht aus „Asia" (a-*64-ja).[37] Seit der grundlegenden Untersuchung von J. Chadwick hält man sie meist für Sklavinnen.[38] Es ist sehr gut möglich, dass diese Frauen als Raubgut aus Freibeuterzügen an der westkleinasiatischen Küste auf die Peloponnes gekommen sind. Dafür spricht, dass sie gelegentlich als ra-wi-ja-ja bezeichnet werden,[39] also mit einem Wort, das am besten als „Beutefrauen" / lawiaiai zu verstehen ist.[40]

Alles in allem wirkten diese mykenischen Unternehmungen zwischen Piraterie, Stützpunktsicherung, Handel und Diplomatie[41] in Allianz mit einheimischen Potentaten oft als Störfaktor an der westlichen Peripherie des hethitischen Großreiches. Obwohl die Hethiter ihre territorialen Ansprüche keineswegs auf das Festland beschränkten, sondern auch etwa auf Zypern, auf Lesbos oder ganz allgemein auf „Inseln" bezogen, kam es erstaunlich lange nicht dazu, dass sie gegen Ahhijawa oder gegen die sich auf Ahhijawa stützenden Freibeuter eine Flottenexpedition ausrüsteten. So energisch man den Ambitionen der Attaršija und Pijamaradu in Kleinasien entgegentrat, so wenig setzte man ihnen nach, sobald diese sich übers Meer davongemacht hatten. Man kann vermuten, dass dieser Zurückhaltung das Kalkül zugrunde lag, dass man dem Gegner zur See nicht gewachsen war.

Die Hethiter haben diese Haltung erst ganz spät geändert: Dem Großkönig Tuthalija IV. (1237/27–1209) gelang es schließlich, den Herrschaftsstützpunkt von Ahhijawa in Millawanda und damit die einzige dauerhafte Basis von Ahhijawa auf dem kleinasiatischen Festland zu beseitigen.[42]

Dieser Erfolg hängt eng damit zusammen, dass die Hethiter sich endlich auch entschlossen der Seekriegsführung zuwandten.[43] Eine Sensibilität für solche Notwendigkeiten spiegelt sich etwa in einer Formulierung des Vertrages, den Tuthalija mit seinem Vasallenkönig Šaušgamuwa, dem Herrscher des syrischen Reiches Amurru, schloss: „Ein Schiff des Kriegführens soll / muß er [sc. der König von Amurru] zu ihm [sc. zum König von Hatti] nicht gehen lassen."[44] Hier ist offensichtlich vorausgesetzt, dass es zu den normalen Bündnispflichten der abhängigen

Königreiche – sicher nur bei denen an der Mittelmeerküste – gehörte, den Oberherren auch zur See Kriegsfolge zu leisten. Diese Erwartung ist so selbstverständlich, dass sie nicht einmal erwähnt wird, ja dass – wie hier – sogar ausdrücklich festgehalten werden muss, wenn die Verpflichtung nicht eingefordert wird. Sinnvoll ist die Auflage, einen Beitrag zu einer Flotte zu leisten, nur dann, wenn die Hethiter eigene Ambitionen zur See verfolgten. Diese sind so indirekt zu erschließen.

Noch deutlicher wird die aktive Zuwendung zu maritimen Fragen in der Eroberung Zyperns durch denselben König: „Das Land Alašia aber machte ich mir an Ort und Stelle untertan und machte es tributpflichtig.“[45] Tuthalija setzte mit diesem Unternehmen einen längst bestehenden Anspruch der Hethiter auf die Insel mit Macht durch. Als Motiv dürfte eine wesentliche Rolle gespielt haben, dass Zypern im 13. Jahrhundert eine Zeit „of revolutionary change“ mit einem gewaltigen Aufschwung erlebt hatte.[46]

Nach den Erfahrungen, die man inzwischen seit Generationen mit den Verhältnissen im Westen hatte, musste es Tuthalija aber klar vor Augen stehen, dass ein Engagement auf Zypern nur dann sinnvoll und erfolgreich sein würde, wenn er zugleich bereit war, zum Schutz seiner Besitzungen dort dauerhaft auch zur See Vorsorge zu treffen. Aus dieser Perspektive gewinnt der eben kurz ausgeleuchtete Hintergrund einer Klausel des Šaušgamuwa-Vertrages weiteres Relief: Tuthalija initiierte eine umfassende Seerüstung, zu der insbesondere die Vasallenkönigreiche am Mittelmeer beitragen mussten.

Konsequenzen ließen nicht lange auf sich warten. Tuthalijas Sohn und zweiter Nachfolger Suppiluliuma II. (ab 1207) berichtet, dass seine Flotte im Meer vor Zypern gleich dreimal in Seeschlachten verwickelt worden ist: „Die Schiffe des Landes Alašia traten dreimal gegen mich mitten auf dem Meere zum Kampfe an, und ich vernichtete sie; die Schiffe nämlich ergriff ich und setzte sie mitten auf dem Meere in Brand.“[47]

Die allgemeinhistorische Bedeutung dieser Notiz ist kaum zu unterschätzen: Hier sind die ersten Seeschlachten im Mittelmeer überhaupt bezeugt! Alle aus früheren Zeiten bekannten Unternehmungen, von denen einige kurz angesprochen worden sind, erweisen sich bei näherem Hinsehen lediglich als Überfallkommandos. Schiffe dienten hier dazu, an Land rasch zuzuschlagen und sich ebenso rasch wieder zurückziehen zu können.[48] Erst spät ist das Meer, das bislang nur entschlossenen Abenteurern und kühnen Eroberern einen weiteren Radius für ihre Aktivitäten erlaubt hatte, selbst zum Kriegsschauplatz geworden: Suppiluliuma II. brüstet sich dreier Siege „mitten auf dem Meere“!

Im konkreten Fall muss vorausgesetzt werden, dass die von Tuthalija eroberte Insel Zypern der Herrschaft der Hethiter wieder entglitten war.[49] Die Zeit, bis sich Suppiluliuma den Thron gesichert hatte, mag dafür gute Gelegenheiten geboten haben. Jedenfalls war der neue König nicht bereit, den Verlust hinzunehmen. Wie

die gleich drei Seeschlachten zeigen, setzte er seinen Anspruch mit großer Hartnäckigkeit durch. Zugleich wird deutlich, dass er dabei auf energischen Widerstand stieß. Auch auf Seiten der Gegner war man offensichtlich in der Lage, die jeweiligen Interessen zur See zu verteidigen.

Die neue Qualität der gesamtstrategischen Lage wird durch ein nur wenig jüngeres Zeugnis weiter erhellt. Aus den letzten Tagen des Reiches von Ugarit, ebenfalls eines hethitischen Vasallenkönigtums, haben sich Hilferufe des dortigen Herrschers Hammurapi erhalten. Dieser klagt in einem Schreiben an den König von Alašia (Zypern)[50] darüber, dass alle seine Schiffe ins Land Lukka abgezogen seien: „Weiß denn mein Vater nicht, dass alle Soldaten meines Schutzes sich im Lande Hatti aufhalten und dass alle meine Schiffe sich im Lande Lukka aufhalten?"[51]

Hammurapis Briefe aus diesen Tagen spiegeln die militärische Bedrohung seines Reiches zu Lande und zur See. Zur verzweifelten Situation trägt bei, dass erhebliche Teile der Streitkräfte im Dienste des hethitischen Großkönigs, seines Oberherren, anderswo eingesetzt sind: Die Flotte operierte weiter im Westen an den Küsten des Landes Lukka (Lykien). Ohne sie ist Ugarit den feindlichen Angriffen beinahe schutzlos ausgesetzt. Daraus ergibt sich umgekehrt, dass man mit der Flotte und dann doch wohl zur See den Feinden hätte entgegentreten können: Der König von Ugarit hätte gerne eine Seeschlacht geschlagen, aber seine Schiffe kämpften im Verband der Hethiter! Das beweist noch einmal, dass Suppiluliuma Seekriegsführung betrieb, und verrät zugleich, wer ihm die Flotte oder zumindest einen Teil der Flotte auszurüsten hatte.

Zu diesem Szenario der Militarisierung der See passt es, dass im 13. Jahrhundert auch an der Nilmündung Männer „‚auf ihren Kampfschiffen inmitten des Meeres' geradezu eine Dauerbedrohung für Unterägypten" geworden waren.[52] Die Auseinandersetzungen setzen sich bis ins 12. Jahrhundert fort und sind insbesondere auf einer monumentalen Inschrift mit Bilddarstellungen aus Medinet Habu eindrucksvoll bezeugt.[53] Diese „wichtigste, zudem unmittelbar zeitgenössische Quelle"[54] reflektiert – gewiss in den traditionellen Formen königlicher Siegesmeldungen – unmittelbares Erleben. Authentizität spiegelt sich vor allem in solchen Elementen, die sich aus dem Formelbestand solcher Texte gerade nicht erklären lassen. Dazu gehört die „Schaffung eines eigenen Hieroglyphenzeichens für die „Seevölker"-Schiffe".[55] Deren typologische Neuheit wird außerdem durch die bildlichen Darstellungen untermauert, die vor allem durch Vogelkopf-Steven charakterisiert sind.

Die wissenschaftliche Diskussion hat sich vor allem mit Fragen der Aussagefähigkeit der Überlieferung – (königs-)ideologische Phrasen oder dokumentarische Nachrichten? – und damit beschäftigt, die „Seevölker" ethnisch zu identifizieren und ihre Herkunft zu bestimmen.[56] Während die grundsätzliche Verwertbarkeit der Überlieferung für ereignisgeschichtliche Zusammenhänge dabei sehr plausibel gemacht werden konnte,[57] müssen die ethnischen Deutungen und die darauf be-

ruhenden weiteren Hypothesen so lange mit äußerster Skepsis betrachtet werden, bis generell geklärt ist, welche konkreten soziologischen Realitäten überhaupt hinter den als Ethnonymen gedeuteten Begriffen stehen können.[58] Um ein etwas jüngeres Beispiel zu zitieren, sei daran erinnert, dass in assyrischen Texten das Wort „Ionier" gerade nicht nur Griechen, sondern auch Lykier und vielleicht Karer umfasst. Es gilt die Mahnung zu beherzigen, dass wohl erst die Griechen, vielleicht aber noch nicht die Bewohner Altvorderasiens ethnisch unterschieden haben.[59]

In all diesen Debatten ist es aber bislang nicht hinreichend gewürdigt worden, dass sich in den Zeugnissen – wie nach den obigen Betrachtungen zusammenfassend festgestellt werden kann – eine see(kriegs-)technische Revolution niederschlägt, die sich in neuen Worten, neuen Bildern und in neuen Realitäten der Kriegsführung ausdrückt: Während man seit Jahrtausenden im Mittelmeerraum Schiffe gebaut und das Meer befahren, gewiss sich mit Schiffen auch in anderer als friedlicher Absicht an fremde Gestade gebracht hat, ist nichts davon bekannt, dass auf dem Meer auch Gefechte ausgetragen worden wären.

Es wäre ein großer Zufall, wenn die drei Seeschlachten Suppiluliumas nicht nur die frühesten bezeugten, sondern überhaupt die ersten gewesen wären. Aber die Überlieferung in Bild und Schrift ist doch so dicht und das mit einem Seesieg verbundene Prestige so groß, dass man darauf vertrauen kann, dass erst damals, erst am Ende des 13. Jahrhunderts, militärische Auseinandersetzungen auch auf dem Meer ausgetragen worden sind: Wenn die überlieferten Seeschlachten vielleicht auch nicht die tatsächlich ersten gewesen sind, sind sie doch der wesentliche Beleg dafür, dass in dieser Zeit erstmals Seeschlachten stattgefunden haben.

Im Nebel der Debatte um die Seevölker hat man diese entscheidende Neuerung, das Auftreten des See*krieges*, beinahe übersehen. Zu seinem Entstehen haben nun die Erfahrungen von Männern wie Attaršija und Pijamaradu einerseits, andererseits die Gegenmaßnahmen der Mittelmeeranrainer einschließlich ihrer Oberherren beigetragen. Sobald Piraten und Freibeuter nicht mehr nur eine gelegentliche Irritation, sondern ein zumindest regional wesentlicher Machtfaktor geworden waren, wollte man sich nicht nur gegen ihre Übergriffe schützen, sondern ihnen auch dort beikommen, wo sie ihre Stärken hatten, auf dem Meer. Die neue Gegnerschaft musste auch die Seeräuber selbst zu einer Verbesserung ihrer Schiffe und Seetechnik animieren. Rivalität und Konkurrenz trieben sich wechselweise voran. Es lässt sich nicht mehr erkennen, ob Gefechte zwischen einzelnen Schiffen die nächste Eskalationsstufe waren oder ob zunächst kleine Flotten ausgerüstet wurden, um feindliche Schiffe zu stellen. Im späten 13. Jahrhundert jedenfalls kam es zu den ersten nachweisbaren Seeschlachten.

Deren Dimensionen blieben zunächst bescheiden. Wo in den „Seevölker"-Texten Zahlen genannt werden, handelt es sich meist um wenige, gelegentlich um wenige Dutzend Schiffe, die aufeinander stießen. In den Landschlachten dieser Zeit hat ein Vielfaches von Männern miteinander gerungen. Dennoch war mit

dem Aufkommen des Seekrieges potentiell eine neue Qualität in den Auseinandersetzungen erreicht. Für das Hethiterreich dürften die mit der Seerüstung verbundenen Aufwendungen und die völlig neuen Erfordernisse im Umgang mit den Vasallen am Meer Faktoren gewesen sein, die wesentlich zum Zusammenbruch beigetragen haben.[60] Den Ägyptern gelang es zu Land und zur See schließlich, sich der Gefahren zu erwehren. Es kann hier nicht weiter verfolgt werden, welche politischen Konsequenzen damit verbunden waren und aufgrund welcher Voraussetzungen und Entscheidungen die siegreiche Macht am Nil sich gleichwohl nicht zur Seemacht entwickelte. Der Blick ist hier vielmehr nach Griechenland zu richten.

Attaršija und Pijamaradu geben Anlass zu der Vermutung, dass Mykener nicht nur am Rande an der Entwicklung der Seekriegstechnik teilhatten.[61] Vielmehr gewinnt man den Eindruck, dass sie dabei von Anfang an eine erhebliche Rolle spielten.[62] Dem ist nun die jüngst eindrucksvoll dargelegte und untermauerte Erkenntnis zur Seite zu stellen, dass es gerade die Mykener waren, die mit der Rudergaleere einen grundsätzlich neuen Schiffstyp erst erfunden und dann weiterentwickelt haben. Noch bei der mykenischen Inbesitznahme Kretas spielten solche Galeeren keine Rolle. Danach aber setzt eine geradezu stürmische Entwicklung ein. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts finden sich die ersten Abbildungen. Diese Darstellungen auf Funden, die der Schicht Späthelladisch III B zugeordnet werden, definieren somit einen *terminus ante quem*.[63] Von dort aus erscheint Attaršija als Pionier.

Gegenüber den traditionellen Schiffen verfügte die Galeere zwar sowohl über schlechtere Segeleigenschaften als auch über geringere Ladekapazitäten. Entscheidend aber waren die Vorteile im Ausnutzen von (mechanischer) Energie. Die Schiffe sind leichter, schneller, beweglicher und unabhängiger vom Wind. Dazu kommt die Möglichkeit, sie direkt am Strand aufzusetzen, also der Vorteil, nicht mehr auf natürliche oder künstliche Häfen angewiesen zu sein. Die Ruderer sind potentielle Kämpfer. Sie verfügen mit ihrem Schiff über die technischen Voraussetzungen, sich überraschend dem Land zu nähern, Überfälle durchzuführen und sich rasch auch wieder zu entfernen.[64] Die Galeere eröffnet damit ein neues Unternehmensrepertoire von „raiding, piracy, and sea-based warfare".[65] Diese Beschreibung skizziert in wenigen Worten die Entwicklungslinie, die die Betrachtung der Aktivitäten des Attaršija, der Eigenart der Aktionen und des Aktionsradius eines Pijamaradu und der Besonderheit der militärstrategischen Lage am Ende des 13. Jahrhunderts ergeben hat. Damit soll keineswegs behauptet werden, dass das Aufkommen der Galeere unmittelbar und allein ursächlich für den Zusammenbruch des Mächtesystems in der späten Bronzezeit gewesen sei. Aber es bleibt doch naheliegend zu schließen, dass diese Entwicklungen ein Faktor gewesen sind, der zu diesem Geschehen beigetragen hat.[66]

Gerne wüsste man genauer, welche Rolle Mykener bei den Seeschlachten vor Zypern spielten. Angesichts dessen, dass sie ihre See-Eignung inzwischen seit

Generationen unter Beweis gestellt hatten, kann man sich schwer vorstellen, dass sie daran gar nicht beteiligt waren. Betrachtet man die Labilität des Mächte- und Loyalitätsgefüges im vorderasiatischen Raum, die sich in den häufigen Seitenwechseln und Rückeroberungen spiegelt, erscheint es als am wahrscheinlichsten, dass sich auf beiden Seiten auch Mykener engagiert haben.[67]

(2)

Schwerer lässt sich beurteilen, wie die mykenischen „Reiche" in diese Entwicklungen einbezogen waren. Zwar hatten sich ihre Machtinteressen gelegentlich auch (erfolgreich) auf Westanatolien gerichtet. Dafür steht die Sicherung des Stützpunktes Millawanda / Milet. Aber es bleibt doch auffällig, dass man in Hattuša immer nur unscharfe und verstörende Kenntnisse von den Verhältnissen jenseits des Meeres gehabt zu haben scheint. Die in den Ahhijawa-Texten angesprochenen oder genannten „Könige" gewinnen nirgends Relief. Am dynastischen Frauentausch sind sie nicht erkennbar beteiligt. Im diplomatischen Verkehr haben sie sich aus der Sicht der alten Großmächte erstaunliche Grobheiten erlaubt.[68] Die ihren „Reichen" zugehörigen Personen agieren in einer bemerkenswerten Selbstständigkeit.

Man darf sich fragen, ob die „König" genannten Adressaten damit überhaupt zutreffend bezeichnet worden sind.[69] Vielleicht verwendeten die hethitischen Texte diesen Titel nur deswegen, weil er der einzig mögliche war, um die Person an der Spitze einer fremden, zeitweilig ernst zu nehmenden Macht anzusprechen: Auch der Präsident der im 18. Jahrhundert unabhängig gewordenen Vereinigten Staaten von Amerika wurde in der zeitgenössischen Korrespondenz in einer Weise tituliert, die den monarchisch-aristokratischen Gepflogenheiten der zeitgenössischen Diplomatie entsprach.[70]

Insgesamt gewinnt man also den Eindruck, dass die hethitische politische Führung ihre Kontrahenten jenseits des Meeres nur sehr partiell wahrnahm. Sie versuchte, die schwer einschätzbaren Bedrohungen möglichst zu begrenzen, und benutzte dafür im Einzelfall auch die ihr vertrauten diplomatischen Anreden und Gesten. Teil des Mächtekonzertes sind die mykenischen Reiche nie geworden.[71]

Auch die mykenischen Reiche sind am Ende des 13. Jahrhunderts schwer erschüttert worden. In der älteren Forschung hat man die Zerstörung der Paläste und Burgen in dieser Zeit direkt mit dem Ende der mykenischen Zivilisation identifiziert. Neuere Funde und Befunde haben diese Ansicht insofern modifiziert, als an verschiedenen Stellen nicht mehr daran gezweifelt werden kann, dass es auch eine nachpalatiale Phase der mykenischen Welt gibt. Diese einige Generationen dauernde Epoche, in der aus der Keramik abgeleiteten Terminologie „Späthelladisch III C", zeichnet sich mancherorts durch eine durchaus beachtliche Spätblüte aus, auch wenn der Glanz der unmittelbar vorangegangenen Zeiten nicht mehr er-

reicht wurde. Die anschaulichsten Beispiele für diese Entwicklungen haben die jüngeren Untersuchungen auf dem Burgberg in Tiryns geliefert.[72]

Dennoch kann auch weiterhin nicht daran gezweifelt werden, dass die beobachteten Zerstörungen in einem engen zeitlichen und ursächlichen Kontext mit dem Zusammenbruch der hochkomplexen, auf die monumentalen Zentren bezogenen politischen und administrativen Strukturen zu sehen sind. Mit Recht hat man etwa für Pylos festgestellt, dass „die politische, wirtschaftliche und soziale Organisation und das damit verbundene Herrschaftssystem, wie sie durch die Linear-B-Texte dokumentiert werden, […] mit dem Fall von Pylos verloren [gingen] und […] nicht mehr fortgeführt [wurden]. Nach der Zerstörung des palatialen Zentrums hatte Messenien einen dramatischen Rückgang an Siedlungen und demzufolge an Bevölkerung zu verzeichnen, von dem sich die Landschaft für die nächsten Jahrhunderte nicht mehr erholen sollte."[73]

Als Ergebnis der jüngeren Forschung darf man also konstatieren, dass man hinsichtlich der mittelbaren und der unmittelbaren Folgen der durch die Zerstörung der Paläste markierten Veränderungen differenzieren muss. Neben tiefgreifenden Umwälzungen wie in Messenien gibt es auch Indizien für gelungene zeitweilige Restabilisierung, auf die aber nach wenigen Generationen erneute Brüche folgen, während sich andernorts neue Formen von Herrschaft etablieren.[74]

Generell allerdings kann man nicht bestreiten, dass die Zeiten erheblich unsicherer geworden sind. Das spiegelt sich nicht zuletzt darin, dass viele Siedlungen aufgegeben wurden und neue, besser zu verteidigende entstanden sind. Aber auch hier gilt, dass man etwa Fluchtburgen für Bauern und Hirten von solchen Orten unterscheiden muss, an denen sich lokale Machthaber für eine – meist kurze – Zeit im Kreise von Kriegergruppen etablierten, oder solchen, die allein als befestigte Basen für Piraterie dienten.[75] Diese für Kreta entwickelte, idealtypische Differenzierung wird sich sicher nicht überall hin übertragen lassen und muss vielleicht durch weitere Formen ergänzt werden. Aber auch dieses Szenario verdeutlicht doch, dass die Umwälzungen nicht nur Verlierer hervorbrachten, sondern auch solche, die neue Chancen sahen und erfolgreich wahrnahmen, Reichtum und Herrschaft zu etablieren.

Am Golf von Euböa, das in der Bronzezeit nach dem Zeugnis der in Theben neu gefundenen Linear-B-Täfelchen zum Herrschaftsbereich des dortigen Palastes gehört hatte, entstanden unmittelbar nach dessen Zerstörung ebenfalls direkt an der Küste liegende prosperierende Siedlungen. J.P. Crielaard hat in der Besprechung der Gründe für deren Aufstieg darauf verwiesen, dass gleichzeitige Darstellungen Schiffe zeigten, die zu plötzlichen Überfällen und für Seegefechte tauglich gewesen seien.[76] Ein eindrucksvolles Beispiel findet sich auf den Fragmenten eines Kraters aus Kynos / Livanates.[77] In der Tat ist die Existenz und Subsistenz solcher Orte nur vor dem Hintergrund maritimer Tüchtigkeit vorstellbar. Die Machthaber in diesen Siedlungen greifen auf die Technologie zurück, derer sich mykenische

Kriegsunternehmer vom Schlage eines Attaršija bedient hatten. Aber die Kontinuität kann sich nicht auf die Tradition und Fortführung von Schiffsbau- und Navigationstechnik beschränkt haben. Dazu waren auch disziplinierte und trainierte Mitkämpfer nötig.[78] Die Dauerhaftigkeit der Siedlungen ist zugleich ein Beleg dafür, dass man hier nicht mit zufälligen Räuber- und Beutegemeinschaften rechnen darf, sondern dass es halbwegs stabile Formen von Herrschaft gegeben haben muss.

Crielaard gibt der Untersuchung der eben ausschnittsweise referierten Verhältnisse am Golf von Euböa den Titel „Basileis at sea". Da nach dem Ende der Paläste bis in die homerische Zeit schriftliche Zeugnisse fehlen, kann diese Bezeichnung der Herren in den neuen Siedlungen nur aus Indizien abgeleitet werden. Crielaard folgt hier einer in der Forschung weit verbreiteten Ansicht, wonach die in den Linear-B-Täfelchen genannten qa-si-re-u in den von den Palästen beherrschten „Reichen" lokale Machthaber gewesen seien.[79] Diese hätten sich nach dem Untergang des Zentrums selbstständig behaupten müssen. Dass und wie dies einigen gelungen sei, erkenne man an den Verhältnissen am Golf von Euböa.[80]

Die Identität der Wörter qa-si-re-u und *basileus* ist durch sprachwissenschaftliche Überlegungen gesichert.[81] Die Hypothese, dass die neuen Herren sich gerade so bezeichnet hätten, findet eine wesentliche Stütze in neueren Befunden und Überlegungen zur Situation auf Zypern nach den Umwälzungen in der Zeit um die Wende vom 13. zum 12. Jahrhundert. Während sich dort zuvor in der Epoche der mykenischen Paläste keine Siedlungen mit Griechisch sprechender Bevölkerung nachweisen lassen, muss es danach zu Immigrationen gekommen sein.[82] Die Herkunft zumindest eines wesentlichen Teiles der Neusiedler von der Peloponnes wurde schon immer und mit Recht daraus erschlossen, dass der später bezeugte zyprische Dialekt des Griechischen einerseits eng mit dem Arkadischen verwandt ist und andererseits zugleich dem Mykenischen besonders nahe steht. Es sieht also so aus, als hätte nach der Katastrophe des Palastes von Pylos ein Teil der Bevölkerung des zugehörigen Reiches in den Bergen Arkadiens Zuflucht gesucht, ein anderer den Weg – vielleicht über Zwischenstationen – nach Zypern genommen.

Aber erst im 12. Jahrhundert „the Hellenizing of Cyprus became a major event".[83] Die Emigranten vor allem aus der Peloponnes müssen mit dem Transfer eines wesentlichen Elementes ihrer politischen und sozialen Organisation sehr erfolgreich gewesen sein. Denn auf der Insel entwickelten sich früh Herrschaften unter *basileis*, die so prägend gewirkt haben, dass sie zentraler und prägender Bestandteil eines entstehenden einheitlichen zyprischen Königtums gewesen sind, das sich in historischer Zeit sowohl in den griechischen als auch erstaunlicherweise in den phönikisch geprägten Städten findet. Dort tragen die Könige zwar den semitischen Titel „baal", ihre Herrschaft folgt aber dem Modell der *basileis* bei den griechischen Nachbarn.

M. Iacovou, die diesen Befund überzeugend beschrieben hat,[84] verweist darauf, dass auf Zypern nach den Umwälzungen der späten Bronzezeit recht rasch eine Phase der Konsolidierung zu beobachten sei. Diese sei eng mit dem Abbau von und dem Handel mit Metallen verbunden. Offensichtlich hätten die Neuankömmlinge diese Erholung nicht nur nicht gestört, sondern sogar befördert. Damit hätten sie die Grundlage für den Aufstieg des späteren Königtums gelegt, das mit dem Titel *basileus* eng verbunden ist. Da nach den Linear-B-Täfelchen aus Pylos eine wichtige Aufgabe der mykenischen qa-si-re-u in der Organisation des Umgangs mit Metallen bestanden habe,[85] ließe sich erschließen, dass die Emigration der ehemals mykenischen Auswanderer nach Zypern von qa-si-re-u organisiert und geleitet worden sei, die Bauern ebenso wie Handwerkergruppen mit sich gebracht und erfolgreich in ihrer neuen Heimat angesiedelt hätten. Ein qa-si-re-u sei demnach als „industrial plus agricultural resource manager" zu charakterisieren.[86] Diese Analysen verändern die Perspektive für das Verständnis der Rolle der qa-si-re-we und für ihren Erfolg in der nachpalatialen Zeit. Eine neue Betrachtung der einschlägigen Linear-B-Überlieferung erlaubt weitere Einsichten.

In Pylos sind qa-si-re-we im Zusammenhang mit Bronzemengen und Schmieden genannt.[87] Ihnen selbst wird dabei nichts zugeteilt oder abgefordert. Sie sind keineswegs in jedem Eintrag verzeichnet, der die Vorgänge registriert. Daraus ergibt sich, dass die qa-si-re-we wohl nicht notwendig in diese Transaktionen eingebunden, aber doch so einbezogen waren, dass sie genannt werden mussten, wenn sie es waren. Anders formuliert: Der die Palastverwaltung interessierende Umgang mit der Bronze war also davon tangiert, ob ein qa-si-re-u beteiligt war.[88] Das war anscheinend oft hilfreich oder gar notwendig. Jeder qa-si-re-u ist nicht nur unter dieser Bezeichnung, sondern mit seinem Namen genannt, außerdem wird ein Ortsname hinzugefügt.[89]

Im Täfelchen PY Jo 438 begegnet ein ebenfalls mit seinem Namen genannter qa-si-re-u in einem Zusammenhang, in dem es um Gold geht. Außerdem werden hier Personen mit ihren Namen, oder es werden Amtsbezeichnungen angeführt, die insgesamt darauf verweisen, dass alle hier Genannten zur Elite gehören.

„Qa-si-re-u" erscheint in den genannten Täfelchen aus Pylos also jeweils als eine von der Palastverwaltung besonders vermerkte Eigenschaft von namentlich benannten Personen, die bei der Verteilung, der Eintreibung oder Bearbeitung von wichtigen, im eigenen Territorium nicht vorkommenden Metallen zu berücksichtigen sind. Die Verbindung mit einem Ort, die in den Schmiede-/Bronze-Täfelchen durchweg belegt ist, fehlt beim Gold. Anscheinend ist eine solche Lokalisierung in der Eigenart der Transaktion oder des Transaktionsgutes begründet, nicht aber ein selbstverständlicher Aspekt eines qa-si-re-u: Es ist unzulässig, auf dieser Basis eine lokale Verankerung der qa-si-re-we erschließen zu wollen.

In den Knossos-Täfelchen ist die Bezeichnung qa-si-re-u nirgends als vollständiges Wort belegt, wird aber zweimal rekonstruiert. In KN B 779 sind 10 [qa]-si-re-we neben einer unbekannten Zahl von [te]-re-ta registriert. Da die te-re-ta sonst ebenfalls der jeweiligen Elite zugerechnet werden können, würde dieser Befund das aus den Pylos-Täfelchen gewonnene Ergebnis bestätigen. In KN As 1517 aber gehört ein nur als [qa]-si-re-u bezeichneter Mann zu einer sonst mit Personennamen aufgezählten 17-köpfigen Gruppe, deren Spezifik genannt, aber bislang nicht sicher verstanden worden ist:]-no re-qo-me-no. Die Liste KN As 1517 enthält außerdem die Registratur des Personals eines Spezialisten für die Herstellung einer besonderen Art von „Thronen". Hier ist vieles so unsicher, dass es methodisch zulässig, sogar geboten erscheint, diese beiden Täfelchen bei der Bemühung um ein Gesamtverständnis auszuklammern.[90] Das gilt ebenso für die Ergänzung in der ersten Zeile von PY Aq 64, für die qa-si]-re-re-wi-jo-te / *basileúontes* vorgeschlagen wird; von den dann im Folgenden genannten Würdenträgern würde in diesem Fall ausgesagt, dass sie als oder wie qa-si-re-we agierten oder zu behandeln seien.[91]

Häufiger als qa-si-re-u ist das davon abgeleitete Wort qa-si-re-wi-ja belegt. Mit diesem substantivierten Adjektiv werden Personengruppen bezeichnet. In PY Fn 50 und PY Fn 867 werden einige aufgezählt, die durch vorausgehende Personennamen im Genitiv jeweils bestimmten Männern zugeordnet sind. In diesen Listen geht es um die Verteilung von Getreide. Außer den qa-si-re-wi-ja wird Kultpersonal genannt.

In den pylischen Pa-Täfelchen geht es um die Verteilung oder Eintreibung eines nicht sicher identifizierten Produktes. In PY Pa 398a und in PY Pa 889+1002 sind davon je eine qa-si-re-wi-ja betroffen, die wie in den eben genannten Fn-Täfelchen über einen vorausgehenden Personennamen im Genitiv genauer bestimmt werden. In PY Pa 398a wird dem Eintrag das Adjektiv pe-ra-ko-ra-ti-ja vorausgeschickt, das wohl auf die „jenseitige Provinz" des Territoriums von Pylos verweist, also wie die Ortsnamen in den anderen pylischen qa-si-re-u-Täfelchen einen geographischen Bezug herstellt. Interessanter ist die durch das nachgestellte Adjektiv e-re-te-ri-ja vorgenommene Spezifikation der qa-si-re-wi-ja in PY Pa 889+1002. In Analogie zu pe-ra-ko-ra-ti-ja wird dieses Wort meist als Toponym interpretiert.[92] Gegen diese Deutung spricht, dass pe-ra-ko-ra-ti-ja voran-, e-re-te-ri-ja aber nachgestellt ist. Ansprechend hingegen ist die Verbindung des Adjektivs mit **eretēr* = „Ruderer".[93] Demnach wäre diese qa-si-re-wi-ja als „Rudermannschaft" zu verstehen. Wie der Bezug auf die Metalle in den Jn- und Jo-Täfelchen ergibt sich so auch hier eine Relation, die über die Grenzen des Gebietes von Pylos hinaus verweist.

Im Täfelchen KN As 1516 ist zunächst eine nach Knossos gehörige Gruppe von 31 Personen genannt, die, wie sich aus ihrem Namen ra-wa-ke-ja (wohl ra-wa-ke-si-ja) ergibt, zum ra-wa-ke-ta, einem hohen Würdenträger, gehört. Darauf folgen

zwei qa-si-re-wi-ja, die durch vorausgeschickte Orts- und Personennamen genauer bezeichnet sind. Die Fundumstände, der Kontext, prosopographische Überlegungen und die Zuordnung zum Schreiber 101 erlauben den Schluss, dass die genannten Gruppen aus höhergestellten Personen bestehen, die in den Palast überstellt werden. J. Driessen hat an militärische Gardekorps gedacht.[94] Allgemeiner gefasst darf man festhalten, dass die genannten Personen am repräsentativen Leben des Palastes teilhatten. Während man beim ra-wa-ke-ta immerhin vermuten kann, dass die Einbindung einer von ihm verantworteten Gruppe mit seiner wichtigen Führungsposition in der Bürokratie zusammenhängt,[95] kongruieren neuere Überlegungen zu den qa-si-re-we aber in dem Punkt, dass diese kein Teil des palatialen Systems sind.[96] Dann aber liegt es nahe, dass die ihnen zugeordneten qa-si-re-wi-ja nicht dazu verpflichtet waren, am Palast Dienste zu leisten, sondern dass die jeweiligen qa-si-re-we für sich und ihre Gruppen den Anspruch erhoben und durchsetzen konnten, in die Pracht des Lebens dort einbezogen zu werden.

Im Täfelchen KN K 875 geht es um die Zusammenstellung von henkellosen Gefäßen (di-pa a-no-wo-to). In allen sechs Zeilen wird eine bestimmte (verlorene) Zahl dieser Gegenstände registriert.[97] Der jeweilige Eintrag beginnt mit einem Personennamen im Nominativ; darauf folgt das Wort qa-si-re-wi-ja. In Analogie zu den vorigen Belegen sind hier wohl wiederum qa-si-re-wi-ja als Personengruppen aufgelistet, die einem namentlich aufgeführten Mann zugeordnet und nach ihm benannt sind.

Auf dem Täfelchen TH Ug 42, das zu einer Gruppe von Aufzeichnungen gehört, in denen es um Lebensmittel, wahrscheinlich um ein Gewürz, geht, wird wohl eine Person A[... genannt, die zur qa-si-re-wi-ja eines E-pe-i-ja gehört. Auch hier erscheint eine qa-si-re-wi-ja also in einem Kontext, der, wenn wirklich ein Gewürz gemeint ist, wohl auf Fernbeziehungen hinweist. Bemerkenswert ist überdies, dass in derselben Gruppe das Täfelchen TH Ug 41 mit Po-te-ja-[einen weiteren von E-pe-i-ja abhängigen Mann nennt, aber gerade nicht zu einer qa-si-re-wi-ja in Beziehung setzt. P. Carlier hat daraus den plausiblen Schluss gezogen, dass nicht jeder von einem qa-si-re-u Abhängige schon zu seiner qa-si-re-wi-ja gehört.[98] Diese Überlegung kann man noch einen Schritt weiterführen, wenn man berücksichtigt, dass in TH Ug 41 E-pe-i-ja, der nach TH Ug 42 sicher ein qa-si-re-u ist, nicht als ein solcher genannt wird. Diese Bezeichnung – und die davon abgeleitete einer qa-si-re-wi-ja – waren aber für die Palastverwaltung grundsätzlich wichtig. Da sie zugleich aber nicht konsequent immer genannt wird, handelt es sich eher um ein Privileg als um eine Qualifikation, die besondere Zugriffsrechte gewährte. Ein qa-si-re-u wäre demnach jemand, der zumindest in bestimmten Kontexten einen für ihn vorteilhaften Sonderstatus beanspruchen konnte, den die Palastverwaltung durch diese Bezeichnung registrierte und respektierte. Dasselbe gilt für offensichtlich genau definierte Gruppen von ihm abhängiger Personen, die qa-si-re-wi-ja.

Zusammenfassend entsteht folgendes Bild: Sowohl die Prosopographie, die es gelegentlich erlaubt, dieselben Personen in anderen Zusammenhängen zu identifizieren,[99] als auch die Kontexte, wonach die qa-si-re-u mit hohen Würdenträgern und Funktionären erscheinen, begründen den Schluss, dass es sich bei den qa-si-re-we um Mitglieder der Elite der jeweiligen Gesellschaften handelt. Anders als die Titel für politische oder sakrale Funktionen, die auch für sich stehen können, geht es immer um eine mit ihrem Namen genannte Person, die als qa-si-re-u hervorgehoben wird, oder um eine Gruppe, die als qa-si-re-wi-ja – also als eine einem qa-si-re-u zugeordnete und dadurch zugleich in irgendeiner Weise privilegierte Assoziation – erscheint. Die Palastverwaltung erkennt mit der Benennung qa-si-re-u einen besonderen Status an. Dieser wird nicht in allen Fragen virulent und ist deswegen nur dort verzeichnet, wo er zu Konsequenzen führt, die im Einzelnen meist nicht mehr klar zu bestimmen sind. Qa-si-re-we sind in verschiedenen Kontexten belegt: Nicht eine Funktion, sondern eine respektierte Ehrenstellung macht ihr Profil aus. Die qa-si-re-we erweisen sich als Personen, die in dieser Rolle dem Palast nicht untergeordnet sind,[100] sondern als besonderes Gegenüber akzeptiert werden. Zwar wird die Nennung von qa-si-re-we auch mit geographischen Angaben („aus der jenseitigen Provinz", Ortsnamen) verbunden. Eine lokale oder regionale Verankerung ergibt sich daraus aber nicht: An einem Ort konnte es einen qa-si-re-u oder mehrere geben.[101] Die bekannten qa-si-re-we sind umgekehrt nicht eindeutig einem Ort zuzuordnen, der sonst ja gar nicht mehr hätte genannt werden müssen.

Es ist wohl kein Zufall, dass qa-si-re-we insbesondere dort erscheinen, wo Relationen der Paläste weit über ihre Territorien hinaus impliziert sind, sei es der Bezug von und der Umgang mit wertvollen Metallen oder Gewürzen, seien es Seeverbindungen. Nimmt man hinzu, dass der Fernhandel in der Linear-B-Dokumentation der Paläste nur marginal Erwähnung findet, und berücksichtigt man zugleich, dass die Partizipation daran erst die Chancen schuf, sich besondere – distinguierende – Güter zu besorgen,[102] ergibt sich, dass als qa-si-re-we bezeichnete Einzelne sich in dieser Eigenschaft dem vom Palast bestimmten sozialen, politischen und bürokratischen Zusammenhang entziehen, dem Palast also gegenübertreten konnten: Sie trugen zu seinem Funktionieren bei, waren dadurch Teil der durch ihn geschaffenen und von ihm kontrollierten administrativen Struktur, bewahrten sich aber eine anerkannte Selbstständigkeit – obwohl Teil der den Palast tragenden Elite, standen sie eben auch außerhalb und gegenüber. Dazu passt, wie kürzlich C. Gillis das System der ta-ra-si-ja gedeutet hat: Kontrolliert unter anderem von den qa-si-re-we, belieferten nach dem Zeugnis der Jn-Täfelchen aus Pylos Schmiede fertige Produkte an die Paläste, wohingegen „the control of the metals trade, the production of metal objects, and part of the distribution seems to be indirect at best", da dies alles dezentral unter anderem durch die qa-si-re-we besorgt wurde.[103]

Die Sonderstellung und Privilegierung ging so weit, dass zumindest einzelne qa-si-re-we für von ihnen gebildete Gruppen (qa-si-re-wi-ja) ebenfalls Ansprüche formulieren und durchsetzen konnten. Allerdings galt das nicht für jeden ihrer Gefolgsleute oder Abhängigen, sondern nur für die, die als zu einer qa-si-re-wi-ja gehörend anerkannt waren.

Als Indiz dafür, dass die Stellung eines qa-si-re-u als erblich verstanden werden könnte, verweist P. Carlier auf PY Jn 431.6, wo nach der Nennung des qa-si-re-u namens a-pi-qo-ta sein Sohn aufgeführt wird: „ce qui suggère qu'il est associé à ses responsabilités."[104] Das ist aber keineswegs eine notwendige Folgerung.[105] Nimmt man hinzu, dass qa-si-re-u immer als Qualität einer Person erscheint und nie für sich steht, und dass auch die qa-si-re-wi-ja immer an eine konkrete Person gebunden sind, liegt es viel näher zu folgern, dass die Anerkennung als qa-si-re-u jeweils persönlich erworben worden ist. Diese Hypothese lässt sich mit Blick auf die in den homerischen Epen geschilderten Verhältnissen bestätigen. Dort fällt auf, dass keiner der *basilēes* direkt mit einem Haus verbunden ist, die Rolle des *basileús* also eher als eine öffentliche oder gesellschaftlich-politische erscheint.[106] Zugleich ist hier der Übergang der Rolle vom Vater auf den Sohn vielfach bezeugt. Berücksichtigt man überdies, dass sich Prestige und Vorrang in den „dark ages" über die Bedeutung des Hauses manifestiert haben, so dass damals eine mutmaßliche während der mykenischen Zeit etwa bestehende Verbindung von qa-si-re-u und Haus kaum verloren gegangen sein wird, muss die vom Haus getrennte Rolle des *basileús* bei Homer mykenisches Erbe sein. Ebensolches Erbe ist es wohl, wenn die besondere Eigenschaft, *basileús* zu sein, im Vergleich zu anderen *basilēes* relationiert werden kann; sprachlich drückt sich das darin aus, dass man den Komparativ *basileúteros* und den Superlativ *basileútatos* bilden kann.[107] Auch das verweist eher auf eine mehr oder minder vorhandene Eigenschaft als auf einen im Wesentlichen ererbten Rang.

Qa-si-re-u ist demnach ein Status, der zumindest grundsätzlich persönlich erworben werden muss. Es sieht so aus, als ergäben sich Chancen dafür insbesondere durch Leistungen für den Palast und die von ihm gestaltete Struktur, Leistungen, die außerhalb seiner Reichweite zu erbringen, gleichwohl aber für seine Existenz wesentlich waren. Gewiss gehörte der erfolgreiche Fernhandel dazu. Mit der Bezeichnung qa-si-re-u erkennt der Palast eine herausgehobene Position an. Diese ist mit Privilegien verbunden und löst die, die sie genießen, aus den Verbindlichkeiten ihres gesellschaftlichen Umfeldes. Da die qa-si-re-u schon den Eliten entstammen, erweist sich ihre Rolle als die besonders herausgehobener Erster der Ersten. Entsprechend stolz sind die qa-si-re-we auf das Erreichte. Schon in der Palastzeit, erst recht nach ihrem Ende, ist es ein wesentlicher Teil ihres Selbstverständnisses, so bezeichnet zu werden.

Qa-si-re-u wird man – zumindest grundsätzlich – im Wettbewerb mit anderen. Der Titel und der damit erreichte Status bezeugen die Anerkennung für außergewöhnliche und zugleich für solche Leistungen, die für das Selbstverständnis und

für die Repräsentation der Eliten von großer Bedeutung waren. Damit ist zugleich die Ermunterung anderer verbunden, ebensolche Leistungen zu erbringen. Die Elite sorgt auf diese Weise dafür, dass es immer hinreichend Anlass gibt, sich in der Beschaffung von für alle wichtigen Gütern zu engagieren. Zugleich aber nimmt sie das Risiko in Kauf, dass ihre besonders erfolgreichen Mitglieder sich dauerhaft von den anderen unterscheiden, sich über sie hinausheben können. Die soziale Kohärenz beruht darauf, dass es gelingt, Mechanismen zu entwickeln, die zwischen der notwendigen Funktion des Wettbewerbs und möglichen dysfunktionalen Konsequenzen einen Ausgleich schaffen. Die Kontinuität des Sozialsystems belegt dann, dass dies gelungen ist. Kontinuitätsbrüche umgekehrt können Folgen davon sein, dass diese notwendige Balance dauerhaft gestört wurde. Das ist dann der Fall, wenn es Einzelnen über die Maßen gelingt, wirtschaftliche oder soziale Güter zu akkumulieren, so dass nicht nur wenige, sondern die meisten anderen nicht mehr mithalten können. Solche Lagen gefährden die minimal erforderliche Gruppensolidarität, führen zu Spaltungen und Konflikten, die nur schwer geheilt werden können.

Sucht man die qa-si-re-we nicht zuletzt unter den Kriegs- und Handelsunternehmern, die in den Quellen der Hethiter und Ägypter erscheinen, hat man Anlass zu der Vermutung, dass sie durch ihre wachsenden Erfolge über ihre Peers hinauswuchsen, im Selbstverständnis und Selbstbewusstsein, nicht zuletzt aber durch Reichtümer und Verbindungen, die es ihnen erlaubten, die mit der Gruppensolidarität verbundenen Zumutungen zu ignorieren. Damit stießen sie auf den Widerstand nicht nur derer, die sie zu deklassieren drohten, sondern auch bei solchen, die glaubten, es ihnen gleichtun zu können. Daraus erwuchsen schwere Konflikte, die schließlich zur Zerstörung der sozialen und politischen Einheit führten. Die Sieger in den inneren Konflikten wiesen die Schuld daran weit von sich und trugen stolz den Titel weiter, der die Grundlage ihres Vorranges gewesen war: qa-si-re-u.



(3)

Es sollte skizziert werden, dass der Untergang der mykenischen Herrschaften, der bisher als Niederlage gegenüber feindlichen Bedrohungen, als Folge von Naturkatastrophen oder auch der Überbürokratisierung des Lebens sowie als Ergebnis revolutionärer Umstürze gedeutet worden ist, besser mit dem großen Erfolg eines notwendigen Teiles der für den Betrieb der Paläste verantwortlichen Elite zu erklären ist. Die wachsende Dynamik von Seehandel und Seekrieg lässt vermuten, dass diejenigen, die diese Dynamik bewirkten und von ihr besonders profitierten, insoweit Opfer ihres Erfolges wurden, als sie sich über ihre soziale Basis zu erheben vermochten und damit schwerste Konflikte provozierten. Unter denjenigen sozialen und politischen Gruppen, die aus der Linear-B-Überlieferung bekannt sind, können die qa-si-re-we als die Akteure identifiziert werden, die zwar auf das

palatiale System bezogen, ihm aber nicht eingegliedert sind, sondern vielmehr privilegiert gegenübertreten. Ihre Verbindung mit Metallen, aber auch mit Gewürzen macht es wahrscheinlich, dass sie es waren, die nicht nur über Fernbeziehungen verfügten, sondern die auch gerade darauf ihre Sonderstellung begründen konnten. Nach dem Untergang der Paläste blieben sie sowohl die selbstbewussten Kristallisationskerne neuer, zunächst meist prekärer Herrschaftsbildung als auch Vermittler technischen und sozialen Wissens, das allerdings in der Konzentration auf die Selbstbehauptung erheblich an Komplexität einbüßte.

Es wäre nun eine weitere Aufgabe, die Position der qa-si-re-we im Vergleich mit anderen bekannten Rollen im palatialen System zu entwickeln. Gefragt werden müsste auch, ob und wie man die qa-si-re-we mit den in jüngster Zeit erst langsam erfassten regionalen oder lokalen Subzentren verbinden kann, die zum Teil weitab von den Palästen liegen. Einige von ihnen scheinen von den Palästen selbst gefördert worden zu sein, während andere, insbesondere in der Nähe der Paläste, verschwinden.[108] Möglicherweise spiegeln sich in solchen Prozessen zeitweilige gelungene Ausgleiche innerhalb einer politisch-sozialen Ordnung, in der die Paläste eine wichtige, aber keineswegs die allein entscheidende Rolle gespielt haben. Schließlich wäre zu überprüfen, welche Konsequenzen für die Vorstellung vom Entstehen der Paläste und des sie tragenden Systems zu ziehen wären. Zunächst aber muss sich der hier vorgetragene Vorschlag in der Diskussion bewähren.

[1] Im Jahre 2006 sind unter dem Titel „Brückenschläge" ausgewählte Beiträge Hans Klofts, des Begründers der Alten Geschichte an der Universität Bremen, erschienen. Sie dokumentieren das erfolgreiche Bemühen, zwischen Antike und Gegenwart sowie zwischen Fachwissenschaft und Öffentlichkeit feste Verbindungen zu knüpfen. Dem Nachfolger sei in Dankbarkeit die Ergänzung gestattet, dass Hans Kloft auch sonst vielerlei Brücken geschlagen hat, deren Tragfähigkeit sich immer wieder bewährt und die die Alte Geschichte in Bremen zu einem Ort machen, der fest in das Wegenetz nicht nur des wissenschaftlichen Austausches eingebunden ist.

[2] Der Göttinger Althistorie danke ich für ihre Großzügigkeit, diesen Beitrag zu veröffentlichen. Er gibt Gedanken und Überlegungen wieder, die ich an verschiedenen Universitäten vortragen konnte. Mir ist das Vorläufige und Experimentelle sehr bewusst. Gerade weil manches kontrovers zu Positionen steht, die G.A. Lehmann mit Scharfsinn und Energie verficht, zeugt die Aufnahme von einem freundschaftlichen Geist im gemeinsamen harten Ringen um das bessere Verständnis.

[3] Dazu mit Nachdruck F. Hampl, Die „Ilias" ist kein Geschichtsbuch, in: ders., Geschichte als kritische Wissenschaft II, Darmstadt 1975, 51–99.

[4] Anders J. Latacz, Troia und Homer. Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels, München 5. Aufl. 2005, vgl. aber die Stellungnahmen bei Ch. Ulf (Hrsg.), Der neue Streit um Troia. Eine Bilanz, München 2003; M. Zimmermann (Hrsg.), Der Traum von Troia. Geschichte und Mythos einer ewigen Stadt, München 2006. Die interessanteste Seite an den Auseinandersetzungen darüber, ob sich in den Epen sicher herauszuschälende bronzezeitliche historische Kerne nachweisen ließen, ist das mediale Getöse, von dem diese Versuche begleitet waren. Dazu vgl. die erhellenden Bemerkungen von G. Weber, Neue Kämpfe um Troia – Der Streit in den Medien, in: Zimmermann, Traum, 165–178. Aktuell orchestrieren dieselben „klugen Köpfe" die Phantastereien von R. Schrott, Homers Heimat. Der Kampf um Troia und seine realen Hintergründe, München 2008.

[5] Dazu vgl. unten S. 122f.

[6] Vgl. zu diesen Fragen die Beiträge in: S. Gitin / A. Mazar / E. Stern (Hrsg.), Mediterranean peoples in transition, thirteenth to early tenth centuries BCE – In honor of professor Trude Dothan, Jerusalem 1998; E. Oren (Hrsg.), The Sea Peoples and their world. A reassessment, Philadelphia 2000.

[7] M. Ventris / J. Chadwick, Evidence for Greek dialect in the Mycenaean archives, in: Journal for Hellenic Studies 73, 1953, 84–103. Zur Geschichte der Entzifferung vgl. J. Chadwick, The decipherment of Linear B, Cambridge ²1967. Als deutschsprachige Einführung jetzt: A. Bartoněk, Handbuch des mykenischen Griechisch, Heidelberg 2003.

[8] Entsprechend kontrovers sind die Deutungen. Vgl. einerseits etwa S. Deger-Jalkotzy, On the negative aspects of the Mycenaean palace-system, in: E. de Miro / L. Godart / A. Sacconi (Hrsg.), Atti e memorie del secondo congresso internazionale di Micenologia, Roma – Napoli, 1991, Bd. 2 (Incunabula Graeca XCVIII, 2), Rom 1996, 715–728; dagegen jüngst: Th.G. Palaima, Mycenaean society and kingship: Cui bono? A counter-speculative view, in: S.P. Morris / R. Laffineur (Hrsg.), Epos. Reconsidering Greek epic and Greek Aegean Bronze Age archaeology, Lüttich 2007, 129–140.

[9] Immerhin gibt es wichtige weiterführende Ergebnisse wie (1) F. Gschnitzer, Griechische Sozialgeschichte, Wiesbaden 1981, 18–26, der die Dynamik der Veränderung in der Agrarverfassung analysiert und wesentliche Überlegungen zur Erfassung der geschichtlichen Stellung der mykenischen Welt vorgetragen hat, oder (2) J. Bennet, Space through time.

Diachronic perspectives on the spatial organization of the Pylian state, in: R. Laffineur / W.-D. Niemeier (Hrsg.), Politeia. Society and State in the Aegean Bronze Age. Proceedings of the 5th International Aegean Conference, 10–13 April 1994 (Aegaeum 12), Lüttich 1995, 587–601, der eine plausible Vorstellung von der Entstehung des vom Palast von Pylos beherrschten Territoriums entwickelt hat; vgl. auch zusammenfassend ders., The Linear B archives and the kingdom of Nestor, in: J. Davis (Hrsg.), Sandy Pylos. An archaeological history from Nestor to Navarino, Austin 1998, 111–133. Über die aktuellen Diskussionen orientiert perspektivenreich S. Deger-Jalkotzy / I.S. Lemos (Hrsg.), Ancient Greece. From the Mycenaean palaces to the age of Homer, Edinburgh 2006.

[10] R. Drews, The end of the Bronze Age, Princeton 1993. Die Veränderungen in der Kriegsführung sieht er vor allem darin, dass die Streitwagen durch material- und waffentechnische Neuerungen nicht mehr die ihnen bislang zugekommene zentrale Rolle im Krieg spielen konnten.

[11] Vgl. M. Liverani, International relations in the ancient Near East, 1600–1100 BC, Basingstoke 2001.

[12] W.-D. Niemeier, S. Deger-Jalkotzy, Ägäische Koine, in: Der Neue Pauly 1, 1996, 143–156.

[13] O.T.P.K. Dickinson, The Aegean from the Bronze Age to the Iron Age, Cambridge 2006, 44, weist darauf hin, dass die Zerstörungen im Ägäis-Raum keineswegs annähernd gleichzeitig datiert werden müssen, sondern dass Abweichungen von bis zu mehr als einem Vierteljahrhundert, mithin also mehr als einer Generation, möglich sind. Während also an einer Stelle alles in Schutt und Asche sank, könnte anderswo noch eine prächtige Spätblüte erreicht worden sein.

[14] Dickinson, Aegean, 46–56.

[15] Vgl. dazu auch die kurzen Forschungsüberblicke bei C.G. Thomas / C. Conant, Citadel to city-state. The transformation of Greece, 1200–700 B.C.E., Bloomington 1999, 20–26; M.L. Galaty / W.A. Parkinson, Rethinking Mycenaean palaces. Revised and expanded second edition, Los Angeles 2007, 14–15.

[16] Damit wird implizit auch gegen die Auffassung Stellung genommen, soziale Unruhen hätten das Ende der Paläste herbeigeführt. Diese Position, die in der jüngeren Forschung kaum mehr verfochten wird, kann hier nicht ausführlich besprochen werden.

[17] So die These bei Deger-Jalkotzy, Negative aspects (wie Anm. 8).

[18] Zu den Ahhiyawa-Texten zuletzt T. Bryce, The Trojans and their neighbours, London 2006, 100–106; S. Heinhold-Krahmer, Zu diplomatischen Kontakten zwischen dem Hethiterreich und dem Land Ahhiyawa, in: E. Alram / G. Nightingale (Hrsg.), Keimelion: Elitenbildung und elitärer Konsum von der mykenischen Palastzeit bis zur homerischen Epoche, Wien 2007, 191–207. Unberücksichtigt bleiben in unserem Zusammenhang alle Fragen nach der genauen Lokalisierung oder danach, ob es ein oder ob es mehrere mykenische Herrschaftsgebiete gegeben habe.

[19] KUB (Keilschrifturkunden aus Boghazköi) 14.1 + KBo (Keilschrifttexte aus Boghazköi) 19.38 = CTH (Catalogue des textes hittites) 147; eine englische Übersetzung bei G. Beckman, Hittite diplomatic texts, Atlanta [2]1999,153–160: Nr. 27. Zur Sache und Datierung vgl. T. Bryce, The kingdom of the Hittites, Oxford [2]2005, 129–138, 382.

[20] Zur Person zuletzt M.R. Cataudella, Un „acheo“ del XV secolo e la monarchia micenea, in: ders. / A. Greco / G. Mariotta (Hrsg.), Gli storici e la lineare B cinquant’anni dopo. Atti del Convegno internazionale, Firenze 24–25 novembre 2003, Padua 2006, 43–64.

[21] KUB 14.1 § 1–3, Vorderseite (VS) Z. 1–5.
[22] KUB 14.1 § 7, VS Z. 37–41.
[23] KUB 14.1 § 12, VS Z. 60–65.
[24] KUB 14.1 § 30, Rückseite 84–90.
[25] Anders, aber ohne hinreichende Begründung sowie konzeptionell und begrifflich anachronistisch Cataudella, Acheo (wie Anm. 20), 54: „rappresentante e custode della monarchia achea sulla costa anatolica." Beckman, Diplomatic texts (wie Anm. 19), 154 übersetzt missverständlich „ruler".
[26] Mit Recht betont P. A. Mountjoy, The East Aegean-West Anatolian interface in the Late Bronze Age: Mycenaeans and the kingdom of Ahhiyawa, in: Anatolian Studies 48, 1998, 33–67, bes. 47 mit Blick auf das von Attaršija mobilisierte Aufgebot, dass es unwahrscheinlich sei, dass „chariots and horses were brought from Mainland Greece to Anatolia." Daraus lassen sich aber keine Folgerungen für die Lage von Ahhijawa ziehen. Mountjoy schließt ja selbst nicht aus, dass es sich bei Attaršija um einen „freebooter" gehandelt haben könnte (ebd. 50). Gegen ihre These vom „interface" vgl. jetzt. W.-D. Niemeier, The Minoans and Mycenaeans in western Asia minor. Settlement, emporia or acculturation?, in: R. Laffineur / E. Greco (Hrsg.), Emporia. Aegeans in the central and Eastern Mediterranean, Lüttich 2005, 199–204.
[27] Vgl. W.-D. Niemeier, Mycenaeans and Hittites in war in Western Asia Minor, in: R. Laffineur (Hrsg.), Polemos. Le contexte guerrier en Égée à l'âge du Bronze. Actes de la 7e Rencontre égéenne internationale, Université de Liège, 14–17 avril 1998, Austin 1999, 141–155, bes. 149, der in Auseinandersetzung mit der These, dass es sich bei Attaršija um einen „displaced aristocrat" handle, der im Zuge von Zentralisierungstendenzen, die hin zur Palastherrschaft führten, vertrieben worden sei, mit Recht annimmt, dass dieser im Interesse der mykenischen „Königreiche" agiert habe. Gegen die Vorstellung aber, bei Attaršija handle es sich geradezu um einen mykenischen Feldherrn, sollte man – nicht zuletzt mit Blick auf die jüngeren Verhältnisse (s. u.) – eher mit der Möglichkeit rechnen, dass er weitgehend selbstständig unterwegs war.
[28] H. A. Hoffner, The Milawata Letter, augmented and reinterpreted, in: Vorträge gehalten auf der 28. Rencontre Assyriologique Internationale in Wien 1981 (= Archiv für Orientforschung, Beiheft 19), Wien 1982, 130–137.
[29] Niemeier, Mycenaeans and Hittites (wie Anm. 27), 144.
[30] Zu Pijamaradu grundlegend S. Heinhold-Krahmer, Untersuchungen zu Piyamaradu I, in: Orientalia 52, 1983, 81–97; dies., Untersuchungen zu Piyamaradu II, in: Orientalia 55, 1986, 47–62; F. Starke, Troja im Kontext des historisch-politischen und sprachlichen Umfeldes Kleinasiens im 2. Jt., in: Studia Troica 7, 1997, 447–487, bes. 453–455; V. Parker, Bemerkungen zum Text des Tawagalawas-Briefes. Ahhiyawa-Frage und Textkritik, in: Orientalia 68, 1999, 61–83.
[31] In KUB 19.5 = CTH 191 schildert Manapa-Tarhunda, der König des Landes am Seha, in einem Brief an den Hethiterkönig, dass Pijamaradu Lazpa angegriffen habe. Damit ist wohl Lesbos gemeint. Vgl. K. Tausend, S. Tausend, Lesbos – Zwischen Griechenland und Kleinasien, in: R. Rollinger / B. Truschnegg (Hrsg.), Altertum und Mittelmeerraum. Die antike Welt diesseits und jenseits der Levante. Festschrift für Peter W. Haider zum 60. Geburtstag, Wiesbaden 2006, 89–110.
[32] Meist gilt er als abtrünniger hethitischer Vasall; Starke, Troja (wie Anm. 30), 453, hält ihn für den Enkel eines ins Exil von Ahhijawa vertriebenen Königs von Arzawa. Vgl. auch

J.D. Hawkins, Tarkasnawa, King of Mira, „Tarkondemos", Bogasköy sealings and Karabel, in: Anatolian Studies 48, 1998, 1–31.

[33] Möglicherweise haben auch die Ägypter ihre Erfahrungen mit kriegserprobten Mykenern gemacht. Vgl. dazu die Erwägungen von L. Schoefield / R.A. Parkinson, On helmets and heretics: A possible Egyptian representation of Mycenaean warriors on a papyrus from Al-Amarna, in: Annual of the British School at Athens 89, 1994, 157–170.

[34] Bryce, Trojans (wie Anm. 18), 104f., erwägt, dass Pijamaradu „one of the king's [sc. der Mykener] chief agents" gewesen sei und kommt allgemein zu dem Ergebnis, dass „kings of the land called Ahhiyawa constantly sought to roll back Hittite authority in western Anatolia by supporting local anti-Hittite insurgents and uprisings in preparation for the expansion of their own authority in the region" (105).

[35] H.G. Güterbock, Wer war Tawagalawa?, in: Orientalia 59, 1990, 157–165. Nach dessen Lesart wurde Tawagalawa einmal sogar selbst eigenartigerweise als „Großkönig" tituliert. Zu den seither erwogenen Erklärungen dieses Befundes vgl. zuletzt G. Mariotta, Struttura politica e fisco nello „stato" miceneo. Aspetti e problemi della storia greca delle origini, Padua 2003, 186–187. Mariotta selbst stellt die Bezeichnung in den Kontext seiner Rekonstruktion, wonach es bei den Mykenern Ober- und Unterkönige gegeben habe. Parker, Bemerkungen (wie Anm. 30), 68–78, kann indessen mit textkritischen Argumenten überzeugend darlegen, dass der Titel „Großkönig" nicht auf Tawagalawa bezogen werden darf. Seine eigene Rekonstruktion leidet im Weiteren allerdings daran, dass er annehmen muss, dass die hethitischen Quellen die staatsrechtlichen Verhältnisse von Ahhijawa gut kennten und präzise wiedergäben. Angesichts der Ungereimtheiten, die auch Parker nicht ausräumen kann, erscheint diese Voraussetzung zu optimistisch.

[36] Milet hat zu diesem Zeitpunkt dann wohl schon nicht mehr zum Herrschaftsbereich von Ahhijawa gehört. Vgl. Niemeier, Mycenaeans and Hittites (wie Anm. 27), 153 mit literarischen und archäologischen Belegen für das Ende mykenischer Herrschaft in Milet in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Außerdem gleich unten im Text.

[37] Th.G. Palaima, Maritime matters in the Linear B tablets, in: R. Laffineur / L. Basch (Hrsg.), Thalassa. L'Égée préhistoique et la mer, Lüttich 1991, 273–310, bes. 279f.

[38] J. Chadwick, The women of Pylos, in: J.-P. Olivier / Th.G. Palaima (Hrsg.), Texts, tablets and scribes. Studies in Mycenaean epigraphy and economy offered to Emmett L. Bennett, Jr., Salamanca 1988, 43–95, bes. 78–84.

[39] PY Aa 807; die Linear-B-Täfelchen werden zitiert, indem man zunächst in Majuskeln den Fundort (z.B. PY = Pylos) angibt und dann die Zugehörigkeit zu einer der von E.L. Bennett, The Pylos tablets. A preliminary transcription, Princeton 1951, definierten Serien (Grundserie und Subserien werden mit Buchstaben abgekürzt) notiert; die Ziffern entsprechen den Inventarnummern. Vgl. dazu Bartoněk, Handbuch (wie Anm. 7), 85–95.

[40] V. Parker, Die Aktivitäten der Mykenäer in der Ostägäis im Lichte der Linear B Tafeln, in: S. Deger-Jalkotzy / St. Hiller / O. Panagl (unter Mitarbeit von G. Nightingale / Th. Lindner) (Hrsg.), Floreant Studia Mycenaea. Akten des 10. Internationalen Mykenologischen Colloquiums in Salzburg vom 1.–5. Mai 1995, Wien 1999, 495–502, bes. 499 mit den Belegen. Parker denkt allerdings daran, dass alle in Pylos verzeichneten Frauengruppen auf einem einzigen Beutezug geraubt worden seien. Viel eher wird man hier mit dem Ergebnis verschiedener Unternehmungen rechnen.

[41] R. Jung, Aspekte des mykenischen Handels und Produktenaustauschs, in: B. Horejs / ders. / E. Kaiser / B. Teržan (Hrsg.), Interpretationsraum Bronzezeit. Bernhard Hänsel

von seinen Schülern gewidmet, Bonn 2005, 45–70, bes. 62 leitet aus der „zentralisierten Struktur der mykenischen Ökonomie", dem hohen Risiko und den hohen Kosten, die mit Seeunternehmungen verbunden waren, die Folgerung ab, dass diese Form des Handels direkt oder indirekt von den Palästen gesteuert wurde. Allerdings ist es erstens keineswegs sicher, in welchem Ausmaß die Paläste den Güteraustausch kontrollierten. Zweitens gibt es keinen Grund, Einzelnen oder einzelnen Gruppen Initiative und Investitionsbereitschaft abzusprechen.

[42] Das erschließt man heute aus dem sogenannten Milawata-Brief (KUB 19.55 + 48.90; CTH 182; Beckman, Diplomatic texts (wie Anm. 19), Nr. 23A); vgl. Bryce, Kingdom (wie Anm. 19), 306–310.

[43] Die Ansicht von F. Miltner, Der Okeanos in der persischen Weltreichsidee, Saeculum 3, 1952, 523–555, wonach die Perser unter Dareios als erstes der altorientalischen Reiche das Meer in ihre Raumerfassung einbezogen, ist also zu korrigieren. Vgl. gegen solche Vorstellungen auch die Deutung der Beziehungen zwischen Assyrern und Phoinikern bei S. Frankenstein, The Phoenicians in the Far West: A function of neo-Assyrian imperialism, in: M.T. Larsen (Hrsg.), Power and propaganda. A symposium on ancient empires, Kopenhagen 1979, 263–294, und allgemein nun M. Sommer, Die Phönizier: Handelsherren zwischen Orient und Okzident, Stuttgart 2005.

[44] KUB 23.1 IV 23. Textausgabe bei: C. Kühne / H. Otten, Der Šaušgamuwa-Vertrag, Wiesbaden 1971, 6–21; vgl. Beckman, Diplomatic texts (wie Anm. 19), Nr. 17 § 13. Die Übersetzung im Text folgt G. Steiner, „Schiffe von Ahhijawa" oder „Kriegsschiffe" von Amurru im Sauskamuwa-Vertrag, in: Ugarit Forschungen 21, 1989, 393–411. Steiner weist nach, dass der Hethiterkönig den König von Amurru nicht – wie man bislang glaubte – zu einer Handelsblockade gegen „Schiffe von Ahhiyawa" verpflichtet, sondern festhält, dass sein Vertragspartner ihm kein „Schiff des Kriegführens" zukommen lassen müsse. Steiners Interpretation hat sich auch A. Ünal, Two peoples on both sides of the Aegean Sea: Did the Achaeans and the Hittites know each other, in: T. Mikasa (Hrsg.), Essays on Anatolian and Syrian studies in the 2nd and 1st millenium B.C., Wiesbaden 1991, 16–44 angeschlossen. Die Argumente für die traditionelle Auffassung, die I. Singer, A concise history of Amurru, in: S. Izre'el, Amurru Akkadian. A linguistic study, Band II, Appendix III, Atlanta 1991, 134–191, bes. 171 Anm. 56 vorträgt, beruhen auf allgemeinen Überlegungen dazu, was hier gemeint sein müsse. Solche Hinweise vermögen gegen die von Steiner begründete sorgfältige Textanalyse nicht durchzuschlagen. Unklar bleibt bei Steiner, a. a. O. 408 allerdings, wie er aus den stark fragmentierten Resten unmittelbar nach der in Rede stehenden Passage schließt, dass Amurru für den Fall, doch Kriegsschiffe auszusenden, Sanktionen angedroht werden. Eine solche Bestimmung erscheint auch sachlich unangemessen.

[45] KBo 12.38 = CTH 121; deutsche Übersetzung bei H.M. Kümmel, Zwei Berichte von der Unterwerfung Zyperns durch Suppiluliama II., in: Texte aus der Umwelt des Alten Testaments I.5, Gütersloh 1985, 492–495.

[46] G. Cadogan, The thirteenth-century changes in Cyprus in their East Mediterranean context, in: Gitin / Mazar / Stern, Mediterranean peoples (wie Anm. 6), 6–16.

[47] KBo XII 38; Kümmel, Zwei Berichte (wie Anm. 45), 494, CTH 121.

[48] S. Hiller, Pax Minoica versus Minoan thalassocracy. Military aspects of Minoan culture, in: R. Hägg / N. Marinatos (Hrsg.), The Minoan Thalassocracy. Myth and Reality, Stockholm 1984, 27–31, bes. 28 betont, dass die Darstellung von speertragenden Kriegern auf

einem mittelhelladischen Pithos aus Kolonna auf Aigina ebenso wie die Fresken von Thera-Santorin allenfalls auf seegestützte „land raids involving battles near the shore" schließen ließen. In der Diskussion von Hillers Beitrag hebt L. Morgan hervor, dass „there is no evidence for the concepts of sea battles at this early periods" (sc. der sogenannten Minoischen Thalassokratie), und Ch. Starr ergänzt, dass „sea-battles are extremely rare and Medinet Habu is unique until the first millenium B.C." (31). Zu den Fresken von Thera-Santorin, die keinesfalls als Zeugnisse für Seeschlachten verstanden werden dürfen, vgl. außerdem L. Morgan, The miniature wall paintings of Thera. A study in Aegean culture and iconography, Cambridge 1988; I. Kilian-Dirlmeier, Thera and warfare, in: S. Sherratt (Hrsg.), The wall paintings of Thera. Proceedings of the First International Symposium Petros M. Nomikos Conference Centre, Thera, Hellas, 30 August – 4 September 1997, Band II, Athen 2000, 825–830, bes. 826: „This kind of Bronze Age warship was never intended for battle of „ship against ship" in the open sea, but for speedy transport of armed forces."

[49] So auch G.A. Lehmann, Die Šikalaju – Ein neues Zeugnis zu den „Seevölker"-Heerfahrten im späten 13. Jh. v. Chr. (RS 34.129), in: Ugarit Forschungen 11, 1979, 481–494, bes. 486 mit Anm. 20. Entwicklung und Prosperität wurden durch diese Wechsel in der Oberhoheit kaum behindert: Allein aus dem archäologischen Befund würde man sie nicht einmal bemerken; vgl. Cadogan, Changes (wie Anm. 46), 12.

[50] Zu dieser Zeit sind offensichtlich beide hethitische Vasallen.

[51] RS (= Tablets from Ras Shamra) 20.238.

[52] G.A. Lehmann, Umbrüche und Zäsuren im östlichen Mittelmeerraum und in Vorderasien zur Zeit der „Seevölker"-Invasionen um und nach 1200 v. Chr. Neue Quellenzeugnisse und Befunde, in: HZ 262, 1996, 1–38, hier 10.

[53] Zur Darstellung des Sieges, den Ramses III. errungen hat, im Tempel von Medinet Habu vgl. für den Text J.B. Pritchard (Hrsg.), Ancient Near Eastern Texts relating to the Old Testament, Princeton ³1969, 262–263 für die bildlichen Darstellungen Y. Yadin, The art of warfare in biblical lands in the light of archaeological discovery, London 1963, 336–337 und 340–341.

[54] Lehmann, Umbrüche und Zäsuren (wie Anm. 52), 11 mit Hinweisen auf die Forschung.

[55] Lehmann, Umbrüche und Zäsuren (wie Anm. 52), 14–18 mit Anm. 18.

[56] W.-D. Niemeier, The Mycenaeans in Western Anatolia and the problem of the origins of the sea peoples, in: Gitin / Mazar / Stern, Mediterranean peoples (wie Anm. 6), 17–65, bes. 46–49.

[57] Dazu mit den notwendigen Differenzierungen E. Noort, Die Seevölker in Palästina, Kampen 1994, bes. 53–112.

[58] Vgl. die berechtigte Zurückhaltung von S. Sherratt, Sea peoples and the economic structure of the late second millenium in the eastern Mediterranean, in: Gitin / Mazar / Stern, Mediterranean peoples (wie Anm. 6), 292–313, bes. 307 mit Anm. 32, die mit Blick auf die ägyptischen Bezeichnungen einzelner Seevölker lapidar festhält: „such „ethnicities" may not have existed consciously outside Egyptian diplomatic speak."

[59] Dazu P. Högemann, Der Iliasdichter, Anatolien und der griechische Adel, in: Klio 82, 2000, 7–39; ders., Das ionische Griechentum und seine altanatolische Umwelt im Spiegel Homers, in: M. Witte / S. Alkier (Hrsg.), Die Griechen und der Vordere Orient. Beiträge zum Kultur- und Religionskontakt zwischen Griechenland und dem Vorderen Orient im 1. Jahrtausend v. Chr., Fribourg 2003, 1–24.

[60] Andere Faktoren sind dabei nicht ausgeschlossen. S. Sherratt, Sea peoples (wie Anm. 58), entwirft ein ansprechendes Szenario der Veränderungen von Strukturen der Güterproduktion, vor allem aber des über Zypern laufenden Handels, von denen die sogenannten Seevölker in der Begründung und im Aufbau von Machtpositionen profitiert haben. Allerdings erscheint es übertrieben, Zypern als „heartland" der Seevölker zu bezeichnen (306), wenn man die oben gleich zu skizzierenden militärtechnischen Entwicklungen mitberücksichtigt, die eher im Ägäis-Raum zu verorten sind.
[61] Vgl. auch S. Deger-Jalkotzy, The last Mycenaeans and their successors – updated, in: Gitin / Mazar / Stern, Mediterranean peoples (wie Anm. 6), 114–128, bes. 117–122 mit Überlegungen zur Ethnogenese der Seevölker im Ägäisraum.
[62] Vgl. außerdem H. van Effenterre, Un navire mycénien?, in: M. Mollat (Hrsg.), Sociétés et compagnies de commerce en Orient et dans l'Ocean Indien, Paris 1970, 43–53; Palaima, Maritime matters (wie Anm. 37); F. Hocker / Th. G. Palaima, Late Bronze Age Aegean ships and the Pylos tablets Vn 46 and Vn 879, in: Minos 25–26, 1990–91, 297–319; M.C. Shaw, Symbols of naval power at the palace at Pylos: The evidence from the frescoes, in: St. Böhm / K.V. von Eickstedt (Hrsg.), Ithake: Festschrift für Jörg Schäfer zum 75. Geburtstag am 25. April 2001, Würzburg 2001, 37–43 mit Taf. 6.1–6.2.
[63] M. Wedde, Towards a hermeneutics of Aegean Bronze Age ship imagery, Mannheim 2000.
[64] M. Wedde, The Mycenaean galley in context. From fact to idée fixe, in: Laffineur / Greco, Emporia (wie Anm. 26), 29–37.
[65] M. Wedde, War at sea. The Mycenaean and early Iron Age galley, in: Laffineur, Polemos (wie Anm. 27), 465–474, bes. 470.
[66] So auch Wedde, War (wie Anm. 65), 470.
[67] Bei Ausgrabungen in Bademgediği Tepe (zwischen Ephesos und Smyrna) wurde ein Krater aus der Zeit SM IIIB2–IIICfrüh gefunden, auf dem eine Seeschlacht dargestellt ist. Bemerkenswerterweise werden zur Charakteristik der Krieger Elemente verwandt, die typisch für Seevölker-Ikonographie sind. Dazu P.A. Mountjoy, Mycenaean connections with the Near East in LH IIIC: Ships and Sea Peoples, in: Laffineur / Greco, Emporia (wie Anm. 26), 423–426 mit Tafeln XCVI–XCVIII. Es hat den Anschein, als präsentierten sich hier – in der Zeit nach dem Untergang der Paläste! – Mykener ganz selbstverständlich als Teil dieser Seevölker.
[68] Im sogenannten Tawagalawa-Brief (KUB 14.3) klagt der Hethiterkönig darüber, keines der erwarteten üblichen Geschenke erhalten zu haben. Zur Diplomatie in der Späten Bronzezeit vgl. neben Liverani, International relations (wie Anm. 11); T. Bryce, Letters of the Great Kings of the ancient Near East. The royal correspondence of the Late Bronze Age, London 2003; A.M. Jasink, Mycenaean means of communication and diplomatic relations with foreign royal courts, in: Laffineur / Greco, Emporia (wie Anm. 26), 59–67.
[69] An anderer Stelle wird dargelegt, dass die Charakterisierung der mykenischen Reiche als Königtümer mit guten Gründen in Frage gestellt werden kann: T. Schmitt, Kein König im Palast. Heterodoxe Überlegungen zur politischen und sozialen Ordnung in der mykenischen Zeit, in: HZ 288, 2009, 281–346.
[70] Vgl. S. Sherratt, Potemkin palaces and route-based economies, in: S. Voutsaki / J. Killen (Hrsg.), Economy and politics in the Mycenaean palace states, Cambridge 2001, 214–238, 217 Anm. 9, die mit Blick auf das Königtum mykenischer Herrscher festhält, dass man nicht „know the nature or indeed the objective status of their ‚kingship' (the fact that they

are referred to as LUGAL in Hittite documents means only that, for purposes of dipomacy or domestic rhetoric, it suited the Hittite rulers to refer to them as such)."

[71] Dieser wesentlich auf hethitischen Quellen basierende Schluss wird auch durch die – schlechter bezeugten – Kontakte zwischen Mykenern und ägyptischen oder assyrischen Herrschern nicht in Frage gestellt. Vgl. dazu E.H. Cline, Sailing the wine-dark sea. International trade and the late Bronze Age Aegean, Oxford 1994; C.W. Shelmerdine, The palatial Bronze Age of the Southern and central Greek mainland, in: T. Cullen (Hrsg.), Aegean prehistory. A review, Boston 2001, 329–381, bes. 353–354 mit Anm. 152–156.

[72] J. Maran, Coming to terms with the past: Ideology and power in Late Helladic IIIC, in: Deger-Jalkotzy / Lemos (wie Anm. 9), Ancient Greece, 123–150.

[73] B. Eder, Argolis, Lakonien, Messenien. Vom Ende der mykenischen Palastzeit bis zur Einwanderung der Dorier, Wien 1998, 144. Vgl. Ch.G. Griebel / M.C. Nelson, The Ano Englianos hilltop after the palace, in: Davis, Sandy Pylos (wie Anm. 9), 97–100.

[74] Eine die Komplexität der Verhältnisse gut aufbereitende Bestandsaufnahme findet sich in Deger-Jalkotzy / Lemos, Ancient Greece (wie Anm. 9).

[75] Die Typologie bei K. Nowicki, Sea-raiders and refugees. Problems of defensible sites in Crete c. 1200 B.C., in: V. Karageorghis / Ch.E. Morris (Hrsg.), Defensive settlements of the Aegean and the Eastern Mediterranean after c. 1200 B.C. Proceedings of an international workshop held at Trinity College Dublin, 7th–9th May, 1999, Nikosia 2001, 23–40.

[76] J.P. Crielaard, Basileis at sea. Elites and external contacts in the Euboean gulf region from the end of the Bronze Age to the beginning of the Iron Age, in: Deger-Jalkotzy / Lemos, Ancient Greece (wie Anm. 9), 271–297, bes. 278–280.

[77] S. Wachsman, Seagoing ships and seamanship in the Bronze Age Levant, London 1998, 131–135 mit Fig. 7.8 A, 7.15–16.

[78] M. Wedde, Pictorial evidence for partial system survival in the Greek Bronze to Iron Age transition, in: E. Rystedt / B. Wells (Hrsg.), Pictorial pursuits. Figurative painting on Mycenaean and Geometric pottery. Papers from two seminars at the Swedish Institute at Athens in 1999 and 2001, Stockholm 2006, 255–270.

[79] M.-L.B. Nosch, Eliten und Elitenbildung in der Mykenologie, in: E. Alram / G. Nightingale (Hrsg.), Keimelion: Elitenbildung und elitärer Konsum von der mykenischen Palastzeit bis zur homerischen Epoche, Wien 2007, 299–310 hält sie für die Nachfahren der Herrscher in von den „Palaststaaten" mediatisierten Kleinkönigtümern.

[80] Dasselbe Modell bei S. Deger-Jalkotzy, Diskontinuität und Kontinuität: Aspekte politischer und sozialer Organisation in mykenischer Zeit und in der Welt der Homerischen Epen, in: D. Musti / A. Sacconi / L. Rocchetti / M. Rocchi / E. Scafa / L. Sportiello / M.E. Giannotta (Hrsg.), La transizione dal Miceneo all' Alto Arcaismo. Dal palazzo alla città. Atti del Convegno internazionale. Roma, 14–19 marzo 1988, Rom 1991, 53–66; dies., „Hier können wir Achäer nicht alle Könige sein". Zur Geschichte des frühgriechischen Königtums, in: W. Leschhorn (Hrsg.), Hellas und der griechische Osten. Studien zur Geschichte und Numismatik der griechischen Welt, Saarbrücken 1996, 13–30; dies., Late Mycenaean warrior tombs, in: dies. / Lemos (wie Anm. 9), Ancient Greece, 151–179.

[81] F. Gschnitzer, *Basileús*. Ein terminologischer Beitrag zur Frühgeschichte des Königtums bei den Griechen (1965), in: ders., Kleines Schriften zum griechischen und römischen Altertum, Band I, Stuttgart 2001, 300–312. Den besten Zugang zu den einschlägigen mykenischen Texten bietet noch immer P. Carlier, La royauté en Grèce avant Alexandre, Paris 1984, 108–116; vgl. auch ders., qa-si-re-u et qa-si-re-wi-ja, in: R. Laffineur / W.-D.

Niemeier (Hrsg.), Politeia. Society and State in the Aegean Bronze Age. Proceedings of the 5th International Aegean Conference, 10–13 April 1994 (Aegaeum 12), Lüttich 1995, 355–364; zum Wort vgl. I. Hajnal, Mykenisches und homerisches Lexikon. Übereinstimmungen, Divergenzen und Versuch einer Typologie, Innsbruck 1998, 25–28.

[82] Deger-Jalkotzy, Last Mycenaeans (wie Anm. 61), 122, weist plausibel darauf hin, dass nicht bereits die erste Flüchtlingswelle Zypern erreicht haben muss.

[83] Cadogan, Changes (wie Anm. 46), 7.

[84] M. Iacovou, From the Mycenaean qa-si-re-u to the Cypriote pa-si-le-wo-se: The basileus in the kingdoms of Cyprus, in: Deger-Jalkotzy / Lemos, Ancient Greece (wie Anm. 9), 315–335.

[85] J. Weingarten, Sealing bureaucracy of Mycenaean Knossos, in: J. Driessen / A. Farnoux (Hrsg.), La Crète mycénienne. Actes de la table ronde internationale organisée par l'École française d'Athènes, Athen 1997, 517–535.

[86] Iacovou, qa-si-re-u (wie Anm. 84), 328.

[87] Carlier, Royauté (wie Anm. 81), 108–110; ders., 1995, 356–358; zu den Jn-Täfelchen vgl. J.S. Smith, The Pylos Jn series, in: Minos 27–28, 1992–1993, 167–259.

[88] In der Forschung rechnet man etwa mit speziellen Aufsichtsfunktionen.

[89] PY Jn 431.6; PY Jn 601.8. In PY Jn 845.7 fehlt der Ortsname wegen der Beschädigung des Täfelchens.

[90] Carlier, qa-si-re-u (wie Anm. 81), 358 stellt mit Recht fest, dass darauf gegründete „hypothèses sont doublement incertaines, parce que *qa-si-re-u* n'est jamais attesté de façon sûre et parce que les deux textes où le mot apparaît peut-être sont mutilés et d'une interprétation particulièrement délicate."

[91] Vgl. Carlier, qa-si-re-u (wie Anm. 81), 357.

[92] Carlier, Royauté (wie Anm. 81), 112 Anm. 4; F. Aura Jorro / F.R. Adrados, Diccionario micénico, Madrid 1985–1993, I.242 s.v.

[93] Aura Jorro / Adrados (wie Anm. 92), I.242.

[94] Zu diesem Täfelchen vgl. vor allem J. Driessen, Quelques remarques sur la „Grande Tablette" (As 1516) de Cnossos, in: Minos 19, 1985, 169–193.

[95] Zum ra-wa-ke-ta vgl. zuletzt P. Carlier, La cosidetta feudalità micenea da Palmer ad oggi, in: Cataudella / Greco / Mariotta (wie Anm. 20), 1–16, bes. 5–7.

[96] Carlier, qa-si-re-u (wie Anm. 81), 355–365; Th.G. Palaima, The nature of the Mycenaean wanax: Non-indo-european origins and priestly functions, in: P. Rehak (Hrsg.), The role of the ruler in the prehistoric Aegean. Proceedings of a panel discussion presented at the annual meeting of the Archaeological Institute of America, New Orleans, Louisiana, 28.12.1992, Lüttich 1995, 119–139, bes. 124; ders., „Wanaks" and related power terms in Mycenaean and later Greek, in: Deger-Jalkotzy / Lemos, Ancient Greece (wie Anm. 9), 53–71 haben gezeigt, dass die qa-si re-we nicht in das palatiale bürokratische System eingebunden waren.

[97] Nur in Zeile 6 ist die Zahl 10 erhalten. Die der Ziffer folgende Präzisierung po-ti-[bezieht sich wohl auf die gezählten Gefäße und vermag dann zum Verständnis der Eigenart der qa-si-re-wi-ja nichts beizutragen.

[98] Carlier, qa-si-re-u (wie Anm. 81), 361.

[99] Zu A-ke-ro (PY Jo 438) vgl. M. Lindgren, The people of Pylos. Prosopographical and methodological studies in the Pylos archives I, Uppsala 1973, 23; Carlier (wie Anm. 81), qa-si-re-u, 356f.

[100] Vgl. S. 18 mit Anm. 96.
[101] Driessen (wie Anm. 94), Remarques, 189–193.
[102] A. und S. Sherratt, From luxuries to commodities: The nature of Mediterranean Bronze Age trading systems, in: N. H. Gale (Hrsg.), Bronze Age trade in the Mediterranean. Papers presented at the Conference held at Rewley House, Oxford, in December 1989, Jonsered 1991, 351–386, bes. 358: „the formation of trading contacts presented local elites with the opportunity to organise the supply of internationally desirable materials."
[103] C. Gillis, The smith in the Late Bronze Age. State employee, independent artisan, or both?, in: R. Laffineur / Ph. Betancourt (Hrsg.), TEXNH. Craftsmen, craftswomen and craftsmanship in the Aegean Bronze Age = Artisanat et artisans en Égée à l'âge du Bronze. Proceedings of the 6th International Aegean Conference = 6e Rencontre égéenne internationale, Philadelphia, Temple University, 18–21 April 1996, Lüttich 1997, 505–513, bes. 511f.
[104] Carlier, qa-si-re-u (wie Anm. 81), 358 mit wichtigen Beobachtungen zur Textgestalt.
[105] Carlier, qa-si-re-u (wie Anm. 81) betont selbst, dass man keine generellen Aussagen machen dürfe. Früher hatte er noch entschiedener geurteilt; vgl. Carlier, Royauté (wie Anm. 81), 110: „la fonction de qa-si-re-u est héréditaire."
[106] P. Carlier, „anax" and „basileús" in the Homeric poems, in: Deger-Jalkotzy / Lemos, Ancient Greece (wie Anm. 9), 10–109, bes. 102 macht deutlich, dass nirgends in den Epen basileús als „master of an oikos" verstanden werden kann. Das Wort bezeichnet eine privilegierte Position in Gruppen, die größer sind als einzelne Häuser.
[107] Belege und Analyse bei Carlier, Royauté (wie Anm. 81), 144–145.
[108] E. Stavrianopoulou, Observations sur la hiérarchie des localités d'après les textes en linéaire B, in: Miro / Godart / Sacconi, Atti (wie Anm. 8), 499–509; J. Bennet, The Mycenaean conceptualization of space or Pylian geography (… yet again!), in: Deger-Jalkotzy / Hiller / Panagl, Floreant studia (wie Anm. 40), 131–157; M. B. Cosmopoulos, The political landscape of Mycenaean states: A-pu$_2$ and the Hither province of Pylos, in: American Journal of Archaeology 110, 2006, 205–228.

Bemerkungen zur Identifizierung der Ahhijawa

Klaus Tausend, Graz

1. Vorbemerkung

Im 14. Jh. v. Chr. bestanden im westlichen Kleinasien zwei politische Gebilde, die ernstzunehmende Konkurrenten der Hethiter im Kampf um die Macht in diesem Raum waren: Im Nordwesten Kleinasiens war dies die Liga von Assuwa, vermutlich mit ihrem Zentrum in Wilusa, während sich südlich davon das aufstrebende Reich von Arzawa mit dem Zentrum in Apasa (Ephesos) immer weiter nach Osten ausdehnte und hethitische Interessen bedrohte.

Die Liga von Assuwa wurde vom Hethiterkönig Tudhalija im ersten Viertel des 14. Jh. in einem Feldzug zerschlagen und zu einem mehr oder weniger vom Hethiterreich abhängigen Vasallenstaat degradiert. Das Reich von Arzawa schließlich wurde erst am Ende des 14. Jh. (um 1316) durch einen groß angelegten Feldzug des Hethiterkönigs Mursili II. besiegt und in die Gebiete Seha, Mira und Haballa zerschlagen, die fortan ebenfalls als Vasallenstaaten des Hethiterreiches betrachtet wurden.[1] Im Zuge dieser Auseinandersetzungen kamen die Hethiter immer wieder mit dem Reich von Ahhija(wa) in Kontakt, der auch im 13. Jh. – meist über die Vasallenstaaten Mira und Seha – weiterbestand.

Während heute in der Forschung nahezu Einhelligkeit darüber besteht, dass es sich bei den Ahhijawa um mykenische Griechen (Achaioi) gehandelt hat[2], bleibt die genaue Lage dieses Reiches der Ahhijawa jedoch unklar, und wird in der Forschung sowohl an der Westküste Kleinasiens als auch auf den vorgelagerten Inseln[3] (vor allem Rhodos[4]) bzw. in Kreta oder aber irgendwo im mykenischen Kerngebiet auf dem griechischen Festland selbst (Mykene[5], Pylos oder Theben[6]) lokalisiert, oder aber das gesamte mykenische Griechenland wird als das Reich von Ahhijawa angesehen.

Die Grundlage für die Behandlung dieser sog. Ahhijawa-Frage bilden natürlich die hethitischen Quellen[7], in denen das Volk bzw. das Reich der Ahhijawa Erwähnung findet. Die für die Erörterung des Problems wesentlichsten Texte seien hier nun in chronologischer Reihenfolge vorgestellt und kurz kommentiert.

2. Die Ahhijawa-Texte

Kagamu-Brief: zw. 1400 u. 1375 (Bo 1485)

Der Hethiterkönig Arnuwanda I. zitiert ein Schreiben des Königs von Ahhijawa und bezieht sich hierbei auf einen früheren kriegerischen Vorfall mit Assuwa zur Zeit des Kagamu(?), des Vorgängers des Ahhijawa-Königs, d.h. wohl unter der Regierung des Hethiterkönigs Tudhalija I. In diesem Brief wird möglicherweise erstmals auch Milawanda (Milet) genannt.

Die geschilderten Ereignisse stehen wohl in Zusammenhang mit einem Feldzug der Hethiter unter Tudhalija gegen Assuwa (nordwestliches Kleinasien). Ahhijawa scheint in diese Ereignisse (als Gegner der Hethiter) eingegriffen zu haben.

Maduwatta-Text: zw. 1400 u.1375 (KUB XIV 1)

Der hethitische Vasall Maduwatta steht abwechselnd in freundschaftlicher und feindlicher Beziehung zu Attarassija von Ahhija(wa). Zweimal wird er durch das bewaffnete Eingreifen der Hethiter unter Arnuwanda I. vor Attarassija gerettet, wobei 100 Streitwagen erbeutet und ein hoher Offizier der Ahhijawa getötet werden. Schließlich überfällt Maduwatta, der schon früher hethitisches Gebiet geplündert und hethitische Flüchtlinge, d.h. Gegner des Königs aufgenommen hat, im Bund mit Attarassija die Insel Alasija (Zypern), die der Hethiterkönig als sein Einflussgebiet betrachtet.

Offenbar versuchte Attarassija von Ahhijawa immer wieder, Gebiete in Kleinasien sowie die Insel Zypern anzugreifen, wobei zuweilen auch lokale Verbündete wie Maduwatta gesucht wurden. Immer aber war letztlich das Hethiterreich der eigentliche Gegner der Ahhijawa.

Annalen des Mursili II: um 1316 (KUB XIV 15)

Uhhazidi von Arzawa wiegelt Milawanda, das dem König von Ahhijawa gehört, gegen die Hethiter auf. Mursili II. schickt darauf zwei Feldherren mit Fußtruppen und Streitwagen, die Milawanda unterwerfen und zerstören.

Diese Schilderungen stellen das Präludium für die Schilderung des großen hethitischen Feldzuges unter Mursili II. gegen Arzawa und seinen Herrscher Uhhazidi dar, der zur völligen politischen Vernichtung von Arzawa führte. Die arzawischen Nachfolgestaaten Seha und Mira standen unter hethitischem Einfluss. Diese Zerstörung Milawandas ist archäologisch belegbar. Allerdings wurden die Mauern von Milawanda bald wieder aufgebaut.

Arzawa-Felzug des Mursili II.: 1316 (KBo III 4 + KUB XXIII 125)

Mursili stößt auf diesem Feldzug über das Arinnandagebirge vor und erobert die Hauptstadt Arzawas, Apasa (Ephesos). Uhhazidi, dem König von Arzawa, und seinem Sohn gelingt die Flucht „über das Meer“ in den Machtbereich des Königs von Ahhijawa.

Wie schon zur Zeit Arnuwandas I. stand Ahhijawa deutlich auf der Seite der Gegner des Hethiterkönigs. Entsprechend der Bedeutung und Gefährlichkeit dieses Gegners (Arzawa) fiel auch die Reaktion der Hethiter sehr heftig aus: Zerstörung Milawandas, Zerschlagung Arzawas.

Offensichtlich lag Ahhijawa jenseits des Meeres und umfasste mehrere Inseln. Dass Ahhijawas Festlandstützpunkt Milawanda im Vorfeld des Arzawa-Feldzuges zerstört wurde, spricht wohl dafür, dass Mursili ein Eingreifen Ahhijawas in den Arzawa-Krieg unterbinden wollte. In der Folge muss Milawanda jedoch wieder unter die Herrschaft von Ahhijawa geraten sein.[8]

Manabatarhunta-Brief (KUB XIX 5)

Manabatarhunta von Seha beklagt sich beim Hethiterkönig Muwatalli II. (1290–1272), dass ein Mann namens Pijamaradu Wilusa und Lazpa (Lesbos), das zu Seha gehört, überfallen und Handwerker verschleppt hat, die er sodann nach Ahhijawa brachte. Auf Intervention des hethitischen Vasallen in Mira seien zwar die Leute des Hethiterkönigs herausgegeben worden, nicht aber die von Seha.

Pijamaradu war wohl ein Nachkomme des vor den Hethitern geflohenen Arzawa-Königs Uhhazidi. Pijamaradu versuchte beständig, Gebiete des Hethiterkönigs zu überfallen und unter seine Herrschaft zu bekommen und so zumindest Teile der Herrschaft seines Vaters wiederzuerlangen. Hierzu verbündete er sich mit Feinden der Hethiter, in diesem Fall mit Ahhijawa, das ihm offenbar auch Zuflucht gewährte.

Tawagalawa-Brief: zw. 1265 und 1240 (KUB XIV 3)

Dieses Scheiben des Hethiterkönigs Hattusili II. an den König von Ahhijawa beinhaltet mehrere Punkte:

1. Tawagalawa, der Repräsentant Ahhijawas, hat von Milawanda aus in innere Angelegenheiten des Landes Luqqa eingegriffen. Wegen seines brutalen Vorgehens bat Luqqa die Hethiter um Hilfe. Diese forderten Tawagalawa auf, Ijalanda, das zum hethitischen Einflussgebiet gehörte, zu räumen; es kam zu (für Ahhijawa unglücklichen) Kämpfen, und Tawagalawa floh.

2. Pijamaradu hat hethitisches Gebiet überfallen, 7000 Gefangene gemacht und sich nach Milawanda zu seinem Schwiegersohn Atpa zurückgezogen. Hattusili verlangte seine Auslieferung, was Atpa wie auch der König von Ahhijawa ablehnten. Hattusili bittet Ahhijawa, entweder Pijamaradu auszuliefern oder aber ihn zu internieren. Um diesen an der Flucht aus Milawanda zu hindern, haben Hethiter schließlich die Stadt eingeschlossen.

3. Hattusili verweist noch auf einen früheren Konflikt der Hethiter mit Ahhijawa (um Wilusa im nordwestlichen Kleinasien), der schließlich beigelegt wurde.

Von Milawanda aus griffen Truppen von Ahhijawa in benachbarte Gebiete ein, auch in solche, die unter hethitischer Oberhoheit (Wilusa, Ijalanda) standen. Zudem unterstützte Ahhijawa noch immer den Aufrührer Pijamaradu. Neben dem Statthalter in Milawanda, Atpa, war auch Tawagalawa, eine offenbar sehr hochgestellte Persönlichkeit (vielleicht der Bruder des Ahhijawa-Königs?), die auch Beziehungen zu hohen hethitischen Würdenträgern hatte, in Kleinasien tätig.[9]

Annalen Tudhalijas IV. (1240–1215) (KUB XXIII 13)

Tarhunnaradu usurpierte den Thron von Seha, dem hethitischen Vasallenstaat, und lehnte sich gegen die hethitische Herrschaft auf. Anfangs unterstützte ihn der König von Ahhijawa, als Tudhalija gegen Seha vorrückte, zog dann aber seine Truppen zurück.

Tarhunnaradu dürfte der Sohn Pijamaradus gewesen sein; ihm gelang es, das Vorhaben seines Vaters, ein Herrschaftsgebiet zu usurpieren, zu verwirklichen. Wie schon Pijamaradu konnte auch Tarhunnaradu sich der Unterstützung Ahhijawas sicher sein, wenn es galt, hethitischen Interessen zu schaden.

Milawanda-Brief: zw. 1240 u. 1215 (KUB XIX 55)

Tudhalija IV. schreibt an den Statthalter von Milawanda, dessen Vater gegen den damaligen Hethiterkönig (wohl Hattusili II.) Krieg geführt hatte, bezüglich Regelungen einige unter Milawandas Schutz stehende Städte betreffend.

Der Statthalter von Milawanda ist in diesem Brief deutlich ein Untertan des Hethiterkönigs. Offenbar war es den Hethitern gelungen, Milawanda den Ahhija-

wa zu entreißen und den Sohn des Ahhijawa-Statthalters als neuen, hethiterfreundlichen Herrscher zu installieren. Auf eine hethitische Oberhoheit über Milawanda in den letzten Jahrzehnten des 13. Jh. deuten auch die archäologischen Reste.[10]

Resümee

Fast 200 Jahre lang findet man das Reich der Ahhijawa in hethitischen Quellen, wobei Ahhijawa meist als Gegner der Hethiter auftraten. Sie unterstützten Feinde der Hethiter, gewährten Flüchtlingen Asyl und griffen hethitische Vasallen und zuweilen sogar hethitisches Territorium selbst an; kurz gesagt, ist die Geschichte der hethisch-ahhijawischen Beziehungen eine der fortgesetzten Provokationen seitens der Ahhijawa und ihrer Verbündeten.

Das Reich der Ahhijawa lag demnach am westlichen Rand des hethitischen Beobachtungshorizontes und muss durch ein Meer vom kleinasiatischen Festland getrennt gewesen sein. Dafür spricht zum einen die Tatsache, dass hethitische Heere zwar des Öfteren gegen Truppen der Ahhijawa vorgingen und die Territorien von Verbündeten der Ahhijawa okkupierten, niemals aber das Reich der Ahhijawa selbst angriffen. Zum anderen deuten auch Formulierungen wie „er floh über das Meer […] nach Ahhijawa" ganz eindeutig in diese Richtung, so dass Ahhijawa zumindest durch eine Meerenge vom kleinasiatischen Festland getrennt gewesen sein muss. Von den bestehenden Ansichten über die Lage von Ahhijawa müssen daher wohl jene, die dieses Reich auf dem kleinasiatischen Festland selbst lokalisieren, verworfen werden. Allerdings besaß das Reich der Ahhijawa offensichtlich einen „Außenposten" an der Westküste Kleinasiens, Milawanda (Milet), wo ein Statthalter der Ahhijawa residierte, bis diese Stadt endgültig unter hethitische Herrschaft kam. Dieser Brückenkopf Milawanda diente Ahhijawa auch als Ausgangspunkt für die meisten militärischen Aktionen im kleinasiatischen Raum. Schließlich muss die militärische Potenz von Ahhijawa nicht unbedeutend gewesen sein, wenn man den Angriff auf die große Insel Zypern oder die 100 Streitwagen der Ahhijawa bedenkt, die von den Hethitern erbeutet wurden.

Als mögliche Lokalisierung von Ahhijawa bleiben somit nur noch Kreta, die Inseln vor der kleinasiatischen Küste sowie das griechische Festland bestehen. Zur weiteren Eingrenzung sei ein Blick auf ein einzigartiges archäologisches Monument in Ägypten geworfen.

3. Die ägyptischen Zeugnisse

Im Innenhof des Totentempels Pharao Amenophis III. in Theben-West sind auf den Statuensockeln Inschriften angebracht, die – geographisch geordnete – Ortsnamenslisten enthalten. Auf den Sockeln im Nordteil des Säulenhofes sind ausschließlich Ortsnamen aus Gebieten nördlich von Ägypten aufgeführt. Gleichsam

als „Überschrift“ über zwei Gruppen von Ortsnamen finden sich die Begriffe „Tanaja“ und „Kaftu“, wovon letzterer unzweifelhaft die ägyptische Bezeichnung für Kreta war. Folgerichtig finden sich auch unter den Ortsnamen mehrere eindeutig kretische Orte wie Amnischa (Amnisos), Bajaschtija (Phaistos), Kutunaja (Kydonia) und Kunuscha (Knossos). Dem Oberbegriff Tanaja sind hingegen Ortsnamen wie Kutira (Kythera), Nupilija (Nauplia), Mizania (Messenia) und Mukanu (Mykenai) zugeordnet. Offenbar war also „Tanaja“ der ägyptische Name entweder für das gesamte griechische Festland oder aber – wie es die genannten Orte eher nahelegen – für die Peloponnes.[11]

Nun ist aber ein zweiter Begriff, der das mykenische Griechenland betrifft, aus ägyptischen Quellen überliefert. In der „Seevölkerliste“ des Pharao Merenptah taucht der Name der Akajawa(scha) auf,[12] der wohl mit hoher Wahrscheinlichkeit derselbe ist wie die hethitische Bezeichnung Ahhijawa oder das griechische *Achaioi*. Da aber im ägyptischen Sprachgebrauch die Mykener auf Kreta als Kaftu und die auf der Peloponnes als Tanaja bezeichnet wurden, muss es sich bei den Akajawa / Ahhijawa um Mykener aus Mittelgriechenland oder den ostägäischen Inseln gehandelt haben, womit die Lokalisierung der Ahhijawa nunmehr auf diese beiden Gebiete eingeschränkt wäre.

Um der Lösung der Ahhijawa-Frage vielleicht noch näher zu kommen, muss der Blick zunächst auf eine andere Konfliktzone des Hethiterreiches gelenkt werden, auf die Südostgrenze des Reiches und das Verhältnis der Hethiter zu den Assyrern.

4. Die hethitisch-assyrischen Beziehungen

Nach dem Ende des Mitannireiches im 14. Jh., das große Teile Nordmesopotamiens und des syrischen Raumes beherrscht hatte, gelang es einerseits den Hethitern, die nördlichen Teile des Mitannireiches (Isuwa) sowie den Großteil der syrischen Besitzungen – vor allem Amurru – unter ihre Kontrolle zu bringen, andererseits entwickelte sich allmählich der ehemalige Vasall von Mitanni, Assyrien, zur Vormacht im nordmesopotamischen Raum. Vor allem unter dem Assyrerkönig Tukulti-Nunurta I. kam es zu reger expansiver Tätigkeit des aufstrebenden assyrischen Reiches,[13] dessen Gegner – an mehreren Fronten – die Hethiter waren.

Zu einem direkten Konflikt der beiden Mächte kam es im Gebiet der hethitischen Grenzprovinz Isuwa, die von Tukulti-Ninurta angegriffen wurde. Zum anderen provozierte der Assyrerkönig seinen hethitischen Kontrahenten Tudhalija IV.[14] dadurch, dass er Babylon, den Verbündeten der Hethiter, angriff. Er nahm die Stadt ein und zerstörte das Heiligtum von Esangila, dessen Schätze – einschließlich der Kultstatue des Marduk – er nach Assyrien brachte.[15] Außerdem versuchte der Assyrerkönig immer wieder Kontakt mit den syrischen Vasallenstaaten der Hethiter aufzunehmen, um diese auf die Seite Assyriens zu ziehen. Diesen dritten Konfliktpunkt der beiden Mächte beleuchtet nun ein Schreiben des Hethi-

terkönigs Tudhalija IV an seinen Vasallen, den Fürsten Sausgamuwa von Amurru.[16]

Sausgamuwa-Vertrag (KUB XXIII 1)[17]

Und wenn der König von Babylonien

Meiner Sonne Freund ist, soll er auch dir

Freund sein! Wenn er aber Meiner Sonne

Feind ist, soll er auch dir Feind sein!

Wie der König von Assyrien aber Meiner Sonne Feind ist,

so soll er auch dir Feind sein!

Ein Kaufmann von dir darf nicht ins Land Assyrien

gehen, einen Kaufmann von ihm aber

darfst du nicht in dein Land lassen,

er darf auch nicht durch dein Land gehen.

Falls er aber zu dir in dein Land kommt, so nimm ihn

fest und schicke ihn sofort zu Meiner Sonne!

……………………..

Vom Lande Ahhijawa darf auch kein Schiff zu ihm fahren.

Neben vielen Forderungen hinsichtlich der generellen Bündnispflicht Amurrus bilden den wesentlichsten Abschnitt des Schreibens diese Zeilen, die das Verhältnis zu anderen Mächten, vor allem aber zu Assyrien und seinem König Tukulti-Ninurta I. betreffen, der sich im Krieg mit den Hethitern befindet. Offenbar hat der Hethiterkönig eine Art Handelsembargo[18] über Assyrien verhängt und erinnert daher seinen Vasallen Sausgamuwa daran, weder mit den Assyrern Handel zu treiben noch fremde Kaufleute durch sein Gebiet nach Assyrien ziehen zu lassen.[19]

Auffallend ist nun der letzte Passus dieses Schreibens: „Vom Lande Ahhijawa darf auch kein Schiff[20] zu ihm fahren." Dieser Satz bezieht sich wohl nicht auf das Handelsembargo, zumal die generelle Bestimmung, dass kein Kaufmann durch das Amurru-Gebiet nach Assyrien gelangen darf, natürlich auch Kaufleute der Ahhijawa miteingeschlossen hat. Auch ist hier deutlich nicht von Kaufleuten die Rede, so dass dieser Passus wohl nur so interpretiert werden kann, dass er eine Ausweitung der weiter oben getroffenen Bestimmungen darstellt, dahingehend, dass jeglicher Kontakt zwischen Assyren und Ahhijawa zu unterbinden ist. Auffallend ist hierbei jedoch, dass diese Bestimmung nicht generell gilt, sondern nur für

Ahhijawa. Der Grund für diese „Sonderbestimmung" kann demnach nur darin bestehen, dass es offenbar diplomatische Kontakte – und nicht nur Handelsbeziehungen – zwischen Assyrien und den Ahhijawa gab. Die Hauptgegner der Hethiter – im Westen wie im Osten ihres Reiches – hatten augenscheinlich miteinander Kontakt aufgenommen, so dass Tudhalija die Gefahr sah, in einen Zweifrontenkrieg verwickelt zu werden. Es lag daher im höchsten Interesse des Hethiterkönigs, jeden weiteren diplomatischen Verkehr zwischen Tukulti-Ninurta von Assyrien und dem Herrscher von Ahhijawa (dessen Name nie genannt wird) zu unterbinden.

Um der Lösung der Ahhijawa-Frage näher zu kommen, muss also – mangels diesbezüglicher Textzeugnisse – nach archäologischen Zeugnissen gesucht werden, die intensivere Kontakte zwischen einem bestimmten Gebiet der mykenischen Welt und dem Vorderen Orient zu belegen in der Lage sind.

5. Die archäologische Evidenz

Hierzu sei ein Blick auf die Verteilung von Objekten ägyptischer, zypriotischer und vorderasiatischer Herkunft in mykenischen Ausgrabungsstätten geworfen. Das Resultat eines solchen Vergleiches[21] fällt ziemlich eindeutig aus: Die mykenischen Stätten, die bei Weitem die meisten Funde „fremder" Herkunft aufweisen, sind Mykene, Tiryns und Theben. Während nun zypriotische Artefakte annähernd gleich häufig in den argolischen Stätten wie in Theben auftreten, stammt die überwiegende Mehrzahl ägyptischer Importe aus Mykene und Tiryns. Genau umgekehrt verhält es sich mit den Importstücken vorderasiatischer Herkunft, die großteils aus den Grabungen in Theben stammen.

Man kann demnach resümieren, dass Theben die mykenische Siedlung ist, die – soweit die archäologische Evidenz eine Aussage zulässt – die intensivsten Kontakte zum Vorderen Orient hatte. Theben und sein Herrschaftsbereich sind somit bei der Suche nach der Lokalisierung von Ahhijawa zuallererst in Betracht zu ziehen.

Unter den orientalischen Fundstücken in thebanischen Befunden des späten 13. Jh. ist ein Komplex von besonderem Interesse. Hierbei handelt es sich um eine „Sammlung" von Rollsiegeln zypriotischer und mesopotamischer Provenienz, die sich offenbar im Besitz des Herrschers von Theben befand. Unter den mesopotamischen Rollsiegeln überwiegen wiederum bei Weitem Kassitensiegel aus dem 14. und 13. Jh. Dies und der Umstand, dass die Motive der meisten Siegel – nicht nur der kassitischen – einen deutlichen Bezug zu Schamasch und Marduk aufweisen, lässt die begründete Vermutung zu, dass all diese Siegel – abgesehen von den zypriotischen – aus Esangila, dem Zentralheiligtum des Marduk in Babylon, stammen. Wie aber gelangten diese – großteils aus sehr wertvollem Material wie Lapislazuli gefertigten – Siegel ins mykenische Griechenland?

Es sei hier an den Feldzug des Assyrerkönigs Tukulti-Ninurta I. nach Babylon erinnert, in dessen Zuge das Heiligtum von Esangila vollkommen geplündert und der Tempelschatz nach Assyrien gebracht wurde. Dieser Tempelschatz bestand aber sicherlich zu einem Gutteil aus wertvollen Rollsiegeln, so dass der Verdacht nahe liegt, dass es sich bei den Rollsiegeln aus Theben um einen Teil des von Tukulti-Ninurta geraubten Tempelinventars aus Babylon handelt.[22] Die Frage muss also dahingehend modifiziert werden: Wie und vor allem warum gelangten diese Rollsiegel von Assyrien nach Theben?

Die Antwort auf diese Frage findet man möglicherweise im oben zitierten Text des Sausgamuwa-Vertrages. Im letzten Passus des Schreibens ging es ja um die Unterbindung jeglicher Kontakte zwischen dem Assyrerkönig Tukulti-Ninurta I. und dem Herrscher von Ahhijawa.[23] Dies bedeutet jedoch andererseits, dass solche Kontakte zwischen den beiden Herrschern bereits existierten. Ein fixer Bestandteil des diplomatischen Verkehrs dieser Zeit waren bekanntlich gegenseitige Geschenke, die natürlich einen beträchtlichen Wert haben mussten. Der Rollsiegelhort aus den Grabungen von Theben erfüllt nun genau die Voraussetzungen – einschließlich des für solche Geschenke charakteristischen Gesamtgewichtes aller mesopotamischen Siegel –, um als diplomatisches Geschenk angesehen zu werden.

Möglicherweise hat Tukulti-Ninurta, um den Herrscher von Ahhijawa als Verbündeten gegen den gemeinsamen Gegner, die Hethiter, zu gewinnen oder um ein schon bestehendes Bündnis zu bekräftigen,[24] einen Teil der aus dem Marduk-Heiligtum von Babylon stammenden Beute als diplomatisches Geschenk an seinen Partner gesandt. Da dieses Geschenk in Theben gefunden wurde, bedeutet dies, dass die in den hethitischen Quellen als Ahhijawa bezeichnete mykenische Macht die Stadt Theben in Mittelgriechenland und ihr Herrschaftsgebiet war. Dieses Herrschaftsgebiet hätte sich dann aber auch auf einige ägäische Inseln und die Stadt Milawanda (Milet) in Kleinasien erstreckt. In diesem Zusammenhang soll nun noch ein Textzeugnis vorgestellt werden, das geeignet ist, ein gewisses Licht auf die Stellung dieser Stadt an der kleinasiatischen Westküste zu werfen.

6. Die Linear-B-Tafeln Fq 177 und 198 aus Theben

Die Fq-Serie der Linear-B-Texte aus dem Archiv des Palastes von Theben stammt aus dem letzten Viertel des 13. Jh. und verzeichnet Zuteilungen diverser Produkte (vor allem Lebensmittel) seitens des Palastes an verschiedene offenbar hochgestellte Personen. Meist handelt es sich hierbei um namentlich bekannte Männer, in einigen Fällen jedoch findet sich statt des Personennamens eine Herkunftsangabe. Zur letzten Gruppe gehört ein Mann, der in den tafeln Fq 177 und Fq 198 als Empfänger aufscheint und als mi-ra-ti-jo bezeichnet wird. Dies wiederum ist eindeutig mit *milasios* zu transkribieren, also „der Mann aus Milet“. Der Palast von Theben hatte somit offenkundig Veranlassung, eine Apanage für eine zweifellos

hochgestellte Persönlichkeit aus Milet auszusetzen, was wiederum dafür spricht, dass Theben in irgendeiner Beziehung zu Milet stand. Berücksichtigt man die oben geäußerte Annahme, dass Theben mit Ahhijawa zu identifizieren ist, so besteht diese Beziehung darin, dass Milet ein thebanischer Außenposten auf dem kleinasiatischen Festland war. In diesem Fall – doch ist dies selbstverständlich nur eine Vermutung – könnte der in den Linear-B-Texten erwähnte mi-ra-ti-jo vielleicht der ehemalige Statthalter von Theben / Ahhijawa in Milawanda / Milet gewesen sein, der nach dem endgültigen Verlust dieses kleinasiatischen Brückenkopfes nach Theben geflüchtet ist und fortan im Palast seines Herrschers (auf „Staatskosten“) lebte.

[1] Generell zu dieser historischen Entwicklung siehe A. Goetze, Anatolia from Shuppiluliumash to the Egyptian War of Muwatallish, in: CAH II/2 (Cambridge 1975), 111–123.

[2] M. Finkelberg, From Ahhiyava to Achaioi, in: Glotta 66 (1988), 127–134; O. Carruba, Ahhiya e Ahhiyawa, la Grecia e l'Egeo, in: T. P. J. van den Hout / J. de Roos (Hgg.), Studio Historiae Ardens (Istanbul 1995), 7–21; G. A. Lehmann, Umbrüche und Zäsuren im östlichen Mittelmeerraum und Vorderasien zur Zeit der „Seevölker" – Invasionen um und nach 1200 v. Chr., in: HZ 262 (1996), 4–6.

[3] So J. Freu, Les iles de la mer Égée, Lazpa, le pays d'Ahhiyawa et les Hittites, in: Res Antiquae 1 (2004), 275–323.

[4] P. A. Mountjoy, The East Aegean-West Anatolian Interface in the Late Bronze Age: Mycenaeans and the Kingdom of Ahhiyawa, in: Anatolian Studies 48 (1998), 33–67.

[5] R. Hope-Simpson, The Dodekanes and the Ahhiyawa Question, in: ABSA 98 (2003), 203–237 sowie W.-D. Niemeier, The Mycenaeans in Western Anatolia and the Problem of the Origins of the Sea Peoples, in: S. Gitin et al. (Hgg.), Mediterranean Peoples in Transition (Jerusalem 1998), 17–65.

[6] J. Latacz, Troia und Homer (München – Berlin 2001), 157f. und 290f.

[7] Eine (hauptsächlich auf den Raum von Troia konzentrierte) Gesamtdarstellung der historischen Ereignisse – einschließlich der Ahhijawa-Frage – bietet F. Starke, Troia im Kontext des historisch-politischen und sprachlichen Umfeldes Kleinasiens im 2. Jahrtausend, in: Studia Troica 7 (1997), 447–487.

[8] Zum Arzawa-Feldzug des Mursili und den Nachfolgestaaten Arzawas siehe J. D. Hawkins, Tarkasnawa King of Mira. Tarkondemos, Bogazköy Sealings and Karabel, in: Anatolian Studies 48 (1998), 1–31.

[9] Zum Problemkreis Pijamaradu siehe P. H. J. Houwink ten Cate, Sidelights on the Ahhiyawa Question. From Hittite Vassal and Royal Correspondence, in: JEOL 28 (1983/84), 33–79.

[10] Zu diesem Text siehe H. A. Hoffner, The Milawata Letter Augmented and Reinterpreted, in: AfO Beih. 19 (1982), 130–137.

[11] Dazu ausführlich P. W. Haider, Griechenland-Nordafrika (Darmstadt 1988), 1–12 und ders. Existierte ein „Groß-Ionien" um 1360 v. Chr.? Zu neuen Fremdvölkerlisten im „Millionenjahrhaus" Amenophis' III. in Theben-West, in: P. Mauritsch et al. (Hgg.), Antike Lebenswelten (Wiesbaden 2008), 667–681, sowie G. A. Lehmann, Die ‚politisch-historischen' Beziehungen der Ägäis-Welt des 15.–13. Jh.s v.Chr. zu Ägypten und Vorderasien: einige Hinweise, in: J. Latacz (Hg.), Zweihundert Jahre Homer-Forschung (Stuttgart 1991) (= Coll. Rauricum 2), 106–109.

[12] Vgl. P. W. Haider, Griechenland-Nordafrika (Darmstadt 1988), 77f.

[13] J. M. Munn-Rankin, Tukulti-Ninurta I and the Conquest of Babylonia, in: CAH II/2 (Cambridge 1975), 284–294.

[14] Zur Politik dieses Hethiterkönigs siehe A. Goetze, The Last Kings of the Khatti Land, in: CAH II/2 (Cambridge 1975), 262f.

[15] Hierzu siehe J. M. Munn-Rankin, Tukulti-Ninurta I and the Conquest of Babylonia, in: CAH II/2 (Cambridge 1975), 287.

[16] J. M. Munn-Rankin, Tukulti-Ninurta I and the Conquest of Babylonia, in: CAH II/2 (Cambridge 1975), 292.

[17] Die sprachliche Bearbeitung des Textes findet sich bei C. Kühne / H. Otten, Der Sausgamuwa-Vertrag (Wiesbaden 1971) (= Studien zu den Bogazköy-Texten 16).

[18] Vergleichbare Maßnahmen der Hethiter sind vielleicht auch im Westen festzustellen. Siehe dazu E. Cline, A possible Hittite Embargo against the Mycenaeans, in: Historia 40 (1991), 1–9.

[19] Vgl. H. Klengel, Historischer Kommentar zum Sausgamuwa-Vertrag, in: T. P. J. van den Hout / J. de Roos (Hgg.), Studio Historiae Ardens (Istanbul 1995), 159–172.

[20] Kritisch zu dieser Lesung G. Steiner, „Schiffe von Ahhijawa" oder „Kriegsschiffe" von Amurru im Sausgamuwa-Vertrag?, in: UF 21 (1989), 393–411.

[21] Die ausführliche Zusammenstellung der Befunde in den einzelnen archäologischen Stätten des mykenischen Raumes findet sich bei E. H. Cline, Orientalia in the Late Bronze Age Aegean: A Catalogue and Analysis of Trade and Contacts between the Aegean and Egypt, Anatolia and the Near East (Ann Arbor 1994), 182–207; siehe vor allem die Tabellen 184 und 188f.

[22] Zu diesem Rollsiegelfund siehe ausführlich E. Porada, The Cylinder Seals Found at Thebes in Boeotia, in: AfO 28 (1981/82), 1–70.

[23] Einen Zusammenhang zwischen dem Sausgamuwa-Brief und dem Rollsiegelfund von Theben stellt schon G. A. Lehmann, Die ‚politisch-historischen' Beziehungen der Ägäis-Welt des 15.–13.Jh.s v. Chr. zu Ägypten und Vorderasien: einige Hinweise, in: J. Latacz (Hg.), Zweihundert Jahre Homer-Forschung (Stuttgart 1991) (= Coll. Rauricum 2), 110f. her, ohne allerdings Ahhijawa direkt mit Theben zu identifizieren.

[24] Die Chronologie der Herrschaft Tukulti-Ninurtas scheint nahezulegen, dass der Sausgamuwa-Brief vor die Eroberung Babylons zu datieren ist, womit die Entsendung eines Teiles der Babylon-Beute an den Ahhijawa-König in die Zeit eines schon bestehenden diplomatischen Naheverhältnisses zwischen Assyrern und Ahhijawa fallen würde.

Götter der Makedonen außerhalb Makedoniens

Eine kurze Bestandsaufnahme*

Frank Daubner, Stuttgart

Soldaten und Söldner nehmen ihre Götter mit. Das ist gewiss unbestreitbar, obwohl wir nur wenige Zeugnisse aus der griechischen Welt haben, die das tatsächlich belegen. Während des Alexanderzuges und der Diadochenkämpfe verließen zahlreiche Makedonen ihr Heimatland; eine Vielzahl von Städten wurde gegründet. Anzunehmen ist, dass Antigonos und Seleukos Teile ihrer Heere im Osten, in Kleinasien und in Syrien, ansiedelten, was man allerdings nur in Einzelfällen belegen kann. Wahrscheinlich ist weiterhin, dass nach der Machtergreifung des Kassandros in Makedonien und erst recht nach der Etablierung der antigonidischen Dynastie kein nennenswerter Nachschub an Makedonen aus dem Mutterland mehr zu erwarten war. Was wir jedoch wissen, ist, dass immer wieder Söldner aus Nordgriechenland, Makedonien und Thrakien angeworben werden konnten, wie eindrucksvoll bereits die früheste griechische Inschrift aus Syrien, die ptolemäische Söldnerliste der zweiten Hälfte des 3. Jh.s aus Ras Ibn Hani, zeigt.[1]

Jedoch geht es hier nicht um Söldner, die eine andere Kategorie darstellen als die makedonischen Bürger-Krieger, die unter Alexander und seinen Nachfolgern in den Osten gekommen sind. Es geht um die Kulte der Bewohner der Siedlun-

gen, die im Gegensatz zu den Söldnern dauerhaft im neuen Herrschaftsraum leben und diesen dadurch auf ganz andere Weise mitgestalten als Garnisonssoldaten.

Solche Gottheiten, die als makedonische erkennbar sind, werden daraufhin befragt, aus welchem Grund und durch wen sie am wahrscheinlichsten in den Osten gelangt sind. Es werden die Verhältnisse im seleukidischen und ptolemäischen Syrien sowie im westlichen Kleinasien untersucht, das ebenfalls als Ort zahlreicher seleukidischer oder allgemein frühhellenistischer Städtegründungen und Veteranenansiedlungen postuliert wurde.

Hierbei steht der Forscher jedoch vor der Schwierigkeit, makedonische Gottheiten und Kulte überhaupt als solche zu fassen. Von einem Gegensatz der griechischen und der makedonischen Religion kann ohnehin nicht die Rede sein; die Götterkulte Makedoniens fügen sich, natürlich inklusive einiger Besonderheiten, vollkommen in das rituelle System ein, das wir „Griechische Religion" zu nennen pflegen.[2] Somit ist ein Kulttransfer nur dann zu fassen, wenn Götternamen, Epiklesen oder Darstellungsweisen begegnen, die typisch oder spezifisch für Makedonien sind; sei es, dass sie dort häufig begegnen, oder dass sie auf konkrete makedonische Verhältnisse Bezug nehmen.

Aus den wenigen Nachrichten wird doch eine gewisse Tendenz deutlich, die gerade im Vergleich durchaus zu einigen historischen Vermutungen bezüglich der Herkunft und der Identität der syrischen und der kleinasiatischen Makedonen berechtigt.

Wenige solcher Fälle sind aus Kleinasien bekannt. Eine prominente Rolle muss hier Tyrimnos, der Hauptgott des lydischen Thyateira spielen. Thyateira wurde von Seleukos Nikator zur Ansiedlung von Makedonen gegründet, wie Stephanos berichtet. Tyrimnos, der mit Apollon oder auch Helios identifiziert und als Sonnengott verehrt wird, erscheint auf Münzdarstellungen mit Lorbeerkranz und Doppelaxt; sein Auftauchen auf Homonoiaprägungen lässt ihn als „Nationalgottheit" der Thyateirener erscheinen. Diesen Heros haben die Makedonen als Gott in ihre neuen Siedlungsgebiete mitgenommen und auch bis weit in die Kaiserzeit hinein verehrt.

Weiterhin ist der obskure makedonische Dämon Darrhon zu nennen, der aus einer Glosse des Hesychios bekannt war und dessen Heiligtum in Pella jüngst durch eine Inschrift identifiziert werden konnte.[3] Aus Mylasa stammt ein Rundaltar des späten 4. Jh.s, den eine φρατρία τῶν Δαρρωνιστῶν geweiht hat, wohl eine Kultvereinigung von in der Stadt ansässigen Makedonen.[4]

Im phrygischen Metropolis, das wohl eine seleukidische Gründung ist und dessen Inschriftenmaterial mehrere makedonische Namen aufweist, findet sich eine Ehreninschrift des 3. Jh.s n. Chr. für eine Priesterin der Artemis Tauropolos.[5]

Wiederum in Lydien haben wir bei Saittai das Heiligtum eines Zeus Antigoneios[6] und in Nisyra und Hyrkanis einen Zeus Seleukeios.[7]

Womöglich gehört der Zeus Dolichenos ebenfalls in die Reihe der importierten Götter, ist doch Zeus auch der Hauptgott im perrhaibischen Doliche. Vielleicht wurden perrhaibische Truppen in Kommagene stationiert oder angesiedelt. Aber darüber und über das hellenistische Doliche in Kommagene wissen wir noch zu wenig, um eine auch nur halbwegs gesicherte Aussage treffen zu können.

Auch in Syrien finden wir einige Gottheiten, die sich auf eine eindeutig makedonische Herkunft berufen können:

Libanios berichtet in seiner Antiochikos-Rede[8], dass Alexander an der von ihm so benannten Olympias-Quelle am Silpios, an der Stelle des späteren Antiocheia, der Wunsch ergriffen habe, hier eine Stadt zu gründen: „Anfang der Besiedlung aber war die Gründung eines Heiligtums des Zeus Bottiaios und die Benennung der Anhöhe nach Alexanders Heimat durch den Namen Emathia." Einen Zeus Bottiaios kennen wir aus Makedonien nicht, jedoch ist die Bedeutung des Zeus als Stammvater der Makedonen und als deren Hauptgott klar. Die Bottia nun ist dasjenige Kernland Untermakedoniens, in dem die Hauptstadt Pella lag. Es könnte vermutet werden, dass Seleukos die Orakel und die „heimatlichen" Benennungen veranstaltete, um die ehemaligen Soldaten des Antigonos, von denen es in Syrien einige gegeben haben muss, auf seine Seite zu bringen, und nicht zuletzt neue Siedler aus Griechenland und Makedonien nach Syrien zu ziehen, indem man ihnen durch die vertrauten Ortsnamen suggerierte, eine vertraute städtische Umgebung vorzufinden.

Das Epitheton der Athena Kyrrhestis folgt dem gleichen Muster wie das des Zeus Bottiaios: Eine Stadt oder Region Makedoniens gibt der Gottheit und einer Stadt oder Region Syriens den Namen. Von der syrischen Athena Kyrrhestis wissen wir aus Stephanos s.v. Κύρρος: Κύρρος, πόλις Συρίας, ἧς ἀκρόπολις Γίνδαρος […] καὶ Κυρρεστὶς ἡ Ἀθηνᾶ, und aus Strabon (16,2,7), der berichtet, dass das Heiligtum der Athena Kyrrhestis 20 Stadien von einem Ort namens Herakleia entfernt sei. Im Gegensatz zum Zeus Bottiaios kennen wir die Athena Kyrrhestis auch aus Makedonien: In der Nähe des makedonischen Kyrrhos wurde eine wohl späthellenistische Inschrift gefunden, die noch nicht vollständig publiziert ist, die jedoch eine Weihung an die Athena Kyrrhestis enthält sowie einen Ort namens Genderros erwähnt.[9] In den Hypomnemata Alexanders III. findet sich die Idee, einen Tempel der Athena in Kyrrhos in Makedonien zu errichten.[10] Die Nachricht zeigt, dass die Verehrung der Athena Kyrrhestis in Makedonien älter ist als in Syrien, und macht damit die Einflussrichtung klar. Gleichzeitig wird deutlich, dass es sich keineswegs um einen unbedeutenden Lokalkult gehandelt haben kann – die Reihe der Orte, in denen laut Alexanders Notizen Tempel errichtet werden sollten, umfasst außerdem Delos, Delphoi, Dodona und Ilion; für Makedonien selbst plante er einen Zeustempel in Dion und einen Tempel für Artemis Tauropolos in Amphipolis. Bei diesen Tempeln handelt es sich erstens um solche für die bedeutendsten überregionalen Heiligtümer und zweitens um

solche für die „Staatskulte“ Makedoniens. In diese Reihe gehört also der Kult der Athena Kyrrhestis.

Vier Siegelabdrücke aus Seleukeia am Tigris zeigen eine archaistische Athena im Promachos-Schema mit einem Blitzbündel in der Hand.[11] Die Darstellung entspricht derjenigen auf einigen makedonischen Tetradrachmen und seleukidischen Bronzen.[12] Es handelt sich dabei mit ziemlicher Sicherheit um die in Pella verehrte Athena Alkidemos, die uns bei Livius (42,51) überliefert ist.[13]

Die Artemis Tauropolos wurde auf der Ikaros im Persischen Golf verehrt, der heutigen Insel Failakia.[14] Laut Arrians Bericht (an. 7,20,3) besuchte Androsthenes die Insel und sah das Apollon- und Tauropolos-Heiligtum, woraufhin Alexander selbst befohlen habe, die Insel Ikaros zu nennen, nach der Insel in der Ägäis, die ein Tauropolos-Heiligtum besaß. Wenn Alexander beteiligt ist an der Installation eines Tauropolos-Heiligtums, so ist doch zu vermuten, dass er dabei die große Göttin von Amphipolis ehren wollte. Die Tauropolos stellt eine für das makedonische Heer sehr wichtige Gottheit dar; sie taucht in zehn Verträgen hellenistischer Herrscher mit Söldnern als θεὸς ἔνορκος auf. Launey vermutet gar, dass sie die Schutzgottheit des makedonischen Heeres gewesen sei.[15] Auf Ikaros waren makedonische Militärs stationiert. Das belegen vor allem die Festung und die Inschriften, aber auch die Terrakotten von Kriegern mit Kausia sind ein deutlicher Hinweis auf den makedonischen Bevölkerungsanteil. Sie stammen zum Teil aus Tempel B, der womöglich den Tauropolos-Tempel darstellt.[16] Die Artemis Tauropolos aus Amphipolis war eine bedeutende makedonische Staatsgottheit und wurde hier auf Ikaros, am Rande des Reiches, im Festungs-Heiligtum der Besatzungstruppen verehrt. Der Bericht Arrians über die Beteiligung Alexanders an der Deutung und Benennung des auf der Insel vorgefundenen Kultes zeigt, dass die Gottheit abermals auf königlichen Befehl in den Osten gebracht wurde.

Auf den ersten Blick enttäuscht der Götter-Survey, der keine offensichtlich überwältigenden Ergebnisse erbringt. Im hellenistischen Kleinasien finden sich drei sichere Beispiele für Götter, die aus Makedonien importiert wurden, zuzüglich dreier unsicherer. Allen ist gemeinsam, dass es sich eher um Götter der „kleinen Leute“ oder der Soldaten handelt. In Syrien hingegen stellen sämtliche vier oder fünf, je nachdem, ob man den Zeus Olympios aus Dion hinzuzuzählen geneigt ist oder nicht, Staatsgötter dar, die von oben, von den jeweiligen Herrschern eingeführt wurden. Die Tauropolos besitzt als durch die Münzen und die Eide im Heer allgegenwärtige Gottheit einen ambivalenten Charakter; sie ist einerseits Objekt eines Staatskultes, andererseits müssen wir eine vielfältige und weitreichende private Verehrung vor allem durch makedonische Heeresangehörige annehmen.

Vergleicht man diesen Befund mit dem, was außer den Göttern an makedonischen kulturellen Elementen überliefert ist, ergibt sich trotz der abermals sehr wenigen Zeugnisse ein gleichfalls konsistentes Bild: Eine Vielzahl von Bewohnern der Städte Lydiens trägt makedonische Namen. In Syrien finden sich solche nicht.

Die Selbstbezeichnung einer Person oder einer ganzen Gemeinde als Makedonen ist im hellenistischen Kleinasien häufig; in Syrien kommt dies so gut wie nie vor. Die von Makedonen besiedelten attalidischen Neugründungen Apollonis und Philadelpheia in Lydien prägen den makedonischen Schild auf ihre Münzen; in Syrien tut dies keine der Städte, sondern der König.[17]

Ist das alles so, weil in Syrien viel weniger Makedonen siedelten als in Kleinasien? Natürlich hören wir auch in Syrien von der Ansiedlung makedonischer Veteranen. In Antiocheia, in Laodikeia am Meer und in Seleukeia am Tigris ist das makedonische Element augenfällig, in Heliopolis und Dura-Europos partiell nicht zu leugnen, aber davon abgesehen bleibt nicht viel. Da wir gerade im Vergleich zu den Siedlungen im westlichen Kleinasien kaum irgendwelche Hinweise auf eine makedonischstämmige Bevölkerung in den kleineren Orten haben, könnte vermutet werden, dass die Makedonen und ihre Nachkommen im Seleukidenreich zentralisiert in den großen Residenzstädten gelebt haben. Immerhin überschneiden sich einige der beobachteten Befunde: Makedonische städtische Institutionen wie die *peliganes* und die *epistatai* finden sich in Seleukeia Pieria, in Laodikeia am Meer und in Seleukeia am Tigris.[18] In Kleinasien gibt es sie nach unseren bisherigen Kenntnissen nicht. Fergus Millar hatte vermutet, dass zwar einzelne Griechen und Makedonen nach Syrien kamen, dass aber keine nennenswerte „private" Einwanderung stattgefunden habe.[19] Eine solche private und umfangreiche Einwanderung von Makedonen ins Attalidenreich ist allerdings für die Zeit nach Kynoskephalai und vor allem nach Pydna sehr wahrscheinlich, als hauptsächlich in Lydien zahlreiche von einer makedonischen Bevölkerung geprägte Städte auftauchen (Apollonis) oder deutlich wachsen (Thyateira), die ihren makedonischen Charakter lange behalten. Die These oder die Frage, die aus alldem resultiert, könnte wie folgt lauten: Rühren die beobachteten Unterschiede daher, dass die Seleukiden in Syrien einige der Soldaten ansiedelten, diesen eine „neue Heimat" einrichteten und sie im fremden Land von oben her institutionell verankern mussten, während das westliche Kleinasien als Siedlungsplatz deutlich attraktiver war und dort in stärkerem Maße aus Eigeninitiative von unten her agiert wurde?

* Eine ausführliche Version des Beitrags erscheint unter dem Titel „Makedonische Götter in Syrien und Kleinasien: Erwägungen zur Identität der Siedler in hellenistischen Stadtgründungen“ in R. Raja (Hg.), Contextualising the sacred in the Hellenistic and Roman Near East: Religious identities in local, regional and imperial settings. Conference Aarhus 2008.

[1] J.-P. Rey-Coquais, Inscription grecque découverte a Ras Ibn Hani: Stèle de mercenaires Lagides sur la cote Syrienne, Syria 55 (1978), 313–325.

[2] Zum Forschungsstand s. M.B. Hatzopoulos, La Macédoine. Géographie historique – Langue – Cultes et croyances – Institutions, Paris 2006, 53–60.

[3] M.B. Hatzopoulos, Epigraphie et philologie: Récentes découvertes épigraphiques et gloses Macédoniennes d’Hésychius, CRAI 1998, 1189–1218; 1200–1202. Die Inschrift: [Α]ΜΦΙΠΟΛΙΣ ΔΑΡΡΩΝΙ ΕΥΞΑΜΕΝΗ ΕΠΕΚΟΩΙ.

[4] J.-M. Carbon, ΔΑΡΡΩΝ and ΔΑΙΜΩΝ: A New Inscription from Mylasa, EA 38 (2005), 1–6.

[5] MAMA IV 122. Siehe unten.

[6] H. Malay, Greek and Latin Inscriptions in the Manisa Museum, Wien 1994 (TAM Ergänzungsband 19), Nr. 69–74; M.H. Sayar, Weihung für Zeus Antigoneios, EpAnat 30 (1998), 143f.

[7] TAM V 1, 426; TAM V 2, 1306.

[8] Orat. 11,76–91. Übers. G. Fatouros – T. Krischer (Hgg.), Libanios: Antiochikos (or. XI). Zur heidnischen Renaissance in der Spätantike, Wien–Berlin 1992.

[9] A.K. Vavritsas, Επιγραφή εξ Αραβησσού Πέλλης, Αρχαία Μακεδονία II (1977), 7–11, dort in die römische Zeit datiert. Eine hellenistische Datierung nimmt H.W. Pleket, SEG 27, 258, an.

[10] Diod. 18,4,5.

[11] R.H. McDowell, Stamped and Inscribed Objects from Seleucia on the Tigris, Ann Arbor 1935, 226.

[12] Antigonos Gontas: SNG Kop. 1199; Philipp V.: SNG München 1124; Seleukos I.: SNG Spaer 3 (in Antiocheia geprägte Bronze).

[13] A.B. Brett, Athena ΑΛΚΙΔΗΜΟΣ of Pella, ANSMN 4–5 (1950), 55–72.

[14] Quellen: K. Jeppesen, Ikaros 3: The Sacred Enclosure in the Early Hellenistic Period, Aarhus 1989, 77.

[15] M. Launey, Recherches sur les armées hellénistiques II, Paris 1949, 938.

[16] E. Janssen, Die Kausia. Symbolik und Funktion der makedonischen Kleidung, Diss. Göttingen 2007, 172f. (URL: http://webdoc.sub.gwdg.de/diss/2008/janssen/janssen.pdf).

[17] Apollonis: SNG München 32; Philadelpheia: SNG Kop. 343; Antiochos I.: SNG Kop. 67.

[18] *Peliganes* in Laodikeia: IGLS 4,1261; *epistatai* ebenda: IGLS 4,1261; in Seleukeia Pieria: IGLS 3,2,1183; in Seleukeia am Tigris: Pol. 5,48,12; vgl. OGIS 254 aus Babylon.

[19] The Problem of Hellenistic Syria, in: Ders., Rome, the Greek World, and the East 3: The Greek World, the Jews, and the East, Chapel Hill 2006, 3–31; 11.

Winckelmanns lateinische Gedichte auf Homer

Balbina Bäbler, Göttingen

1. Einleitung

Im April 1743 trat Johann Joachim Winckelmann – nach einer Ausbildung an der Lateinschule in Stendal, dem Cöllnischen Gymnasium in Berlin, dem Gymnasium von Salzwedel und etwas disparaten, unter anderem vor allem den Naturwissenschaften gewidmeten Studien in Halle und Jena – das Amt eines Konrektors an der Lateinschule in Seehausen an.

Winckelmanns fünf Jahre in diesem Amt, wo er nebst den alten Sprachen Geometrie, Logik und Geschichte zu unterrichten hatte, sind schon beinahe Legende. Er führte sein Amt engagiert und zunächst auch erfolgreich aus, doch Probleme begannen gerade durch seinen Anspruch, den Schülern nicht nur das Neue Testament einzutrichtern, sondern ihnen die Augen auch für die griechische Literatur und Kultur zu öffnen.[1]

Zu diesem Zweck nahm er es auf sich, Auszüge aus griechischen Profanschriftstellern kalligraphisch unzählige Male abzuschreiben, um sie den Schülern zur Lektüre zu geben. Diese rebellierten heftig, und ihre Eltern beklagten sich bitterlich, die armen Knaben würden ohne Not geplagt, „sie seien sonst ohne griechische Dornen ebenso klug geworden.“ Winckelmanns eigenbrötlerisches

Wesen und seine Weigerung, an dem Sozialleben des kleinen Ortes teilzunehmen, verschärften den Konflikt, der eskalierte, als er sich auch noch mit dem Kircheninspektor Valentin Schnakenburg zerstritt; dieser Mann war schon deshalb sehr verstimmt, weil sich Winckelmann im Gegensatz zu seinem Vorgänger Boysen außerstande sah, ihm einen Teil seiner Amtsbürde abzunehmen, also zu predigen, zu katechisieren und Leichenreden zu halten, und als Winckelmann dann auch noch bei Schnakenburgs Predigten in der Kirche bei der Homerlektüre ertappt wurde, war das Maß voll; er wurde degradiert und zum Elementarunterricht verdammt. Der Kircheninspektor äußerte laute Zweifel nicht nur an Winckelmanns Glauben, sondern auch an dessen Latein, was diesen dermaßen ärgerte, dass er noch Jahre später in einem Brief über die „aufgeblasenen, dummen Pfaffen, die nur ihr Dorf und Halle gesehen haben",[2] schimpft.

Winckelmanns Trost in den folgenden Jahren war bekanntlich Homer, den er ganze Nächte hindurch in seiner eiskalten Kammer las (in der von ihm erworbenen Edition von Alexander Pope, London 1715–1720)[3] und exzerpierte: „Ich […] ließ Kinder mit grindigten Köpfen das ABC lesen, wenn ich während dieses Zeitvertreibs sehnlich wünschte, zur Kenntnis des Schönen zu gelangen und Gleichnisse aus dem Homer betete."[4] Zahlreiche Zitate aus *Ilias* und *Odyssee*, die er in ein kleines, offenbar wie ein Brevier zum ständigen Mitführen bestimmtes Heft notierte, nehmen dabei offensichtlich auf seine Situation Bezug. Besonders prägnant und geradezu ein Leitsatz auch in späterer Zeit ist dabei *Od.* 20,18: „Dulde nur, mein Herz, einst hast du schon Hündischeres erduldet."[5]

Aus dieser Zeit (1743–1748) stammen auch zwei lateinische Gedichte Winckelmanns, die sowohl hinsichtlich seiner Lateinkenntnisse wie auch als Schlaglicht auf die Situation der klassischen Studien interessant sind. Die Gedichte, deren Originale in Hamburg sind, waren bereits Justi bekannt; sie sind bei Rehm publiziert, und Schadewaldt hat 1943 eine Übersetzung davon gegeben, die aber stellenweise etwas zahm erscheint (vgl. u. zu V. 4) und keine eingehenden Erläuterungen enthält;[6] eine Neuausgabe mit philologischen Anmerkungen scheint daher sinnvoll.

2.1 Hamburger Winckelmann-Ms. (Cod. Hist. Art, Nr. 1, 2. Band, Heft 1 Nu. 8 Blatt L)

Text

1 Quid veneres Graecas Teutonum cedere iussit
2 Oris? Temperies num malesana fuit?
3 Aut quae ter denos crudelia bella per annos
4 Grassavere diu in visceribus propriis?
5 Perstrepere audivit cunctos Germania ludos

6 Aemoniasque Musas Ioniumque melos,
7 Praeloque fervebant veteres excudere chartas,
8 Sordibus obductae quae latuere diu;
9 Ut credas Graios sedibus soloque relicto
10 Transmigrasse tuas, barbara terra, nives.
11 Non ferulae subductus abit monitisque magistri,
12 Ni puer ante probe nosset et Iliada.
13 Nunc iacet abiectus missusque ad Tartara Homerus,
14 Et sine honore nomen quemque legisse pudet.

Übersetzung

(1) *Was befahl den griechischen Liebesgöttinnen, der Deutschen Länder zu verlassen?* (2) *War es etwa das ungesunde Klima?* (3) *Oder waren es die grausamen Kriege, die dreimal zehn Jahre lang* (4) *in den eigenen Eingeweiden gewütet haben?* (5) *[Einst] hörte Germania, dass durch alle Elementarschulen* (6) *die haemonischen Musen und das ionische Lied lärmten,* (7) *und man strebte glühend danach, in der Druckerpresse die alten Bücher herauszubringen*, (8) *die lange vom Schmutz bedeckt im Verborgenen lagen;* (9) *so dass man hätte glauben können, die Griechen hätten ihre Wohnsitze und ihren Boden verlassen* (10) *und seien hinübergewandert zu deinen Schneefeldern, barbarisches Land.* (11) *Nicht ging der Knabe – der Rute und den Ermahnungen des Lehrers entzogen – weg,* (12) *wenn er nicht zuvor auch die Ilias richtig kennengelernt hatte.* (13) *Jetzt liegt Homer weggeworfen und in den Tartaros geschickt da,* (14) *und sein Name ist ohne Ehre; ein jeder schämt sich, ihn gelesen zu haben*.

Kommentar[7]

V. 1: Veneres: Vgl. Lucr. 4,1185; s. dazu die Interpretation S. 170.
Teutonum […] Oris: Während in V. 5 allgemein von *Germania* die Rede ist, wird hier spezifisch auf die ursprünglich an der Westküste Jütlands siedelnden Nachbarn der Kimbern (Plin. *Nat.* XXXVII 35; Vell. 2,8) verwiesen, vielleicht um den Eindruck des Nordens zu betonen bzw. auf eine Zeit hinzuweisen, in der die griechischen Liebesgötter sich sogar in der Heimat von Roms gefürchteten barbarischen Gegnern aufhielten.[8]

V. 2: malesana: Die nicht sehr gebräuchliche Junktur *male sanus* ist vor allem bei Ovid (*am.* 3,7,77; *ars* 3,713; *met.* 3,474. 4,521) zu finden, sowie bei Vergil (*Aen.* 4,8) und Horaz (*epist.* 1,19,3).

V. 3: ter denos crudelia bella per annos: Der Dreißigjährige Krieg (1618–1648); hier im Vers natürlich etwas vereinfacht zusammengefasst, handelte es sich doch um über 13 einzelne Kriege, unterbrochen durch zehn Friedensschlüsse.[9]

V. 4: Grassavere: *grassor* (Frequentativ zu *gradior*), also ursprünglich intensiv, d.h. „tüchtig losschreiten", vor allem im Sinne von „hart verfahren, wüten" gebraucht. Die aktive Nebenform ist nur sehr selten belegt, etwa bei Apul. *Met.* 7,7,1 (*grassabamus*), wo sie aber meist zu *grassabamur* geändert wird, da Apuleius auch

sonst immer die passive Form gebraucht.[10] Womöglich erinnerte sich Winckelmann nicht an den üblichen Gebrauch des Verbs, oder er wich aus metrischen Gründen auf die kaum belegte Nebenform aus.

Schadewaldts Übersetzung „Der Graus des dreißigjährigen Krieges?" wird dem hier gezeichneten drastischen Bild des Krieges, der in den Eingeweiden eines Landes wütete, zu wenig gerecht; ähnlich ist z. B. *Romam pestilentia grassabatur* (Aur. Vict. *de Caes.* 33,5).

Das Bild ist passend für den Dreißigjährigen Krieg, der eine ganz neue Form des Vernichtungskrieges war, die wie nie zuvor die Zivilbevölkerung in Mitleidenschaft zog und ganz Deutschland ins Chaos stürzte und an dessen Ende mindestens die Hälfte der Bevölkerung tot war, so dass durch die Entvölkerung weiter Landstriche, Plünderungen durch wechselnde Eroberer, extreme öffentliche Verschuldung, nie da gewesene Verschlechterung des Münzwesens und andere Kriegsfolgen eine wirtschaftliche Erholung fast unmöglich schien.

V. 5: ludos: „Elementarschulen". Im *ludus* brachte der *ludi magister* Kindern von etwa sieben bis elf Jahren (Quint. I 1,15) Lesen, Schreiben und Rechnen bei; *ludi* gab es selbst in den kleinsten Ortschaften der antiken Welt (Plin. *Nat.* IX 25; Suet. *Cal.* 45,2; Plut. *Qu. R.* 58,278e; ILS 57).[11]

Winckelmann siedelt den Griechischunterricht also bereits auf der untersten Schulstufe an, doch dies dürfte selbst für das „Goldene Zeitalter" des deutschen Humanismus Wunschdenken sein. Auch nachdem durch die Reformation, für die das griechisch geschriebene Neue Testament das wichtigste aller Bücher war, das Griechische endgültig fest im Lehrplan verankert war, wurde die Sprache, wenn überhaupt, erst in den höheren Schulklassen gelernt und nahm auch dort nur einen sekundären Platz ein, gemäß Melanchthons Anweisung „Latina discenda, Graeca tentanda".[12] Selbst die Reformatoren wollten, dass Griechisch erst gelernt würde, wenn das Lateinische beherrscht werde, welches noch für viele andere Bereiche des Lebens nützlich und für Ärzte und Juristen, Kaufleute und Soldaten geradezu unentbehrlich sei.[13] Die Idealvorstellung einer in der Schule erworbenen soliden Homerkenntnis wird auch durch einen Blick auf die Schulordnungen des 16. Jh.s relativiert: In der Oberstufe wird die griechische Grammatik an Auszügen griechischer Prosa und Dichtung eingeübt; Schulmeister sollten zwar möglichst perfekt Latein sprechen, doch in der griechischen Sprache und Literatur genügt es, „minime rudis" bzw. „non prorsus ignarus" zu sein.[14]

Gerade die Dichtung hatte zunächst einen schweren Stand, mussten die Humanisten doch rechtfertigen, wie deren Studium mit dem christlichen Erziehungsideal zu verbinden sei; Homer gehörte aber (mit Hesiod, Pindar und Theognis) zu dem Kanon der von deutschen Reformatoren und Humanisten empfohlenen Musterautoren, die christliche Interpretationsmöglichkeiten boten.[15] Insofern liegt Winckelmann mit seinem Bild der Hochschätzung Homers im Humanismus dennoch nicht falsch.

V. 6: Aemoniasque Musas: Die erste Silbe von *Musas* müsste lang sein; der Vers funktioniert aber nur, wenn man sie regelwidrig kurz liest.

Haimonia umfasste nach Plinius *Nat.* IV 14 ursprünglich die thessalische Pelasgiotis, wurde aber von griechischen und römischen Dichtern auf ganz Thessalien übertragen, vgl. etwa Ovid, *met.* 1,568f. (*est nemus Haemoniae, praerupta quod undique / claudit silva: vocant Tempe*). Weshalb Winckelmann allerdings gerade die Musen hier ansiedelt, bleibt etwas unklar, wird Thessalien im Allgemeinen doch mit Hexen und Zauberei in Verbindung gebracht (s. z. B. Ovid, *ars* 2,99). Vielleicht ist in erster Linie an das reizvolle Tempetal gedacht, oder die Bezeichnung zielt eher (geographisch etwas ungenau) auf das benachbarte Böotien, wo üblicherweise die Musen angesiedelt sind. Der Berg Haimos hingegen, das Balkangebirge, wurde wie andere Teile Thrakiens mit Orpheus assoziiert und ist daher als Ort der Musen mit zwei weiteren berühmten „Musenbergen" zusammengestellt bei Horaz, *carm.* 1,12,5f. (*aut in umbrosis Heliconis oris / aut super Pindo gelidove in Haemo?*).[16]

Ioniumque melos: Ionisch ist der Grunddialekt des homerischen Epos; das ionische Kleinasien gilt als wahrscheinlichste Heimat Homers.[17]

V. 7: praeloque: Das -o- müsste lang sein, was man durch Streichung des angehängten -que erreichen könnte.

Winckelmann denkt hier sehnsüchtig an die umfangreiche Tätigkeit der Buchdrucker griechischer Klassiker im Humanismus zurück, die in der zweiten Hälfte des 15. Jh.s einsetzte.[18]

Das Fehlen neuerer Textausgaben war in der Tat eines der größten Probleme für die Klassische Philologie im Deutschland des 18. Jh.s. Seit Beginn des 17. Jh.s waren in Deutschland keine Ausgaben mehr erschienen; Homer war gerade einmal, 1651, in Basel gedruckt worden,[19] und allfällige ausländische Ausgaben (wenn sie denn überhaupt nach Deutschland gelangten) waren für jemanden in Winckelmanns damaliger Position schlicht unerschwinglich.

V. 8: Sordibus obductae: Hier klingt wohl eine Reminiszenz an die Zustände in der Stendaler Lateinschule an, die der junge Winckelmann von 1727–1734 besuchte. Zwar hatte sie – im Gegensatz zu den meisten anderen zeitgenössischen Lateinschulen – auch Griechisch auf dem Lehrplan: Nach dem Schulplan von 1600, der bis 1760 gültig war, sollte neben dem Neuen Testament noch etwas Isokrates, Hesiod, Theognis und Phokylides gelesen werden. Aber höchstwahrscheinlich wurde schon zu Winckelmanns Zeiten nur noch das Neue Testament traktiert, denn während die Schulbibliothek immerhin über einige schöne lateinische Klassikerausgaben verfügte, fand er im griechischen Bücherschrank nur gerade Herodian und Xiphilinos, *mucore et situ obductos*, „mit Schimmel und Staub bedeckt".[20] Und als er den tüchtigen und aufopferungsvollen Rektor der Schule, Esaias Wilhelm Tappert (dem Winckelmann als Vorleser diente, als dieser zunehmend erblindete) fragte, wer Sextus Empiricus und Lukian gewesen seien, deren Namen er in einer Literaturgeschichte gefunden hatte, so antwortete ihm Tappert, das seien Lateiner, er solle in Fabricius' lateinischer Bibliothek suchen.[21]

V. 9: soloque relicto: Das -o- in *solo* muss regelwidrig lang gelesen werden, damit der Vers aufgeht, aber bei *solum* (Boden) ist die erste Silbe kurz.

V. 9–10: barbara terra, **nives:** Dieses prägnante Bild ist ein charakteristischer Zug der lateinischen Gedichte deutscher Humanisten, insbesondere des Konrad Celtis (1459–1508),[22] „der die besten lateinischen Gedichte diesseits der Alpen schrieb […] und der als erster deutscher Dichter vom Kaiser die Dichterkrone empfing".[23] Celtis hatte in Köln studiert, an verschiedenen deutschen Universitäten über platonische Philosophie gelesen und sich danach sechs Monate in Italien aufgehalten; 1497 lehrte er in Ingolstadt über Horaz und veranlasste den Komponisten Petrus Tritonius, 19 Oden zu vertonen. „Ansonsten war er ein Nachahmer der italienischen Humanisten, der ihre Verhaltensweisen und Gedanken in deutsche Verhältnisse übertrug; ihm war es ein ernstes Anliegen, dass sein Land nicht hinter Italien zurückbliebe."[24] Celtis trat sein Amt in Ingolstadt mit „einer sehr eleganten Rede an, worin er die Deutschen auffordert, die alte Barbarei endlich auszuziehen und sich der Bildung zu befleißigen, statt wie bisher nur für Krieg und Fehden, für Pferde und Hunde und etwa noch für barbarische Philosophie Sinn zu haben."[25]

Typisch für diese Humanistengedichte ist der Gedanke einer „translatio Imperii" des Musengottes Apollo, der von Griechenland über Rom in barbarische Gegend kommt. Ein prägnantes Beispiel für dieses Bild sind die beiden letzten Strophen der horazischen, an Apollo gerichteten Ode, die den Abschluss von Celtis' Erstlingsschrift „Ars versificandi et carminum" (Leipzig 1486) bildet (V. 17–24):[26] *Tu celer vastas aequoris per undas*[27] */ Laetus a Graecis Latiam videre / Invehens Musas voluisti gratas / Pandere et artes. // Sic velis nostras, rogitamus, oras / Italas ceu quondam aditare terras, / Barbarus sermo fugiatque, ut atrum / Subruat omne.* – Du wolltest ja schnell über die weiten Wogen des Meers, / die Griechen verlassend, froh nach Latium gehen, / wolltest, als du die Musen hinführtest, auch / die lieben Künste verbreiten. // Betritt nun, wir bitten dich, unsere Gegend / wie einst die Länder Italiens, / und die barbarische Sprache entfliehe, damit das ganze / Dunkel zusammenbricht.[28]

Sowohl Winckelmann (V. 10) wie Celtis (V. 23 in Bezug auf *sermo*; bereits V. 9 wird das Wort auch für den Einwohner gebraucht) benutzen den Ausdruck *barbarus*; spricht Winckelmann von *barbara terra*, ist es bei Celtis (V. 7f.) die *inculta[m] […] terra[m]*.

Nives (V. 10) erinnert daran, dass bei Celtis (V. 6) die Camenen *gelido sub axe* singen müssen.

Bereits die byzantinischen, nach dem Fall von Konstantinopel im Westen lehrenden Humanisten benutzen ähnliche Bilder; so ist von Ioannes Argyropulos (1393/4–1487) der Ausspruch überliefert: *Eheu, Graecia nostro exilio transvolavit Alpes* („Schau! Griechenland hat durch unser Exil die Alpen überflogen!").[29]

V. 11: ferulae: Hier darf man vielleicht an einen lateinischen Brief von 1752 denken, in dem sich Winckelmann liebevoll-amüsiert an die *ferula* des etwas ex-

zentrischen Salzwedeler Rektors Scholle erinnert, vor der er einst so gezittert habe; allerdings war wahrscheinlich die Zuchtrute in den Schulen des 18. Jh.s so verbreitet, dass die Vorstellung von ihr nicht durch bestimmte persönliche Reminiszenzen hervorgerufen sein muss.[30]

V. 13f: nunc iacet etc.: In der Tat war die Situation der alten Sprachen, besonders des Griechischen, im Deutschland der ersten Hälfte des 18. Jh.s, trostlos, wie Winckelmann schrieb: Die Philologie war *ignava caligine mersa(e)*, in träger Finsternis versunken.[31] Der Dreißigjährige Krieg hatte fast alles zerstört, was Erasmus und Melanchthon einst aufgebaut hatten; neben dem allgemeinen wirtschaftlichen und moralischen Verfall war auch ein enormer Verlust von Kulturgut eine der Folgen, das zerstört oder – wie z. B. die Bibliotheken von Heidelberg, Würzburg und Mainz – als Beute verschleppt worden war. Die Bevölkerungsschicht, die als Kulturträger hätte dienen können, war nicht nur durch Plünderungen, sondern auch durch Kontributionen an wechselnde Eroberer zugrunde gerichtet.

Justi gibt von den Zuständen ein beeindruckendes Panorama mit mehreren aparten Anekdoten: So musste etwa Johann Vorst, als er 1692 eine griechische Anthologie verfassen wollte, feststellen, dass große akademische Autoritäten Aischines für Aischylos hielten und Dio Cassius Dionys nannten.[32] Was sich in Schulordnungen und Schulbüchern überhaupt erhalten hatte, waren, nebst natürlich dem Neuen Testament, einige Autoren bzw. Auszüge, die moralisch nützlich erschienen, z. B. Nonnos' poetische Paraphrase des Johannesevangeliums, oder Epiktets Handbüchlein, die Charaktere des Theophrast, (Ps.-)Plutarchs Schrift von der Erziehung, von Xenophon die Kyrupädie und die Erinnerungen an Sokrates, und, als einer der damaligen Favoriten, Herodians Kaisergeschichte. Finsler hat in seinem Werk über Homer in der Neuzeit aber auch nachdrücklich darauf hingewiesen, dass gerade in dem Umstand, dass man in dem protestantischen Deutschland deshalb noch am Griechischunterricht festhielt, weil er der einzige Weg zur Erforschung der Heiligen Schrift war, gleichzeitig auch eine große Gefahr lag: Man las neben der Bibel nicht einmal mehr die Kirchenväter richtig, sondern gab sich mit einigen herausgegriffenen Zitaten zufrieden; Profanschriftsteller, sofern man sie kannte, wurden völlig vernachlässigt, und das Griechisch der Bibel galt als besonders rein, da es ja göttlich inspiriert war.[33]

Die letzten beiden Verse (13–14) sind grammatikalisch prekär. Die hier gegebene Übersetzung gibt eine Interpunktion im lateinischen Text wieder, als stünde in Vers 14 ein Semikolon hinter *nomen* (ähnlich wurde wohl auch schon von Schadewaldt konstruiert, der übersetzt „Sein Name ist ehrlos, ihn gelesen zu haben, Schande!"). Bei Winckelmanns originaler Interpunktion müsste man eigentlich übersetzen „ein jeder schämt sich, auch nur seinen Namen gelesen zu haben, der ohne Ehre ist." Unabhängig davon, wie man es im Deutschen zu retten versucht, ist das angehängte *quemque* keine gute lateinische Konstruktion.

In V. 14 stimmt zudem die Metrik gleich an zwei Stellen nicht: Beim Substantiv *nomen* (viertes Wort der Zeile) ist das -o- der ersten Silbe lang, muss aber gele-

sen werden, als wäre es kurz, damit der Vers aufgeht; derselbe Fehler erscheint beim zweitletzten Wort der Zeile, dem Verb *legisse*, dessen erste Silbe kurz gelesen wird, aber in der Perfektform lang ist.[34]

Es gibt also insgesamt fünf massive metrische Verstöße: in V. 6 (*Musas*), V. 7 (*praeloque*), V. 9 (*soloque*), und V. 14 (*nomen […] legisse*).

Interpretation

Inhaltlich ist das Gedicht durchaus gelungen; es handelt sich um eine Ringkomposition: Verse 1–4 beschreiben den Ist-Zustand der Griechischen Philologie in Deutschland und fragen nach den Gründen, wobei man neben den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges vielleicht in der *temperies malesana* schon eine Andeutung der später in Winckelmanns Schriften prominenten Klimatheorie sehen kann.

Der umfangreichere Mittelteil, Verse 5–12, schwärmt vom vergangenen „Goldenen Zeitalter" der Klassischen Studien vor dem Kriegsausbruch 1618; hier sei nur kurz auf die großen Namen des Humanismus verwiesen, die entscheidend zur Verbreitung des Griechischen beitrugen, das sie teilweise noch von Emigranten aus Byzanz gelernt hatten: Johannes Reuchlin, Willibald Pirckheimer und natürlich Erasmus, von dem Pfeiffer schreibt, wenn man alle seine Ausgaben zusammentragen würde, wäre es ein Berg von Bänden, und Melanchthon, der 1518 als 21-Jähriger eine griechische Grammatik verfasste.[35]

Die beiden Schlussverse beklagen noch einmal die triste Gegenwart, wobei man kaum von dichterischer Übertreibung sprechen kann. Wie Paulsen darlegte, hatten sich die Verhältnisse für die Bildung das ganze 17. und 18. Jh. hindurch nicht geändert: „[…] für Lehrer und Schulen waren keine Mittel vorhanden. Die Einkünfte der Fürsten verzehrten der Hof und das Heer, so dass auch da, wo guter Wille vorhanden war, nicht viel geschah, und was geschah, kam noch eher den deutschen Volksschulen auf dem Lande als den lateinischen Stadtschulen zugute."[36] Ein weiterer, „prosaischerer" Grund für den Niedergang der alten Sprachen, den Winckelmann nicht nennt, kam hinzu: Der Unterricht „nützlicher" Realia trat in den Vordergrund, und Fächer wie Mathematik, Naturwissenschaften, Erdkunde und neuere Geschichte nahmen einen breiten Raum ein, der zuvor Latein und Griechisch vorbehalten gewesen war.[37]

Das Fazit des Gedichts ist also ziemlich deprimierend; Antworten werden nicht gegeben, Lösungsvorschläge nicht gemacht. Es ist zudem trostlos aktuell; aber es braucht heute keine drei mal zehn Jahre langen grausamen Kriege mehr, um die Klassische Philologie zu ruinieren, da dies heute Kultusministerien mit einem Federstrich zustande bringen. Und man möchte sich bisweilen sehnlich wünschen, alle Knaben würden ihre *Ilias* kennen, dann wäre nicht das Einzige, was heute noch durch die Lande lärmt, Übersetzungen samt abstruser Theorien zu diesem Werk, die in jeder Hinsicht buchstäblich „Schrott" sind.

2.2 Hamburger Winckelmann-Ms. (Cod. Hist. Art, Nr. 1, 2. Band, Heft 1 Nu. 8 Blatt M)

Text

1 Musa, meae precor ex Pindo illabere menti
2 Roreque Castalio tempora sparge mihi
3 Maeonii vatis lecturo carmina docto,
4 Qui civium solus volvo legoque senem.
5 Meque vobis curae vane nisi auguror esse,
6 Per me fama locis his viget alta senis.[38]

Übersetzung

(1) *Muse, ich bitte, gleite in meinen Geist vom Pindus her,* (2) *und mit kastalischem Tau besprenge mir die Schläfen,* (3) *mir, der ich mich anschicke, als Gelehrter die Gedichte des maeonischen Sehers zu lesen,* (4) *der ich als einziger der Bürger den Alten wälze und lese.* (5) *Und wenn ich nicht eitel mir einbilde, dass ich euch etwas bedeute,* (6) *dann ist durch mich hoher Ruhm des Alten in diesen Landen kräftig.*

Kommentar

V. 1: precor: Vgl. Ovid, *am.* 1,4,2; *her.* 1,101. 8,29.

ex Pindo: Vgl. oben Horaz, *carm.* 1,12,5f. zu V. 6 des ersten Gedichts; der Pindus, die Wasserscheide Zentralgriechenlands zwischen Thessalien und Epirus, erhielt eine Verbindung zu Musen und Dichtung erst durch Vergil, *ecl.* 10,9f., der seinerseits Theokrit, 1,66f. adaptiert; der dort erwähnte Pindus wurde beibehalten und bekam so die poetische Assoziation, die Horaz aufnimmt.[39]

Der Anruf an die Muse, die vom Pindus herabkommen soll, erinnert an den Beginn der Ode, die den Abschluss von Celtis' Erstlingsschrift „Ars versificandi et carminum" (Leipzig 1486) bildet und die (wie die ganze Schrift) die Deutschen zum Dichten auffordert wie auch gleichzeitig die praktische Anwendung des horazischen Vorbildes demonstriert:[40] *Phoebe, qui blandae citharae repertor, / Linque delectos Heliconque Pindum / Et veni nostris vocitatus oris / carmine grato.* – Phoebus, Erfinder der schmeichelnden Leier, / verlasse Helikon und Pindus, die du erwähltest, / und komme, eindringlich gerufen, in unser Land mit liebem Liede!

Pindo illabere: Für diesen kühnen Hiat gibt es gute Vorbilder: Vgl. Vergil, *Aen.* 3,211 (*insulae Ioni**o** **i**n magno*); *Aen.* 7,138 (*antiquae cedr**o**, **I**talusque*), Horaz, *epist.* 1,19,19 (***o** **i**mitatores […]*).

V. 2: roreque Castalio: Belegt bei Horaz, *carm.* 3,4,61. Stat. *Theb.* 1,697f.

In der Kastalischen Felsenquelle, von wo aus die Heilige Straße zum Apollontempel führt, bereitet sich die delphische Priesterin auf ihre Weissagungen vor

(Schol. *in Eur. Phoen.* 222–224). Die Quelle war der Inbegriff von Delphi, weshalb der Name Kastalia oft stellvertretend für den heiligen Ort selbst steht (z. B. bei Pindar, *Pyth.* 4,290); bereits im homerischen *Apollonhymnus* (V. 300) wird die Quelle wegen ihres „schönfließenden Brunnens" gerühmt. Das älteste Brunnenhaus reicht in das 6. Jh. v. Chr. zurück und lag an der Straße am Ausgang der Schlucht; der jüngere Felsenbrunnen des 2./1. Jh.s v. Chr. ist hingegen ganz in den Berg eingehauen; Rundnischen in der Felswand enthielten Götterbilder, zum Brunnenraum stieg man über acht Stufen hinab.[41]

tempora sparge: Hier steckt ein metrischer Fehler, da die zwei letzten Silben von *tempora* kurz gelesen werden müssen, damit der Vers aufgeht; die letzte Silbe (*-a*) bildet aber zusammen mit den beiden Anfangskonsonanten des nachfolgenden Wortes eine Positionslänge.

V. 3: Maeonii vatis: *Maeonius* bedeutet lydisch; der Eigenname *Maeonides* („der Lyder") wird auch als Name Homers gebraucht, weil der Dicher nach einer Tradition in Kolophon, nach einer anderen in Smyrna geboren sein soll; die spezifische Zusammensetzung „Maeonischer Seher" ist allerdings nur bei Ovid, *trist.* 1,6,21, belegt (*tu, si Maeonium vatem sortita fuisses*), einem von sieben an die in Rom verbliebene Gattin gerichteten Gedichten aus dem Exil; Ovid preist darin die Rechtschaffenheit seiner Frau, die jene der Andromache und Laodamia übertreffe, so dass Homer anstelle der Penelope ihren Ruhm besungen hätte.

lecturo: Bemerkenswert ist, dass Winckelmann den Beistand der Muse zum Lesen, nicht etwa, wie zu erwarten wäre, zum eigenen Dichten erbittet. Dies ist vielleicht durch sein Gefühl veranlasst, sich als Pionier einer fremden, ansonsten ganz vernachlässigten bzw. vergessenen Sprache zu widmen.

V. 4: civium solus: Auch dieser Vers enthält einen metrischen Fehler: das erste -i- von *civium*, das kurz gelesen wird, damit es in den Vers passt, müsste lang sein.

Die Aussage ist nicht ganz gerecht. Immerhin hatte Winckelmann, als er im Alter von 17 Jahren auf Empfehlung des Rektors der Stendaler Lateinschule, Esaias Wilhelm Tappert, nach Berlin an das Cöllnische Gymnasium ging, dort den Konrektor Christian Tobias Damm kennengelernt, der sich ganz der griechischen Literatur verschrieben hatte; Griechisch stand auf dem Lehrplan. Auch dort aber wurde natürlich in beträchtlichem Umfang das Neue Testament gelesen; einen zusätzlichen Schwerpunkt stellte Agapetos, ein Diakon des 6. Jh.s n. Chr. dar; daneben alle die „moralisch nützlichen" Autoren, Herodian, aber auch Demosthenes, Hesiod und Homer, auf den in der Prima immerhin zwei Wochenstunden verwendet wurden – also immer noch nicht viel, aber womöglich begann hier Winckelmanns lebenslängliche Liebe zu diesem Autor.[42]

Der Eindruck, dass er allein überhaupt Homer lese, ist sicher durch die Umstände in Seehausen bestimmt (s. o.), wo diese Beschäftigung mehr als suspekt erschien.

V. 5: vobis: Der Vers geht nur auf, wenn man die erste Silbe von *vobis* kurz liest; sie müsste aber lang sein.

(Dieses sechszeilige Gedicht enthält also drei prosodische Fehler, in den Versen 2, 4 und 5).

Interpretation

Das Bemerkenswerteste an diesem Gedicht ist das Selbstbewusstsein des Verfassers, der sich bewusst ist, als Einziger in Deutschland (noch oder wieder) Homer zu lesen, aber dabei doch darauf vertraut, dass die Musen ihm dabei helfen werden, diesen wieder zu Ruhm und Ansehen zu bringen; dabei bezeichnet er sich selbst als *docto*.

In gewisser Weise könnte man darin eine Art Antwort auf die im ersten Gedicht geschilderten Zustände oder einen Aufruf (vielleicht in erster Linie *ad se ipsum*) zum Kampf sehen.

Ist er erfolgreich, so wären dann die idyllischen philologischen Zustände aus Vers 5–12 des ersten Gedichts wieder hergestellt und nicht zuletzt die *Veneres Graecae* wieder im Lande, die Schadewaldt mit „Griechenschönheiten" übersetzte; heute darf man vielleicht etwas deutlicher sein. Man sollte zwar vermeiden, in das in der heutigen Forschung leider oft vorherrschende Muster zu verfallen, Winckelmanns Äußerungen psychologisierend, d. h. als Triebsublimierung zu deuten; dennoch ist es auffallend, dass gerade zur Entstehungszeit dieses Gedichts auch Winckelmanns eigentümlicher Kult der Freundschaft zu jungen Männern begann, der nicht nur deutlich homoerotisch gefärbt war (was ja durchaus noch in die teilweise sehr gefühlsselig zelebrierten Männerfreundschaften des 18. Jh.s passt), sondern auch immer eine betont pädagogische Seite hatte, wofür stets antike Modelle angeführt wurden; die erzieherische Komponente im Verhältnis eines *erastes* zum *eromenos* schwingt immer mit. Das leidenschaftlichste dieser Verhältnisse war das zu einem jungen Mann namens Lamprecht[43], der in Seehausen zeitweise mit ihm zusammen wohnte, und den Winckelmann geistig formen, ja geradezu erschaffen wollte; 1744–46 richtet er an ihn auch Briefe mit der Anrede *ad delicias suas*, die gespickt sind mit glühenden Zitaten lateinischer Elegiker,[44] Stellen aus Homer zu Achill und Patroklos und mehrfach auch aus Platons *Phaidros*. Der *puer* dankte es ihm übrigens nicht; Lamprecht betrog ihn mehrfach um bedeutende Geldsummen und verließ ihn 1746 in einer Winckelmann sehr verletzenden Art. Ähnlich zärtliche Stellen gibt es aber auch in Briefen an den Hallenser Kommilitonen G. B. Genzmer[45] und an den Jugendfreund Berendis. Dies mahnt zur Vorsicht bei der Interpretation, denn solche, für uns übertrieben pathetisch wirkende Formulierungen, gehören in das typische „Repertoire" des Freundschaftskultes des 18. Jh.s. Geradezu programmatisch wirkt diesbezüglich ein Brief Winckelmanns an Berendis aus Nöthnitz, in dem er seine Vorstellungen einer heroischen Freundschaft erläutert, deren antikes Ideal er in Lukians Schrift *Toxaris* dargestellt findet.[46] Es sei dies die größte menschliche Tugend, aber, so beklagt er sich, selten

geworden durch die Religion, in der wir erzogen seien: Auf alles, was sie „befiehlt oder anpreist, sind zeitliche oder ewige Belohnungen gelegt, aber „Privat-Freundschaft“ ist im ganzen Neuen Testament nicht einmal dem Namen nach genannt.“ Weiter schreibt er: „Der Begriff der Freundschaft reißt mich allenthalten auch in Briefen hinweg.“ Dem Grafen Bünau, dessen Bibliothekar er 1748–1754 war, schreibt er im selben Jahr: „Wäre es möglich den bey mir überschwänglich gewordenen Begriff der Freundschaft zu unterdrücken, oder hätten meine Freunde bereits ihr bestimmtes Glück, so glaubte ich bey mir selbst zu finden, was ich nötig hätte. *Pauperiem sine dote quaero.*“[47]

Homer blieb Winckelmanns einzig wahrer Freund, der im Grunde auch ein Erziehungsmodell im weiteren Sinne liefert: Könnten die Knaben eben die *Ilias* richtig, *probe*, so wären sie dann im späteren Leben auch für die *Veneres Graecae* empfänglich.

Stilistisch scheinen mir die Gedichte sehr gelungen; Justi (50) hat zwar von Winckelmanns Latinität gesagt, sie sei „kein Schmaus für feine lateinische Ohren“, sich dabei aber auf Winckelmanns lateinische Briefe bezogen, die in der Tat deutschen Satzbau, grammatische Fehler und Schwulst durch nach damaliger Mode eingestreute dichterische Ausdrücke aufweisen. Es existiert aber bereits aus dem Jahre 1732 (also als er erst 15-jährig war) ein *Fasciculus epistolarum Latinarum*, in dem Winckelmann lateinische „Musterbriefe“ zu verschiedenen Gelegenheiten – Glückwünsche zu verschiedenen Anlässen wie etwa Hochzeit, Danksagungen etc. – gesammelt hatte.[48] Er versuchte also zumindest, seinen lateinischen Briefstil zu üben. In Seehausen exzerpierte er Cicero-Briefe ebenso wie moderne lateinische Korrespondenz – Cuperus, Heinsius, Ménage – um seinen Stil zu schulen und das Idiom wissenschaftlicher Korrespondenz zu beherrschen.[49] Eine Durchsicht des von Rehm publizierten winckelmannschen Briefcorpus zeigt aber, dass seit Mitte September 1748 – also nach dem Dienstantritt in Nöthnitz – die lateinischen Briefe auffallend abnehmen. Musste er nicht mehr beweisen, dass er dazu in der Lage war? Zu diesem Zeitpunkt war er nicht mehr Lateinlehrer, sondern arbeitete für die geplante „Kaiser- und Reichshistorie“ des Grafen Bünau. Lateinisch schrieb er von da an im Wesentlichen nur noch an den jungen Theologen J. G. Cleinow, mit dem er sich in Stendal lebhaft befreundet hatte, an J. R. Nolte, den Generalsuperintendenten der Altmark, der ihm die Stelle verschafft hatte, und an Kardinal Archinto, den päpstlichen Nuntius am sächsischen Hof, der ihm den Weg nach Rom ebnete.

In den Gedichten hat er sich womöglich erheblich mehr Mühe gegeben als in den Briefen, aber wahrscheinlich auch durch die Versform Germanismen vermieden. Dichterische Ausdrücke sind hier ja durchaus passend; die entsprechenden Parallelstellen sind auch deshalb interessant, weil sie auf Winckelmanns Lektüre lateinischer Dichter schließen lassen. In seinem Nachlass bilden Exzerpte griechischer Autoren die überwältigende Mehrheit, auch aus der Seehausener Zeit; von damals gibt es aber auch noch Auszüge aus Kommentaren zu Persius, Juvenal,

Catull, Properz und Plautus.[50] Zudem trug er in Seehausen und später in Nöthnitz Auszüge aus Ovid, Vergil und Horaz in einem speziellen Heft zusammen, in dem er in den frühen Morgenstunden (vor seinen offiziellen Pflichten) Aufzeichnungen machte und das sogar den Titel *Von den Frühstunden* trägt.[51] Gerade diese Dichter werden in Briefen aus Seehausen oft zitiert. Ganz offensichtlich hat er Ovid sehr gut gekannt[52] und intensiv genug gelesen, um Wörter, Formulierungen oder die „Melodie“ bestimmter Hiate im Ohr zu haben.

Auch ein weiteres, später entstandenes Exzerptheft besteht größtenteils aus Auszügen aus lateinischen Autoren (Properz, Catull, Horaz, Ovid, Vergil, Cicero), die nicht direkt mit Kunstgeschichte zu tun haben, sondern offensichtlich zur Erweiterung seiner Kenntnisse in lateinischer Sprache und Literatur zusammengestellt wurden.[53]

Problematisch sind in den Gedichten in erster Linie die massiven metrischen Verstöße, die für mehrere Interpreten Beleg für den unvollendeten Zustand der Gedichte sind;[54] dafür spricht nach Schadewaldt auch die Handschrift, die sie als „schnell niedergeschriebene Entwürfe“ ausweise. Es ist aber meines Erachtens zweifelhaft, ob das „wenig beholfene Latein“ von Winckelmann noch verbessert worden wäre; die ausgefeilte Komposition spricht meines Erachtens gegen einen flüchtigen Entwurf und mehr dafür, dass es sich um das Endprodukt handelte. [55]

3. Winckelmann und die Klassische Philologie

Winckelmanns lateinische Gedichte zeigen, dass er sowohl eine große Liebe zur Philologie, wie auch ein feines Sensorium für die Sprache und Literatur, aber zu wenig Training hatte. Diese Liebe bestand, anders als etwa von F. A. Wolf behauptet, auch später in Italien, wo er seit 1755 lebte, durchaus weiter;[56] auch wenn er von dieser Zeit an stets die Wichtigkeit der Autopsie betonte, so verlor er nie das Interesse an neuen Ausgaben und bemühte sich um entsprechende Käufe, aber er suchte, um ein Argument mit antiken Quellen zu belegen, nicht systematisch nach der besten Ausgabe; wenn er sie nicht ohnehin schon zur Hand hatte, griff er zu dem, was da war, oder zu seinen eigenen, Jahre zuvor angefertigten Exzerpten.

Fraglich bleibt, wie solide die philologische Bildung, die Winckelmann bei seinen unsystematischen Studien erworben hatte, noch dazu vorwiegend an der Universität Halle, die damals – wie auch zu manchen späteren Zeiten – kein guter Ort für Klassische Philologie war, überhaupt sein konnte.[57] Sein Vorgänger in Seehausen, Eberhard Boysen, setzte sich für ihn ein, nachdem Winckelmann ihm „bewundernswürdige Proben von seinem Talent und seiner Stärke in der griechischen Literatur“ geliefert hatte;[58] der gleiche Boysen schreibt jedoch in seinen 1795 erschienenen Lebenserinnerungen: „Im Ebräischen war Winckelmann ganz zurück, im Lateinischen, in welcher Sprache ich mit ihm redete, mittelmäßig.“[59] In der Chronik der Stadtschule Seehausen heißt es zu Winckelmanns Einführung aber wiederum:[60] „Darauf hielt er eine lateinische Rede, welche eine schöne römische

Schreibart und gute Sachen in sich fasste." Wie es objektiv um Winckelmanns aktive philologische Kompetenz stand, ist daher schwierig zu beurteilen.

Bei aller gerechtfertigten Kritik, die man an Metrik, Grammatik, in seinen Schriften dann auch an seinen Konjekturen und Interpretationen antiker Autoren üben kann, muss man sich aber klar machen, wie originell die Leistung und wie gewaltig der Schritt war, den Winckelmann vollzog und für den die beiden lateinischen Gedichte ein prägnantes Zeugnis liefern, nämlich seine dezidierte Hinwendung zum Griechischen. Dafür waren weder der Zeitgeist noch die Bildungsmöglichkeiten günstig (s. o.). Aber ebenso entscheidend war, dass „Antike" im 18. Jh. griechisches und römisches Altertum als eine Einheit bedeutete; Barockkunst zitierte römische Antike, und auch die französischen *anciens*, die die Überlegenheit der antiken Kultur über die zeitgenössische vertraten, gingen fast alle von einer Griechenland und Rom umfassenden „Einheitsantike" aus. Winckelmanns Schritt, Griechenland und Rom zu trennen, Griechenland und das Griechische auf den ersten Platz zu setzen und römische Kunst und Kultur als epigonenhaft zu betrachten, war für seine Zeit revolutionär (und hatte immensen Erfolg).

Dies ist auch ein grundlegender Unterschied zu den lateinischen Gedichten der Humanisten, die für Winckelmanns Gedichte sicher Pate gestanden haben.[61] Mehrere prägnante Bilder, wie etwa die der Musen, die in ein kaltes und schneebedecktes Land kommen, sind so nahe an der horazischen Ode des Conrad Celtis (vgl. o. zu V. 9–10 des ersten Gedichts), dass man sich schwer vorstellen kann, dass er sie nicht gekannt habe. Allerdings besteht ein grundlegender Unterschied auch hier: Für Celtis ist „das Lied der Musen selbstverständlich ein lateinisches. […] Die Lieder der Musen sind in Griechenland, Italien und Deutschland die gleichen, griechische und römische Kultur als Einheit gedacht."[62] Die „translatio Imperii" des Musengottes erfolgt von Rom nach Deutschland. Winckelmanns Musen kommen direkt von Griechenland, und während die Humanisten Horaz als Vorbild wählen, erfolgt bei Winckelmann die direkte Hinwendung zu Homer.

Man sollte daher Winckelmanns philologische Kompetenz nicht nur absolut betrachten, sondern zunächst in Relation zu seinen Zeitgenossen, und bei einer solchen Perspektive lässt sich sagen, dass er eine radikale Gegenposition zu der Situation der alten Sprachen in seiner Zeit bezog; mit seiner Hinwendung zu griechischen Profanschriftstellern und insbesondere seiner Homer-Begeisterung gehörte er (wie es E. Décultot formulierte) schon in seiner Jugend zu den „happy few".[63]

Homer ist sicher nicht nur durch Winckelmann in Deutschland wieder „zu Kräften gekommen"; dafür waren natürlich Leute wie Gesner und später Heyne, die sich vor Ort ganz der Philologie widmeten, entscheidender. Dennoch ist sein im zweiten Gedicht ausgedrücktes Gefühl, ein einsamer Pionier der Homerlektüre zu sein, im Kontext seiner Zeit nicht abwegig; dies scheint mir auch deshalb bedenkenswert, weil man noch im 1999 erschienenen rezeptionsgeschichtlichen Teil des „Neuen Pauly" lesen kann, die für den Philhellenismus in Deutschland bedeu-

tende Wiederentdeckung Homers habe erst mit Herder und Wolf begonnen.[64] Doch bereits in Winckelmanns 1755 erschienener *Erläuterung der Gedancken über die Nachahmung der griechischen Wercke in der Mahlerey und Bildhauer-Kunst* stehen eingehende Betrachtungen zu Homer und Vergleiche seiner Sprache und Formeln mit stilistischen Merkmalen der bildenden Kunst.[65]

Unabhängig davon, welche Motive ihn zum Griechischen hinzogen, war Winckelmann ein besserer Philologe und Wissenschaftler, als F. A. Wolf (s. o. Anm. 56) wahrhaben wollte, und hat sich meines Erachtens große Verdienste auch um die Philologie, nicht zuletzt die Wiederentdeckung Homers, erworben.

Mehrfach zitierte Literatur

Décultot 2004: Élisabeth Décultot, Untersuchungen zu Winckelmanns Exzerptheften. Ein Beitrag zur Genealogie der Kunstgeschichte im 18. Jh. (Stendaler Winckelmann-Forschungen 2, Ruhpolding) [franz. Original Paris 2000].

Finsler 1912: G. Finsler, Homer in der Neuzeit von Dante bis Goethe (Leipzig / Berlin)

Harlfinger / Barm 1989: D. Harlfinger / R. Barm (Hgg.), Graecogermania. Griechischstudien deutscher Humanisten (Ausstellung im Zeughaus der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel vom 22. April bis 9. Juli 1989. Weinheim).

Justi 1943: C. Justi, Winckelmann und seine Zeitgenossen I (4. Auflage).

Kluge 1934: O. Kluge, Die griechischen Studien in Renaissance und Humanismus, Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts 24, 1–54.

Kochs 2005: Susanne Kochs, Untersuchungen zu Johann Joachim Winckelmanns Studien der antiken griechischen Literatur (Stendaler Winckelmann-Forschungen 4, Ruhpolding).

Kraus 1935: K. Kraus, Winckelmann und Homer mit Benutzung der Hamburger Homer-Ausschreibungen Winckelmanns (Berlin).

Müller 2005: U. Müller, Feldkontakte, Kulturtransfer, kulturelle Teilhabe. Winckelmanns Beitrag zur Etablierung des deutschen intellektuellen Felds durch den Transfer der Querelle des anciens et des modernes (Leipzig).

Nisbet / Hubbard 1970: R.G.M. Nisbet / M. Hubbard, A commentary on Horace: Odes. Book 1 (Oxford).

Paulsen 1919: F. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts (Berlin / Leipzig; 3. Auflage).

Pfeiffer 1982: R. Pfeiffer, Die Klassische Philologie von Petrarca bis Mommsen (München).

Schadewaldt 1970: W. Schadewaldt, Winckelmann und Homer, in: ders., Hellas und Hesperien II (Zürich / Stuttgart 1970), 37–73.

Schäfer 1976: E. Schäfer, Deutscher Horaz. Conrad Celtis, Georg Fabricius, Paul Melissus, Jacob Balde. Die Nachwirkungen des Horaz in der neulateinischen Dichtung Deutschlands (Wiesbaden 1976).

Rehm 1952 ff.: W. Rehm, Johann Joachim Winckelmann, Briefe, hrsg. von W.R. (Berlin – West), I 1952. II 1954. III 1956. IV 1957.

Tibal 1911: A. Tibal, Inventaire des manuscrits de Winckelmann déposés à la Bibliothèque nationale (Paris).

[1] Justi 1943, 142f.; W. Leppmann, Winckelmann. Ein Leben für Apoll (Berlin 1996), 57–61; Kochs 2005, 2.
[2] S. Rehm IV, 1957, 181f., Nr. 110.
[3] Zu den von Winckelmann benutzten Homerausgaben vgl. Kochs 2005, 110–112; Kraus 1935, 18f.
[4] S. Rehm IV, 1957, S. 169, Nr. 104.
[5] Kraus 1935, 16f., bes. 20–35; Justi 1943, 143–146. 159–167; Kochs 2005, 30f. S. auch J. Wohlleben, Die Sonne Homers. Zehn Kapitel deutscher Homer-Begeisterung von Winckelmann bis Schliemann (Göttingen 1990), 11–14.
[6] Rehm IV, 1957, 151–153, Nr. 103,1; Kraus 1935, 13f.; Schadewaldt 1970, 39f.
[7] Die Parallelstellen verdanke ich H.-G. Nesselrath.
[8] R. Wiegels, Teutoni, DNP 12/1, 2002, 209–211.
[9] G. Schmidt, Der Dreißigjährige Krieg (München, 6. Aufl. 2003).
[10] B.L. Hijmans et al. (Eds.), Apuleius Madaurensis Metamorphoses. Books VI 25–32 and VII. Text, Introduction and Commentary (Groningen 1981), 126 ad loc.
[11] J. Christes, Schule, DNP 11, 2001, 263–268; H.-J. Marrou, Geschichte der Erziehung im klassischen Altertum (Freiburg 1957), 391–399.
[12] Corp. Ref. XI, 16, zitiert nach Kluge 1934, 34 Anm. 7. S. dazu auch Harlfinger / Barm 1989, 95f.
[13] In diesem Sinne argumentierten sowohl Luther wie auch Zwingli, s. J. Dolch, Lehrplan des Abendlandes. Zweieinhalb Jahrtausende seiner Geschichte (Ratingen 1959), 201f.
[14] Kluge 1934, 34f.; die letzten beiden Zitate aus der Schulordnung von Krems (für den Supremus bzw. den Cantor), Kluge gibt zahlreiche weitere ähnliche Beispiele aus Schul- und Kirchenordnungen (Eisleben 1525; Nürnberg 1526; Braunschweig 1528; Schleswig-Holstein 1542; Mecklenburg 1552 u. a.). S. auch Paulsen 1919, 67f. 70–73. 327–344. Man muss sich dabei natürlich bewusst bleiben, dass Schulstufen und -unterricht nicht mit heutigen Verhältnissen gleichzusetzen sind und „früh“ bzw. „spät“ relative Begriffe sind – Melanchthon, der griechischen Privatunterricht hatte, war mit 16 Jahren Magister und verfasste mit 21 eine griechische Grammatik! Dazu Harlfinger / Barm 1989, 101–106.
[15] Harlfinger / Barm 1989, 142f.
[16] Dazu Nisbet / Hubbard 1970, 147.
[17] U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Die Ilias und Homer (Berlin 1916), 356–364.
[18] Harlfinger / Barm 1989, 129f. (mit weiterer Lit.); Pfeiffer 1982, 114f. (s. u. Anm. 35).
[19] Finsler 1912, 388; Kochs 2005, 13.
[20] Brief von 1743, s. Rehm I, 1952, 53 Nr. 20.
[21] Rehm IV, 1957, 167f. Nr. 104; Kochs 2005, 15.
[22] Diese Angabe und den Hinweis auf Schäfer 1976 verdanke ich O. Zwierlein (Bonn).
[23] Pfeiffer 1982, 86.
[24] Pfeiffer 1982, 86f.
[25] Paulsen 1919, 145f.
[26] Schäfer 1976, 4f. Vgl. dazu u. zu V. 1 des zweiten Gedichts.
[27] Bemerkenswerterweise steckt in diesem Vers ein metrischer Fehler, denn die erste Silbe von *aequoris* ist zwar lang, passt aber nur in den sapphischen Vers, wenn sie kurz gelesen wird; ein solcher Lapsus konnte also selbst einem an Horaz geschulten Humanisten unterlaufen.
[28] Übersetzung Schäfer 1976, 4.

[29] Harlfinger / Barm 1989, 29f. (zu Argyropulos); 218f.
[30] Brief vom 24. Juni 1752 aus Nöthnitz an J.G. Cleinow (Rehm I 1952, 114f. Nr. 84): *Quid Schollius rerum, / cuius sub ferula merui pallere magistra / quondam?*
[31] Im Entwurf eines lateinischen Briefes an den Superintendenten Nolte aus Seehausen vom 27. Nov. 1743 (Rehm I, 1952, 53 Nr. 20).
[32] Justi 1943, 44; Paulsen I, 1919, 486–489, s. dort auch 608–610 (zur schlechten Bezahlung und dem ebenso schlechten Ansehen der Lehrer der alten Sprachen, die sich zusätzlich negativ auf den Unterricht auswirkten; die Lehrkräfte waren sehr oft Kandidaten der Theologie, die auf die Berufung in ein geistliches Amt warten mussten); s. auch Finsler 1912, 377–418; Décultot 2004, 82–85.
[33] Finsler 1912, 386f.
[34] Mehrere Hinweise auf metrische Verstöße in den Gedichten verdanke ich Ch. Zgoll (Göttingen).
[35] Finsler 1912, 377–86; Paulsen 1919, 70–73. 129f. (Erasmus); 117–120 (Melanchthon); allg. 443–461; Pfeiffer 1982, 114f.; 95–107 zu Erasmus; R. Johne, Deutschland I, DNP 13, 1999, 760–779.
[36] Paulsen 1919, 485f.
[37] Paulsen 1919, 483f.; K. Matthiessen, Altsprachlicher Unterricht in Deutschland, in: J. Gruber / F. Maier (Hgg.), Handbuch der Fachdidaktik. Alte Sprachen 1 (München 1979) 16–20.
[38] Rehm IV, 1957, 151–153, Nr. 103,1; Kraus 1935, 43; Schadewaldt 1970, 40.
[39] Nisbet / Hubbard 1970, 147.
[40] Schäfer 1976, 3f. (Text und Übersetzung nach Schäfer a.O.). Vgl. o. zu den Versen 9–11 des ersten Gedichts.
[41] Zu Bauphasen und Architektur der Kastalia s. M. Maass, Das antike Delphi. Orakel, Schätze und Monumente (Darmstadt 1993), 57–62; ders., Das antike Delphi (München 2007), 30f.
[42] Kochs 2005, 16f. Zu Damm s. Justi 1943, 46–51; Winckelmann nannte ihn später etwas ungnädig einen Pedanten, und in der Tat hatte Damm wohl mehr Interesse am Vokabular als an der Dichtkunst Homers. Er hegte aber die bemerkenswerte Überzeugung, dass die Nachahmung der Griechen zur Hebung des kulturellen Niveaus in Deutschland nötig sei; womöglich machte Winckelmann 20 Jahre vor Erscheinen seines Erstlingswerks hier zum ersten Mal mit Gedanken dieser Art Bekanntschaft.
[43] Zu Lamprecht, von dem nur bekannt ist, dass er 1791 als Kriegsrat bei der neumärkischen Kammer zu Küstrin starb, Justi 1943, 150–153.
[44] Siehe z.B. Rehm I, 1952, 55 Nr. 22, oder 62 Nr. 34, wo er Lamprecht mitteilt, er habe seinen Brief bekommen: „Ad os oppressi et ad pectus"; weiter unten zitiert er Ovid, *her.* 7,183: „Adspicias utinam, quae sit scribentis imago."
[45] In einem Briefentwurf von 1747 lautet eine Passage (Rehm I, 1952, 73f. Nr. 46): „Ich liebe niemand außer Dir, ich schätze Dich, nach den Begriffen der Natur, für den schönsten, meine Seele soll sich mit Deinem Bilde in Abwesenheit beschäftigen."
[46] S. Rehm I 1952, 150–153 mit Komm. 537.
[47] Vom 17. Sept. 1754; Rehm I 1952, 147–150, Nr. 101; das lateinische Zitat ist Horaz, *carm.* 3,29,56.
[48] Justi 1943, 50. Ms. Winckelmann, SUB Hamburg, Cod. Hist. Art. 1,2 (4°), fol. 172f; auf dem Titelblatt steht „a. d. 26. Jul. 1732"; publiziert bei Rehm IV, 1957, 51–54, Nr. 11–20.

Rehm a. O. 443 wollte das Entstehungsdatum in „1742" ändern, da der Faszikel zwischen der auf den 21.11.1742 datierten Nr. 7 des Hamburger Nachlasses und der auf Frühjahr 1743 zu datierenden Nr. 8 eingeordnet sei, also in die dazwischen liegenden Wintermonate fallen müsse; die durch einige dieser Briefentwürfe sich hinziehenden Freundschaftsformeln seien sicher durch die Nähe des jungen Lamprecht hervorgerufen, dessen Erzieher Winckelmann in eben dem Winter 1742/43 gewesen sei, dem man die Entwürfe zuweisen müsse. Diese Argumentation scheint mir nicht nur unplausibel, sondern geradezu ein Zirkelschluss zu sein: Das ohne hinreichenden Grund geänderte Entstehungsdatum – Rehm erwähnt nicht, dass es auf dem Titelblatt vermerkt ist – wird angeblich durch die äußeren Umstände bestätigt, aufgrund derer man das Datum geändert hat. Auch hier zeigt sich eine Tendenz zur „biographical fallacy": Alle schriftlichen Äußerungen werden mit persönlichen Neigungen oder gerade aktuellen Lebensumständen des Verfassers erklärt, was gerade bei diesen (teilweise nur bruchstückhaften) „Stilübungen" besonders wenig überzeugt. Es ist genauso gut möglich, dass der junge Schüler Winckelmann durch die aktuelle lateinische Schullektüre dazu angeregt wurde, sich eine Sammlung solcher Muster anzulegen, zumal ihm wohl klar war, dass er für sein persönliches Fortkommen mit potentiellen Förderern lateinisch würde korrespondieren müssen. Die Einordnung seines Nachlasses erfolgte erst nach seinem Tod; dabei könnte es zu einer Ungenauigkeit gekommen sein. Auch Décultot 2004, 40 behält das auf dem Titelblatt vermerkte Datum 1732 bei.

[49] Die entsprechenden Exzerpte sind in Paris, Bibl. Nat., Fonds Allemand, vol. 69, fol. 182–184v° (Cicero); vol. 70, fol. 1 v°–15 (moderne Autoren). Tibal 1911, 128–135.

[50] Justi 1943, 163; vgl. Tibal 1911, 117. Wenn er in Rom überhaupt noch lateinische Autoren las, dann fast nur Plinius im Hinblick auf dessen Verwendung in der Kunstgeschichte.

[51] Décultot 2004, 41; Paris, Bibl. Nat., Fonds Allemand, vol. 69, fol. 185–196v°. Tibal 1911, 131.

[52] In einem Briefentwurf an Lamprecht (Rehm I, 1952, 65f. Nr. 38) von Mitte September 1746 finden sich zahlreiche Ovid-Zitate.

[53] Paris, Bibl. Nat., Fonds Allemand, vol. 65, begonnen 1754, also noch während seiner Dienstzeit in Nöthnitz (Tibal 1911, 117f.)

[54] Kraus 1935, 13. 43; Schadewaldt 1970, 40.

[55] Schadewaldt 1970, 39.

[56] „Unserem Winckelmann, man muss es gestehen, fehlte jenes gemeinere Talent [scil. zur philologischen Arbeit], oder es kam vielmehr bei dem Mangel vollständiger Vorbereitung zu seiner Kunstgeschichte nicht recht zur Tätigkeit, indem er bald nach seinem Eintritt in Italien sich in dem Meere von Schönheit verlor, das den verwandelten Sinn, ohne irgendeinen Blick auf die Geschichte, ganz hinzunehmen vermag." Vgl. J.W. Goethe, Winckelmann und sein Jahrhundert (1805), hrsg. von H. Holtzhauer (Leipzig 1969), 242. Winckelmann suchte auch in Rom philologische Gesprächspartner, doch wenn er gehofft hatte, dort hinsichtlich der Klassischen Studien bessere Verhältnisse vorzufinden, wurde er enttäuscht, wie aus einem Brief vom 7. Juli 1756 (Rehm I, 1952, 237 Nr. 152) hervorgeht: „In der Griechischen Litteratur ist lauter Finsterniß in Rom. Man machte mir viel Rühmens von einem Französischen Jesuiten. Ich sprach mit ihm, und fand, dass er ein Tropf ist." Sicher muss man bei diesem Urteil aber auch bedenken, dass Winckelmann (nicht zuletzt im Hinblick auf eine Anstellung) Interesse daran hatte, seine Kenntnisse als einmalig darzustellen. Siehe auch Müller 2005, 508f.

[57] Theoretisch hätte Winckelmann eine bessere Option gehabt, denn schon damals waren die Altertumswissenschaften in dem schönen Göttingen exzellent; seit 1734 war hier Johann Matthias Gesner (1691–1761), einer der größten Gelehrten des 18. Jh.s, Professor für Poesie und Rhetorik, Direktor des Philologischen Seminars, Universitätsbibliothekar und Oberinspektor der Schulen des Königreichs Hannover. Praktisch hatte Winckelmann aber wohl kaum eine wirkliche Wahl: Zum einen nötigte ihn seine – auch von Zeitgenossen mehrfach bezeugte – Pietät gegen seine Eltern, ein Studium der Theologie zu ergreifen; höchstwahrscheinlich wurde ihm auch die finanzielle Unterstützung, auf die er angewiesen, war, nur für dieses Fach erteilt, und dieses konnte er nur in Halle studieren, da ein Edikt des preußischen Königs von 1729 zwei Jahre Studium in Halle zur Bedingung für eine spätere entsprechende Anstellung in Preußen machte, s. Justi 1, 1943, 59.

[58] Rehm IV 1957, 175f. Nr. 107; in diesem Brief an Gleim vom 10. August 1743 schreibt Boysen außerdem: „Die Merkwürdigkeit muss ich Ihnen noch von Winckelmannen melden, dass er den Herodot nicht nur übersetzt, sondern diesen Schriftsteller auch, als ob ein Genius ihn inspiriert hätte, erklärt."

[59] Er fügt aber immerhin hinzu: „[…] desto mehr Stärke besaß er in der römischen Geschichte und Alterthumskunde." Abgedruckt bei Rehm IV, 1957, 177–179, Nr. 108. Boysens Äußerungen zu Winckelmann scheinen von einem gewissen Ärger über dessen in Boysens Augen allzu großen (Nach-)Ruhm geprägt. Justi (143, 138) nennt E. Boysen (1720–1800, zuletzt Oberhofprediger und Oberkonsistorialrat in Quedlinburg) einen „eingebildeten, prahlerischen, vielgeschäftigen Mann."

[60] Rehm IV, 1957, 378 Nr. 21.

[61] Justi 1943, 189 schreibt grundsätzlich über Winckelmanns Sammeln und Exzerpieren: „In Winckelmann schienen mancherlei Züge der Humanisten wieder aufgelebt zu sein." Justi gibt 252–277 einen Überblick über neuere Literatur und Poesie, die Winckelmann las; einen direkten Nachweis für die Lektüre lateinischer Gedichte deutscher Humanisten konnte ich bislang jedoch nicht finden. Aus der Zeit von Humanismus und Renaissance gehörten Gedichte von Michelangelo, Petrarca und Tasso zu seinen Favoriten; zudem gibt es umfangreiche Auszüge aus Montaigne.

[62] Schäfer 1976, 4. In Vers 5 der Ode an Apollo spricht Celtis denn auch von den *Camenae*.

[63] Müller 2005, 284 Anm. 60; Décultot 2004, 84.

[64] S. Fornaro, Deutschland III, DNP 13, 1999, 792–805, bes. 797.

[65] J.J. Winckelmann, Kleine Schriften. Vorreden. Entwürfe, hrsg. von W. Rehm. Mit einer Einleitung von H. Sichtermann (Berlin) 102. Die Erläuterung wurde als „Antwort" auf eine von Winckelmann selbst verfasste, vorgebliche harsche Kritik eines Vertreters der „modernes" an seinem Erstlingswerk, den Gedancken über die Nachahmung der griechischen Wercke in der Mahlerey und Bildhauer-Kunst, geschrieben; diese inszenierte „querelle" sollte das Interesse an seinem Werk (und damit natürlich die Verkaufszahlen) steigern.

Victoria – ein römisches Militärschiff des 1. Jahrhunderts im Test[1]

Christoph Schäfer, Trier

Experimentelle Archäologie, also die Rekonstruktion alter, nur über Grabungsbefunde greifbarer Gerätschaften und Bauten zum Zweck der Erprobung, ist zwar längst kein gänzlich neues Feld der Altertumswissenschaften mehr – dennoch werden derartige Projekte in der Fachwelt nicht ganz zu Unrecht mit einer gewissen Vorsicht betrachtet. Nicht selten fehlt es an methodischer Klarheit und hoch entwickelter Messtechnik. Sind allerdings solche Voraussetzungen gegeben, dann lassen sich auf einigen Gebieten in der Tat solide Ergebnisse erzielen, die auch für weiterführende historische Analysen eine tragfähige Basis darstellen, ja diese gelegentlich überhaupt erst möglich machen.

Ein Feld, in dem die Wissenschaft maßgeblich von einem experimentellen Herangehen an zentrale Fragestellungen profitieren kann, sind die maritimen Aktivitäten antiker und mittelalterlicher Reiche. Ein Beispiel mag dies verdeutlichen: Als im Jahr 12 v. Chr. Augustus' Stiefsohn Drusus in seiner Funktion als Statthalter in Gallien auf einige Attacken der Sugambrer hin den Rhein überschritt, bedeutete dies den Auftakt zu einer ganzen Reihe von Feldzügen, die erst mit der Abberufung des Germanicus ein Ende fanden. Noch im gleichen Herbst lief Drusus mit einer Flotte aus der Rheinmündung in die Nordsee aus, um sich dann

nach Osten gegen die Chauken zu wenden. Offenbar wurde Borkum eingenommen, und schließlich hören wir auch von Gefechten auf der Ems mit den dort ansässigen Brukterern. Demnach ist Drusus über die Nordsee auch in diesen strategisch wichtigen Fluss eingefahren. Mit seinen Offensivaktionen wies er den Weg für die strategischen und taktischen Einsatzpläne der kommenden nahezu drei Jahrzehnte: Gewaltmärsche durch Feindesland wurden kombiniert mit maritimen Unternehmungen sowohl auf den Binnengewässern als auch auf See. Dabei wissen wir kaum etwas über die Machbarkeit der literarisch überlieferten Flottenbaumaßnahmen oder etwa über die Leistungsfähigkeit und das Einsatzspektrum der verwendeten Schiffstypen. Viele weitere Probleme und Zwänge durch die gegebenen Rahmenbedingungen logistischer oder auch nautischer Art blieben ungeklärt, wenn nicht Experimente weiteren Aufschluss gäben.[2]

Ein Ansatz hierfür ist ein herausragender Schiffsfund aus der Gegend von Ingolstadt, der die Forschung seit einigen Jahren beschäftigt. 1994 wurden im Bereich der Anlegestelle des römischen Kastells von Oberstimm zwei antike Schiffswracks ausgegraben, die fast in voller Länge und an den Bordwänden teilweise sogar bis auf Höhe der Dollen für die Riemen der Ruderer erhalten sind. Im Römisch-Germanischen Zentralmuseum Mainz (RGZM) wurden die Schiffsfunde bis 2005 konserviert und können seit Frühjahr 2006 im Kelten-Römer-Museum Manching besichtigt werden.[3]



Abb. 1: Teile des im Kelten-Römer-Museum Manching ausgestellten Befundes

Der Entdeckung dieser Schiffe kommt auch deshalb eine besondere Bedeutung zu, weil nicht nur unter Drusus, sondern auch unter Tiberius und Germanicus die tief nach Germanien führenden Vorstöße römischer Truppen von ganzen Flotten an Transport- und Kriegsschiffen auf den Strömen und Flüssen flankiert worden sind. So entdeckte man an der Lippe im frühkaiserzeitlichen Lager Haltern sogar Schiffshäuser, die auf einen regen Verkehr in diesem Flussabschnitt hindeuten. Von daher liegt ein enger Zusammenhang zwischen kaiserzeitlichen Schiffstypen und Truppenstandorten, die im Umfeld der Varuskatastrophe eine herausragende Rolle spielten, auf der Hand.

Dendrochronologisch lassen sich die Wracks in die Zeit um 100 n. Chr. datieren, wobei man aufgrund konstruktiver Merkmale wie der aus dem mediterranen Raum stammenden Nut- und Federbauweise davon ausgehen kann, dass dieser Schiffstyp von römischen Schiffsbauern schon in den Jahrzehnten zuvor an Do-

nau und Rhein etabliert worden war.[4] Insofern passte der Nachbau des Wracks Oberstimm 1 durchaus zur Ausstellung „Imperium Konflikt Mythos – 2000 Jahre Varusschlacht", die im Jahr 2009 von den Museen in Haltern, Detmold und Kalkriese realisiert wurde, wobei die Halterner Schiffshäuser die Verbindung zwischen Schiff und Ausstellung herstellten, entsprechen sie doch in ihrer Größe ziemlich genau den Abmaßen der beiden Wracks.[5]

Zweifelsfrei handelt es sich um Militärschiffe mit einer Reihe von Riemen auf jeder Seite. Bei einer Länge von ca. 16 m wurden diese Schiffe von 18 bis 20 Ruderern angetrieben, bei günstigem Wind konnte ein Segel gesetzt werden.[6] Bislang völlig offen war jedoch die Frage nach dem Leistungsvermögen derartiger Schiffe. Außerdem konnte niemand sagen, wie schnell eine Besatzung lernen konnte, mit einem so hoch entwickelten Fahrzeug umzugehen, welche Geschwindigkeiten zu erzielen waren, wie gut es zu manövrieren war und wie effektiv das Segel auf den Strömen des alten Germanien eingesetzt werden konnte. Da die herkömmlichen Quellen schweigen, lassen sich in diesem Fall neue Ergebnisse nur über das Austesten eines Nachbaus gewinnen.

Durch eine Kooperation der Universität Hamburg mit den Trägern des Ausstellungsprojekts und der Werft Jugend in Arbeit e. V. in Hamburg-Harburg wurde für die Durchführung eines entsprechenden Forschungsprojekts zur Marinegeschichte der finanzielle und organisatorische Rahmen geschaffen.[7] Basierend auf dem archäologischen Befund von Wrack 1 aus Oberstimm sollte erstmals ein kaiserzeitliches römisches Kriegsschiff in Originalgröße rekonstruiert und in umfangreichen Tests erprobt werden. Fachkompetenz im Nachbau und der Erprobung eines antiken Kriegsschiffes war in Hamburg bereits vorhanden, nicht zuletzt waren Hamburger Wissenschaftler und Studierende an Bau und Test einer spätantiken Lusoria in Regensburg beteiligt.[8]

Bei einem derart militärhistorischen Experiment lag es nahe, auch die Helmut-Schmidt-Universität der Bundeswehr einzubinden. Die Leitung des Bauteams aus Studierenden sowie Bootsbauern und Wissenschaftlern übernahm daher mit Lt.z.S. Gerrit Wagener ein Marineoffizier, die Kollegen Burkhard Meißner und Volker Grieb beteiligten sich überdies mit ihren Studierenden – allesamt junge Offiziere – an den Testfahrten.

Nach monatelangen Vorbereitungen begannen im April 2007 die Arbeiten an Kiel und Rumpf des Nachbaus. Exakt ein Jahr lang arbeiteten in der Werft von Jugend in Arbeit e. V. 17 Studenten und drei Bootsbauerlehrlinge unter der fachkundigen Anleitung einer Bootsbauerin und eines Bootsbaumeisters an der Wiederherstellung des Wracks Oberstimm 1.

Schon die Rekonstruktion an sich brachte eine Fülle neuer Erkenntnisse im Hinblick auf die antike Schiffbautechnik. Da galt es zum einen die optimale Form der Holznägel zu finden, mit denen die Planken am Spantgerüst befestigt werden sollten. Zum anderen wurde die Legierung der antiken Eisennägel analysiert und ebensolches Material zum Schmieden der Schiffsnägel verwendet.



Abb. 2: Prof. Dr. Nicolas Bings (Institut für Analytische Chemie der Universität Hamburg) bei der Analyse von Eisennägeln aus dem Wrack Oberstimm 1

Um Aufschluss über die Strömungsmechanik zu erlangen, wurde zusätzlich zum Nachbau in Originalgröße ein Rumpfmodell im Verhältnis von 1:5 gefertigt, das Anfang 2008 im Schlepptank der Schiffbauversuchsanstalt in Potsdam einem umfangreichen Test unterzogen wurde. Die dabei ermittelten Widerstandswerte zeigen ein exponentielles Ansteigen des Wasserwiderstands und damit auch der Antriebskraft, die für das Erreichen höherer Geschwindigkeiten nötig ist.[9]

Als Grundlage für den Bau dienten dem Bootsbaumeister die Pläne und technischen Daten, die Ronald Bockius in seinem grundlegenden Werk zu den Befunden von Oberstimm zusammengetragen hat.[10] Die Pläne wurden „ausgestrakt“, d.h. auf ein Format von 1:1 gebracht, dann konnten die Arbeiten am Rumpf beginnen. Dem archäologischen Befund entsprechend wurde für die tragenden Bauteile wie Kiel, Spantgerüst und Duchten (Ruderbänke) Eichenholz, für die Beplankung hingegen Nadelholz verbaut. Mit Hilfe von Mallen, einer Art von Schablonen, die auf dem Kiel montiert als vorläufiges Spantgerüst fungierten, wurden die Schiffslinien festgelegt. An den Mallen wurden die Planken provisorisch befestigt, dann erst das eigentliche Spantgerüst in den Rumpf eingebracht.

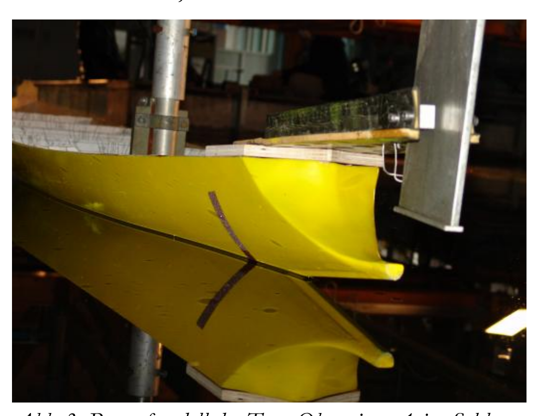


Abb. 3: Rumpfmodell des Typs Oberstimm 1 im Schlepptank der Schiffbauversuchsanstalt Potsdam

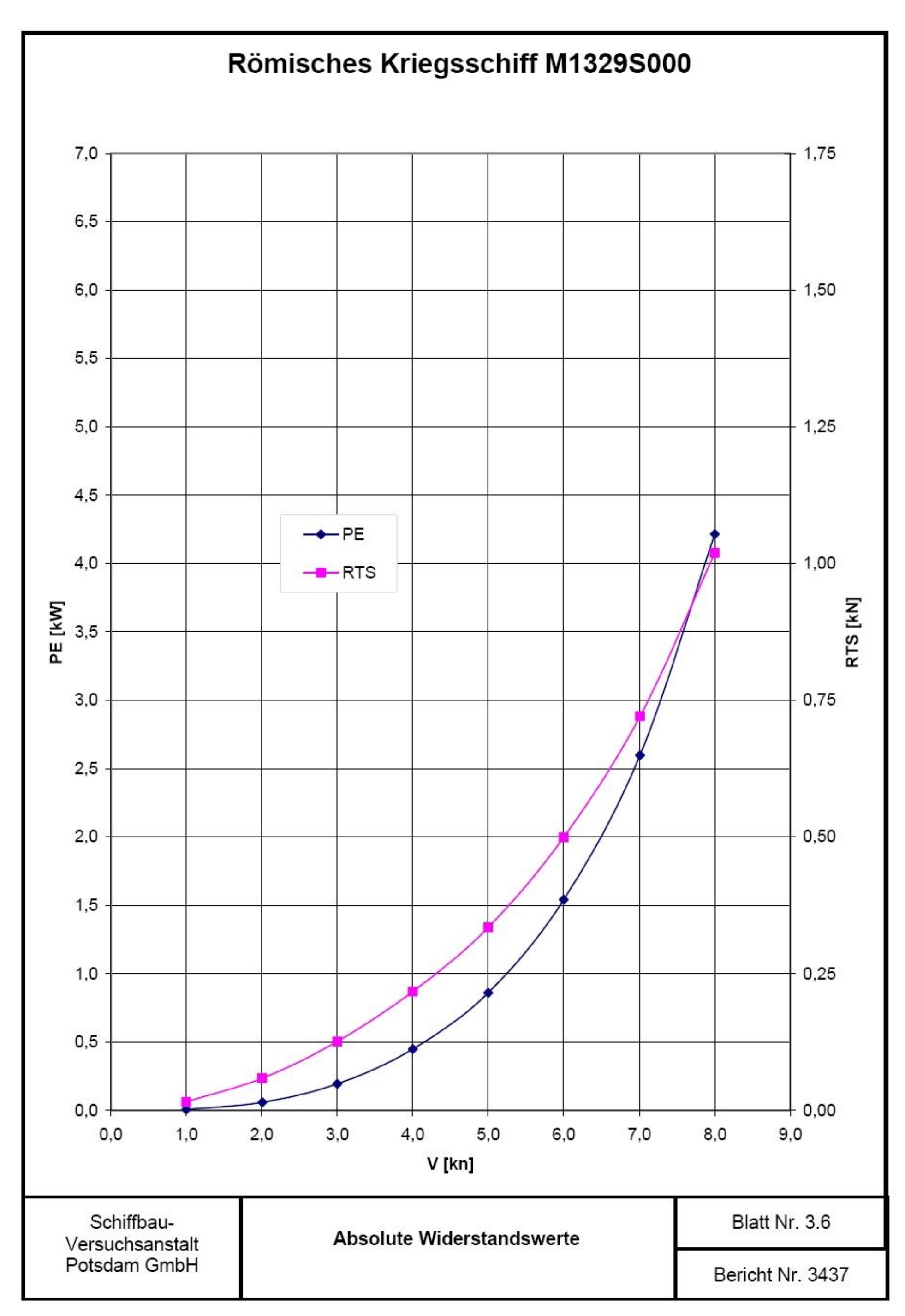


Abb. 4: Bei zunehmender Fahrt steigen die Widerstandswerte exponentiell an.

Da sich Spuren der Mallspanten an beiden Wracks aus Oberstimm finden, handelt es sich um eine „shell-first-Konstruktion“, was wiederum ein Indiz für Serienproduktion ist. Die Mallen werden nach dem Fixieren der Spantteile sukzessive wieder entfernt, daher kann man sie im gleichen Abstand auf den nächsten Kiel setzen, ohne noch einmal die langwierige Prozedur der Festlegung der Schiffslinien absolvieren zu müssen. Ebenso gut ließen sich die Mallen auch duplizieren und dadurch die Zahl der gleichzeitig im Bau befindlichen Schiffseinheiten beliebig steigern, vorausgesetzt man verfügte über hinreichend Material und genügend Arbeitskräfte. An letzteren bestand im römischen Militär im Allgemeinen kein Mangel. So benötigte man nur einige wenige Bootsbauer als Spezialisten, die den Bau planten, die Linienführung des Schiffstyps festlegten und den Bauprozess überwachten. Die Hauptarbeit konnten die vor Ort stationierten römischen Truppen übernehmen, schließlich waren die Soldaten durchaus geübte Handwerker.[11]

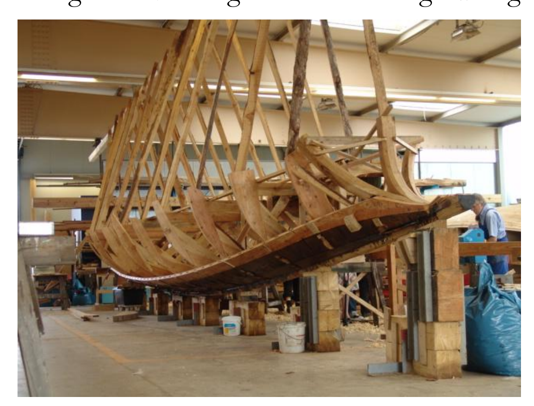


Abb. 5: Die ersten Planken, provisorisch befestigt an den Mallen mit stabilisierenden Schwertlatten zur Decke

Die bereits in der Konstruktion angelegte Serienbauweise ist ein maßgeblicher Grund für die Befähigung römischer Armeen, notfalls binnen weniger Monate ganze Flotten von Transport- und Kriegsschiffen zu bauen. Danach erscheinen die Berichte über die Flotten des Drusus, des Tiberius und des Germanicus durchaus realistisch.

Ein spezielles Merkmal für die ausgeklügelte Vorgehensweise der römischen Konstrukteure stellen die vergleichsweise fragilen Dollpflöcke dar, die in die verstärkte oberste Planke, den sogenannten Schergang, eingelassen wurden. Wird ein am Dollpflock befestigter Riemen beim Anlegen an eine Pier nicht rechtzeitig eingezogen, bricht der Dollpflock unweigerlich ab. Dass dies gelegentlich passieren kann, wenn die Ruderer nicht allesamt voll konzentriert an die Manöver herangehen, zeigten die Testfahrten mit Studenten der Universität Hamburg im Frühjahr 2008. Im Experiment wurde deutlich, dass die römischen Bootsbauer bei der Gestaltung der Pflöcke eine Sollbruchstelle eingebaut hatten, denn durch das Brechen der Aufhängung blieb der jeweilige Rie-



Abb. 6: Zum Einsetzen vorbereiteter Dollpflock mit Keil

men unbeschädigt. Ein Dollpflock lässt sich aber – auch dies belegt das Experiment – bei einiger Übung binnen 20 Minuten sogar während der Fahrt ersetzen, vorausgesetzt ein Ersatzpflock ist zur Hand. Damit ist der Arbeitsaufwand in jedem Fall sehr viel geringer als bei der Anfertigung eines über 4 m langen Riemens.

Für die Testfahrten wurde mit dem Ratzeburger See ein nahezu strömungsfreies Gewässer gewählt, so dass die gemessene Versetzung des Schiffes definitiv dem Wind zugeschrieben werden konnte. Ab Mitte April 2008 wurde der Oberstimm-Nachbau mit drei verschiedenen Crews mehrere Wochen lang auf seine Ruder- und Segeleigenschaften hin getestet.

Bereits am ersten Tag zeigte sich, dass das Schiff mit den 4,75 m langen Riemen aus astfreier Fichte problemlos auf eine ansehnliche Geschwindigkeit zu beschleunigen und ohne große Pausen über längere Distanzen zu rudern war.

Schon nach wenigen Stunden ist eine völlig ungeübte Besatzung in der Lage, auch mit einem so komplex konstruierten Schiff gut und sicher umzugehen, nach drei bis vier Tagen kann man bereits Höchstgeschwindigkeiten erreichen. Demnach war es in der Antike absolut unproblematisch, ganze Flottillen derartiger Fahrzeuge den Landtruppen anzuvertrauen. Marineeinheiten mussten hierfür nicht eigens nachgeführt werden.

Weitere wesentliche Ergebnisse der Ruderversuche seien an dieser Stelle kurz aufgeführt: Die Reisegeschwindigkeit bzw. Marschfahrt kann 3,5 bis 4 kn (6,5 bis 7,5 km/h) erreichen, als Höchstgeschwindigkeit konnten Werte um 6 kn (11,1 km/h) gemessen werden. Aus Marschfahrt heraus lässt sich der Nachbau von Oberstimm 1 in weniger als einer halben Minute wenden und auf Gegenkurs bringen.[12]

Sämtliche Werte wurden mit einem elektronischen Messsystem erfasst und sind versetzungsbereinigt, d. h. die Versetzung durch Strom und Wind ist aus diesen Ergebnissen bereits herausgerechnet worden. Es handelt sich also jeweils um die reine „Fahrt durchs Wasser", nicht um die „Fahrt über Grund", bei der die Drift als Störungsfaktor nicht herausgerechnet ist. Gleiches gilt im Übrigen auch für die unten aufgeführten Daten unter Segel.



Abb. 7: Typ Oberstimm 1 mit Rigg

Denn als weitere Antriebsart besaßen die Oberstimm-Schiffe ein Rigg, dessen genaue Position im Rumpf an der Mastspur im archäologischen Befund nachgewiesen werden kann. Da aber das Rigg vor der Außerdienststellung der Schiffe entfernt wurde, musste der Segeltyp anhand des ikonographischen Fundmaterials erschlossen werden. Die Dichte der Belege weist dabei eindeutig auf ein Rahsegel hin.[13]

In Relation zum Rumpf und unter Berücksichtigung der Mastspur, die den exakten Standort des Mastes vorgibt, wurde daher ein knapp 9 m hoher Mast angefertigt, an dem mittels einer 4,8 m langen Rah ein 23 m² großes Segel gesetzt werden kann.



Abb. 8: Rahsegel im Wind

In der Forschung wurde gelegentlich für römische Flusskriegsschiffe – etwa den spätantiken Typus der *navis lusoria* – auch ein dreieckiges Lateinersegel vorgeschlagen, weil man das Wirkungsspektrum des Rahsegels als sehr gering einstufte.[14] Die Vertreter dieser Position dürfen jedoch, sofern sie nach den 2008 publizierten Testergebnissen der Universität Hamburg mit dem Nachbau einer Lusoria immer noch an ihrer These festhalten, als Außenseiter angesehen werden, denen offenbar die für die Interpretation der Messdaten erforderlichen nautischen Grundkenntnisse fehlen.[15]

Bezeichnenderweise erwies sich das ursprünglich nur als Hilfsantrieb eingestufte Rahsegel des Typs Oberstimm 1 als ebenso effektiv wie der Ruderantrieb. Die weitläufige Wasserfläche des Ratzeburger Sees bot ideale Voraussetzungen für die Untersuchung der Segeleigenschaften, konnte doch der Faktor Strömung so praktisch ausgeschaltet, die Versetzung durch Wind daher gesondert gemessen werden. Lange Schläge über den See erlaubten ein vorsichtiges Herantasten an das Limit vor allem bei Kursen „Am Wind“.

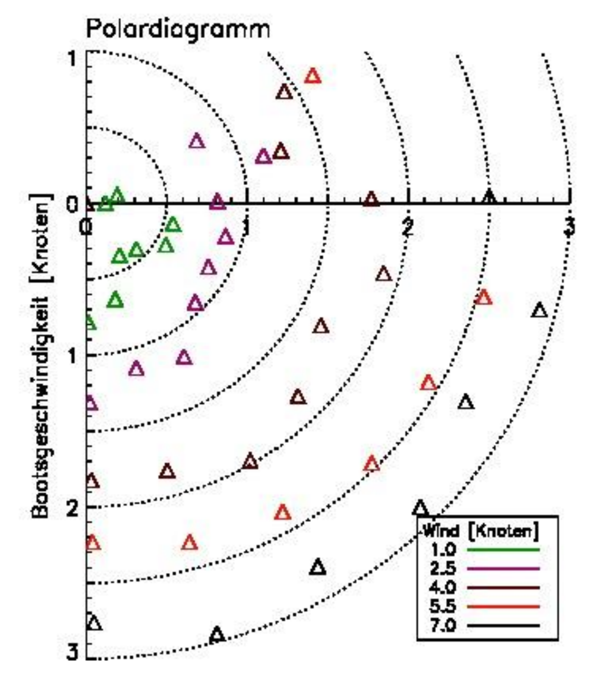


Abb. 9: Polardiagramm des Typs Oberstimm 1

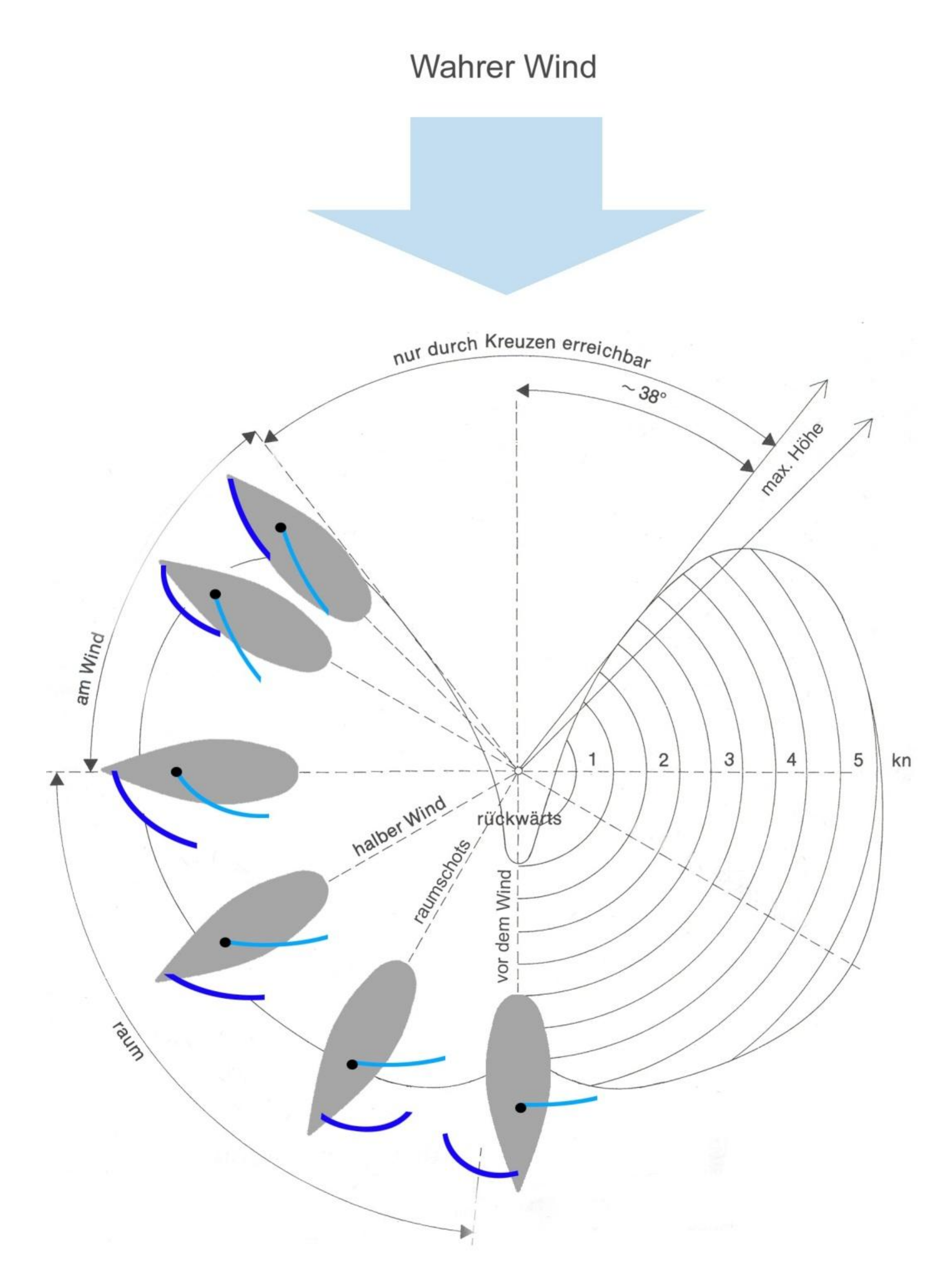


Abb. 10: Polardiagramm einer modernen Segeljacht

Zunächst bewährten sich Schiff und Besatzung bei Vorwind- und Raumschotkurs. Die Segelführung zeigte sich auch bei Kursen höher als Raumschotkurs erstaunlich praktikabel. Das bestätigt die Auswertung der Daten, die mit Hilfe des 2006 für den America's Cup vor Valencia entwickelten NX2-Instrumenten- und Softwaresystems erhoben wurden. Zuvor hatten die Hamburger Astrophysiker Alexander Christopher Wawrzyn und Hans Moritz Günther in Kooperation mit der Entwicklungsabteilung des schwedischen Herstellers das System an die besonderen Erfordernisse der Testfahrten mit einem antiken Kriegsschiff angepasst. Mit Kompass, Windmesser, Logge und GPS werden so alle relevanten Daten erfasst. Auf dieser Basis kann die Software die übrigen Werte errechnen. Drei Messwerte pro Sekunde sendet jeder Wertegeber an die Zentraleinheit, einen eher unscheinbaren, aber leistungsfähigen Server, der die Signale aufbereitet und auf ein Notebook ausgibt, auf dem wiederum eine Spezialsoftware die weitere Archivierung und Auswertung übernimmt.



Abb. 11: Instrumentenkoffer mit Server und GPS

Einige Zusatzprogramme der Hamburger Astrophysiker komplettieren die elektronischen Analysemöglichkeiten.[16]

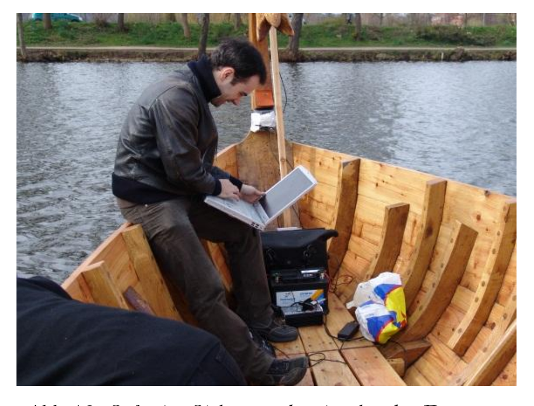


Abb. 12: Sofortige Sicherung der eingehenden Daten

Die umfangreichen Testfahrten unter Segel bei unterschiedlichen Windstärken und Segelstellungen lieferten mehr als genug Datenmaterial zur Erstellung eines Polardiagramms, das mittels der in einem Koordinatensystem aufgetragenen Messpunkte Aufschluss darüber gibt, bei welchem Winkel des einfallenden Windes noch Vortrieb vorhanden ist. Die exakte Analyse der Segeleigenschaften bestätigt, dass man beim Segeln mit dem Typ Oberstimm 1 tatsächlich über Halbwindkurs hinaus kommt und sogar leicht „Am Wind" fahren kann.

Im Detail bedeutet dies, dass man mit dem Rahsegel des Schiffes versetzungsbereinigt (die Drift durch Wind und Strom bereits abgerechnet) bis über 85° an den Wind gehen kann. Damit kann ein Oberstimm-Schiff zwar immer noch nicht effektiv gegen den Wind kreuzen, allerdings sind die Werte für ein Fahrzeug, das in erster Linie für den Riemenantrieb konstruiert war, dessen Segelapparat man also eigentlich als Zusatzantrieb oder Hilfsbesegelung betrachten sollte, schon extrem gut. Auf den mäandrierenden Flusssystemen von Rhein und Donau konn-

te man die Besatzung an den Riemen durch den Einsatz des Segels also ganz erheblich entlasten. Mehr als 40 % der anliegenden Kurse ließen sich bei freier Wasserfläche demnach auch segeln. Bei günstigem Wind konnten die Ruderer während der Fahrt unter Segel entspannen und im Anschluss umso stärker wieder in die Riemen greifen. Dies bedeutet auch für die Fahrt unter Ruder eine höhere Reisegeschwindigkeit.



Abb. 13: „Victoria" unter Segel

Auf diversen Kursen stellte das Schiff seine geradezu hervorragenden Segeleigenschaften unter Beweis. Was die Geschwindigkeiten angeht, wurden problemlos bis zu 7,4 kn Fahrt durchs Wasser erreicht. Bei Halb- und Am-Wind-Kurs schob das Schiff infolge des schräg zur Mittschiffslinie gestellten Segels zwar Lage, dies konnte aber durch Gewichtsverlagerung der Besatzung ausgeglichen werden.

Dabei muss man bedenken, dass die gemessene Höchstgeschwindigkeit unter Segel nicht nur deutlich über den Spitzenwerten und erst recht über der Reisegeschwindigkeit unter Ruder liegt, sondern auch beibehalten werden kann, solange Wind und Kurs sich nicht ändern, wohingegen eine Rudermannschaft Spitzengeschwindigkeiten wegen des exponentiell ansteigenden Wasserwiderstands und des sogar noch stärker zunehmenden Kraftaufwands zur Bewältigung des Widerstands nur ganz kurz durchhalten kann.

Dies widerlegt endgültig die These, das Segel habe nur den Charakter einer Hilfsbesegelung gehabt. Es stellt vielmehr eine vollwertige Alternative zum Riemenantrieb dar und zeigt sich bei günstigem Wind und freier Wasserfläche letzterem sogar überlegen. Alles in allem muss man also die Vorstellung von vornehmlich geruderten Militärschiffen in römischer Zeit endgültig begraben. Gerade auf den mäandrierenden Flusssystemen, wie sie von der Antike bis zur neuzeitlichen Flussbegradigung vorauszusetzen sind, muss das Segel wesentlicher Bestandteil des Antriebs gewesen sein, weil es schließlich auch – wie der Einsatz bei den Testfahrten belegt – binnen weniger Sekunden gesetzt und geborgen werden konnte.

Etwaige Zweifel an der Effizienz der ersten, nicht militärisch gedrillten Besatzungen konnten aus dem Weg geräumt werden. Innerhalb von drei Testwochen wurden nicht nur zwei Crews, bestehend aus Studenten der Universität Hamburg und Bootsbauerlehrlingen, mit dem Schiff vertraut gemacht, sondern auch eine Besatzung aus jungen Offizieren der Helmut-Schmidt Universität der Bundeswehr, die eine Art Kontrollgruppe bildete. Tatsächlich erreichten die Offiziere bereits einen Tag früher ihre Höchstgeschwindigkeit, lagen aber mit 6,0 kn nur 0,3

kn über der Spitzenleistung ihrer Kommilitonen von der Landesuniversität. Dies sind keine signifikanten Abweichungen, demnach ist eine militärische Ausbildung nicht Voraussetzung für ein schnelles Erlernen des sicheren Umgangs mit einer doch schon recht komplexen römischen Monere.



Abb. 14: Studierende der Universität Hamburg auf Testfahrt

Die schnelle Erlernbarkeit der Schiffsführung auf nahezu allen Positionen erhärtet noch einmal die bisher schon angeführten Resultate und lässt erahnen, welch leistungsfähiges Gerät das römische Militär mit einem solchen Schiffstyp besaß. Offenbar handelt es sich um ein schnelles Mehrzweck-Fahrzeug, das gleichermaßen für Patrouillenfahrten wie für den Begleitschutz von Versorgungskonvois und sicher auch für Kampfeinsätze bestimmt war. Solange Rom in der Offensive war, reichten auch überschaubare Flottillen derartiger Schiffe aus, um die großen Ströme im Norden zu kontrollieren, Offensivaktionen vorzubereiten und durchzuführen sowie die Versorgung des römischen Heeres abzusichern. Die potentiellen Gegner jenseits der Grenze des Reiches hatten den hoch entwickelten Fahrzeugen zumindest auf den Binnenwasserstraßen nichts Vergleichbares entgegenzusetzen. Das lag allerdings weniger an fehlenden technischen Fähigkeiten als vielmehr an den instabilen sozialen Strukturen, angesichts derer eine langfristige Planung und die für den Bau und Unterhalt derartiger Flotteneinheiten notwendigen dauerhaften Investitionen nicht gewährleistet werden konnten.[17]



Abb. 15: Marschfahrt auf dem Elbe-Lübeck-Kanal mit gelegtem Mast

Abbildungsverzeichnis

[1] Bei der Bezeichnung „Victoria“ handelt es sich nicht um eine Typenbezeichnung, sondern um den Namen des rekonstruierten Wracks Oberstimm 1, der nach einem Wettbewerb durch die Kuratoren der Ausstellung „Imperium Konflikt Mythos – 2000 Jahre Varusschlacht“ festgelegt wurde.
[2] Zu den Operationen im Vorfeld der Varusschlacht vgl. P. Kehne, Limitierte Offensiven: Drusus, Tiberius und die Germanienpolitik im Dienste des augusteischen Prinzipats, in: J. Spielvogel (Hrsg.), Res publica reperta. Zur Verfassung und Gesellschaft der Römischen Republik und des frühen Prinzipats. Fs. für J. Bleicken zum 75. Geburtstag, Stuttgart 2002, 305ff. K.-P. Johne, Die Römer an der Elbe. Das Stromgebiet der Elbe im geographischen Weltbild und im politischen Bewußtsein der griechisch-römischen Antike, Berlin 2006, 89ff. R. Wolters, Die Schlacht im Teutoburger Wald. Arminius, Varus und das römische Germanien, München 2008, 38ff. R.-P. Märtin, Die Varusschlacht. Rom und die Germanen, Frankfurt/M. 2008, 76ff.
[3] O. Höckmann, Römische Schiffsfunde westlich des Kastells Oberstimm, Ber. RGK 70, 1989, 321–350. R. Bockius, Die römerzeitlichen Schiffsfunde von Oberstimm (Bayern) (RGZM Monographien 50), Mainz 2002. S. Altmann / R. Bockius, Die Schiffsfunde von Oberstimm, in: R. Aßkamp / Ch. Schäfer (Hrsg.), Projekt Römerschiff. Nachbau und Erprobung für die Ausstellung „Imperium Konflikt Mythos – 2000 Jahre Varusschlacht“, Hamburg 2008, 20ff.
[4] Zu den Ergebnissen der dendrochronologischen Untersuchungen B. Becker, Jahrringanalysen der Schiffe und der Uferbefestigung auf der Westseite des Kastells, Ber. RGK 70, 1989, 309. S. Altmann / R. Bockius, Die Schiffsfunde von Oberstimm, in: R. Aßkamp / Ch. Schäfer, Projekt Römerschiff – Nachbau und Erprobung für die Ausstellung „Imperium Konflikt Mythos – 2000 Jahre Varusschlacht“, Hamburg 2008, 28.
[5] Vgl. R. Aßkamp, Imperium Konflikt Mythos. 2000 Jahre Varusschlacht. Ein Ausstellungsprojekt, die Victoria, und die Schiffshäuser von Haltern, in: R. Aßkamp / Ch. Schäfer (Hrsg.), Projekt Römerschiff, 10ff.
[6] Das Gesamtgewicht des Oberstimmschiffes vom Typ 1 ohne Rigg, Riemen, Ruder und Besatzung liegt bei 2,3 t. Insgesamt kommt man mit Besatzung, Rigg, Riemen, Ankern und Steueranlage auf ein Gewicht von 4,1 bis 4,2 t. Vgl. G. Wagener / C. Gross, Die Rekonstruktion von Typ „Oberstimm 1“ vom 2.4.2007 bis 31.3.2008, in: R. Aßkamp / Ch. Schäfer, Projekt Römerschiff, 60. Vgl. dazu die nahezu identischen Berechnungen von R. Bockius. Die römerzeitlichen Schiffsfunde von Oberstimm, 75ff.
[7] Träger des Ausstellungsprojekts waren neben dem Landschaftsverband Westfalen Lippe (LWL) der Landesverband Lippe, der Kreis Lippe sowie die Varusschlacht im Osnabrücker Land GmbH. Für die diversen Überführungen entwickelten die MBN Bau AG und die Rheine Stahlbau AG ein spezielles Transportgerüst und übernahmen hierfür sogar die Materialkosten.
[8] Einzelheiten dazu in Ch. Schäfer, Lusoria – ein Römerschiff im Experiment. Rekonstruktion, Tests, Ergebnisse, Hamburg 2008.
[9] Einzelheiten dazu in R. Grabert / Ch. Schäfer, Widerstandstest in der Schiffbauversuchsanstalt Potsdam, in: R. Aßkamp / Ch. Schäfer, Projekt Römerschiff, 72ff.
[10] R. Bockius, Die römerzeitlichen Schiffsfunde von Oberstimm, 55ff. u. 91ff.
[11] Zur seriellen Fertigung allgemein R. Bockius, Die spätrömischen Schiffswracks aus Mainz. Schiffsarchäologisch-technikgeschichtliche Untersuchung spätantiker Schiffsfunde

vom nördlichen Oberrhein (Monographien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums 61), Mainz 2006, 32 und 204ff.

[12] Ausführlich dazu Ch. Schäfer / G. Wagener, Die ersten Testfahrten des Typs Oberstimm 1, in: R. Aßkamp / Ch. Schäfer, Projekt Römerschiff, 93ff. H.M. Günther / A.Ch. Wawrzyn, Erprobung des Typs Oberstimm 1 auf dem Ratzeburger See, in: R. Aßkamp / Ch. Schäfer, Projekt Römerschiff, 135ff.

[13] Umfangreiches Bildmaterial findet sich etwa bei L. Basch, La musée imaginaire de la marine antique, Athen 1987, 418ff., bes. 471ff. Als zeitgenössische Zeugnisse ordnen sich die wenigen Reliefs der Trajanssäule, auf denen der Segelapparat ganz oder teilweise abgebildet ist, bestens in diesen Befund ein! Vgl. L. Basch, a.a.O., 445ff. G. Depeyrot, Légions romaines en campagne. La colonne de Trajan, Paris 2008, 127 u. 135.

[14] So O. Höckmann, Late Roman Rhine vessels from Mainz, Germany, International Journal of Nautical Archaeology 22, 1993, 131ff. Ders., Römische Schiffsverbände auf dem Ober- und Mittelrhein und die Verteidigung der Rheingrenze in der Spätantike, JbRGZM 33,1, 1986, 394 u. 396.

[15] O. Höckmann (s.o. Anm. 14) kann man seine im Jahr 1982 erstmals geäußerte Meinung, die Binnenkriegsschiffe vom Typ Lusoria hätten ein Lateinersegel getragen, nachsehen. Schließlich konnte er die 2006 mit dem NX2-System gemessenen und 2008 publizierten Messdaten noch nicht kennen. Diese zeigen zweifelsfrei, dass auch beim spätantiken Standardtyp der *lusoria* das Rahsegel so überraschend gut funktionierte, dass der Einsatz einer viel komplizierter zu handhabenden Lateinerbesegelung abwegig gewesen wäre. Vgl. Ch. Schäfer, Lusoria – ein Römerschiff im Experiment. Rekonstruktion, Tests, Ergebnisse, Hamburg 2008, 61ff., bes. 75f. H.M. Günther / A.Ch. Wawrzyn, Technische Details der Tests mit dem NX2-System, in: Ch. Schäfer, Lusoria 2008, 111ff. Mit fundierten Argumenten gegen Höckmanns Auffassung auch R. Bockius, Die spätrömischen Schiffswracks aus Mainz, 6.

Um so mehr erstaunt es, wenn man in dem 2009 von Dr. H. Konen (Regensburg) unter maßgeblicher Mitarbeit von zwei Doktoranden publizierten Erlebnisbericht über eine „Forschungsfahrt" der „Reginauten" (sic!) auf der modernen, wasserbaulich komplett veränderten Donau zunächst einmal feststellen muss, dass dort trotz ausführlichen Ansprechens des Unterschieds von Fahrt durchs Wasser und Fahrt über Grund sowie von Vorwind-, Halbwind- und Am-Wind-Kurs diese für die wissenschaftliche Auswertung unentbehrlichen Unterscheidungen offenbar immer noch nicht richtig verstanden wurden. Ansonsten kann man sich nicht erklären, wenn Konen et al. immer wieder von Tempo, Durchschnittsgeschwindigkeit oder netto (sic!) erzielter Dauergeschwindigkeit (92) schreiben und als besondere Erkenntnis aus wenig präzisen Messversuchen mit einem improvisierten Relingslog feststellen, „dass die ermittelten GPS-Werte in der Regel noch günstiger ausfallen, da hier gegenüber dem Log der reale Weg, den das Boot im Strom genommen hat, die Grundlage bildet" (92).

Erhellend ist in diesem Zusammenhang insbesondere das Ablehnen der bereits 2008 publizierten kompletten Messreihen, die Effizienz und Einsatzspektrum des Rahsegels der Regensburger Lusoria dokumentieren, und der sich hieraus ergebenden Folgerungen einzig unter Hinweis auf die alte, durch nichts erhärtete Sondermeinung von Höckmann. Vgl. J. Löffl / H. Konen / F. Himmler, Exploratio Danubiae, Berlin 2009, 55f. Der Erlebnisbericht von Konen et al. hat daher allenfalls touristischen Charakter, einen Beitrag zur fachlichen Diskussion über die Konsequenzen nautischer Messdaten leistet er jedenfalls

nicht. Umfassende Daten zur Fahrt einer Lusoria über Grund und Fahrt durchs Wasser unter Ruder und Segel und der maximalen Höhe am Wind sowie der Erfassung von Versetzung durch Strom und Wind in H.M. Günther / A.Ch. Wawrzyn, Technische Details, 111ff. Dazu und zu den Widerstandswerten des Rumpfs auch Ch. Schäfer, Lusoria, 50ff. u. 77ff.

[16] Details zur Versuchsanordnung in H.M. Günther / A.Ch. Wawrzyn, Erprobung des Typs Oberstimm 1 auf dem Ratzeburger See, in: R. Aßkamp / Ch. Schäfer, Projekt Römerschiff, 129ff.

[17] Nennenswerter germanischer Schiffbau findet sich in der Kaiserzeit allenfalls in Küstengebieten oder im Mündungsbereich der großen Flüsse. Vgl. C. v. Carnap-Bornheim / M. Gebühr, Das Hjortspring-Boot. Bootsbau, Krieg und Opferung vor 2300 Jahren, in: C. v. Carnap-Bornheim / Ch. Radtke (Hrsg.), Es war einmal ein Schiff. Archäologische Experimente zum Meer, Hamburg 2007, 110ff. R. Bockius, Schifffahrt und Schiffbau in der Antike, Stuttgart 2007, 23ff. Zu den Einsatzbereichen der Schiffe vom Typ Oberstimm auch R. Bockius, Die römerzeitlichen Schiffsfunde von Oberstimm, 126f.

Der römische Verfassungswechsel von der Republik zum Prinzipat bei Cassius Dio

Peter Kuhlmann, Göttingen

1. Einleitung

Der hochkaiserzeitliche Geschichtsschreiber Cassius Dio befasst sich in seinem monumentalen Werk zur Geschichte Roms auch ausführlich mit der Übergangszeit zwischen Republik und Prinzipat. Den Verfassungswechsel von der Republik zum Prinzipat identifiziert Cassius Dio wie auch die heutige Forschung mit der Übernahme der Herrschaft durch Octavian. Im 52. Buch seiner *Römischen Geschichte* treffen sich nach Beendigung der Bürgerkriege im Jahre 29 v. Chr. Agrippa, Maecenas und Octavian, um über die zukünftige Verfassung des Staates zu beraten. Allerdings macht Cassius Dio zunächst nicht klar, ob es sich um Rom als Stadtstaat oder das gesamte Reich handelt. Agrippa empfiehlt in einer Rede die „Demokratie", d. h. die alte republikanische Verfassung, Maecenas dagegen rät zur Einrichtung einer Monarchie. Diese zweite Rede ist im erhaltenen dionischen Korpus die mit Abstand umfangreichste und bildet einen wichtigen Schwerpunkt der Dio-Forschung, zumal Deutung und Funktion der Rede durchaus umstritten sind.

Der folgende Beitrag versucht zweierlei zu zeigen: Zum einen bildet das Buch 52 mit dem Redepaar Agrippa–Maecenas eine Kernpassage des Geschichtswerks überhaupt. In diesen beiden Reden reflektiert Dio noch mehr als in anderen Reden seine eigenen politischen Erfahrungen und Einstellungen. Dies zeigen besonders die auffälligen anachronistischen Elemente. Zum anderen soll Herodot als Quelle für diese anachronistische Redesituation plausibel gemacht werden und anhand der intertextuellen Bezüge zwischen Herodot und Dio die gezielte Lesersteuerung durch Dio herausgearbeitet werden. Die Anachronismen besitzen – entgegen vielfachen Forschungsbeiträgen hierzu – ebenso wie die Herodot-Bezüge die Funktion, die augusteische Herrschaft und die römische Prinzipatsverfassung im Ganzen positiv zu würdigen.[1]

2. Anachronistische Elemente

Auch die jüngste Forschung hat immer wieder versucht, die Reden des Agrippa und des Maecenas in der zeitgenössischen historischen Situation und politischen Diskussion der frühaugusteischen Zeit zu situieren.[2] Ganz offensichtlich unhistorisch ist aber das Setting der beiden Reden, denn im Jahr 29 v. Chr. war eine Verfassungsdebatte über die Frage, ob in Rom die „Demokratie“ weitergeführt oder eine Monarchie eingeführt werden sollte, in der vorliegenden Form der Dio-Reden unwahrscheinlich.

Der Terminus δημοκρατία weist in den beiden Reden eine Polysemie auf, die erst aus dem Griechisch der Hohen Kaiserzeit geläufig ist: δημοκρατία bedeutet zunächst natürlich die Verfassungsform der Demokratie, daneben aber auch die (römische) Republik und dabei auch im Sinne eines Epochenbegriffs.[3] Bei Dio und auch anderen kaiserzeitlichen Autoren bezeichnet δημοκρατία zudem eine Art idealtypisches Verfassungsprinzip, wonach jeder Bürger im Staat das ihm Zukommende erhält.[4]

Doch wann bemerkten die Zeitgenossen überhaupt, dass sie in einer neuen Staatsform lebten? Erst Seneca d.J. spricht explizit von einer *mutatio rei publicae*, d.h. einem „Verfassungswechsel“.[5] Schließlich hängt hieran die weitere Frage, bei welchem Herrscher oder Politiker man den Prinzipat beginnen lässt, denn bekanntlich waren die antiken Autoren hierüber nicht einig: Seneca, Tacitus und Dio lassen den Prinzipat mit der Herrschaft des Augustus beginnen, Sueton oder Appian dagegen schon mit der Alleinherrschaft Caesars. Daher ist die bei Dio vorausgesetzte Vorstellung von einem als solchen empfundenen Wandel von der Republik zum Prinzipat ebenso wie das Wissen um den genauen Zeitpunkt für das Jahr 29 v. Chr. anachronistisch. Zwar war natürlich für die meisten politisch informierten Zeitgenossen des Augustus die herausragende Rolle des Princeps evident, aber ein Bewusstsein von einer Epochengrenze mit einer neuen Staatsform ist in der augusteischen Literatur selbst nicht eindeutig nachweisbar. Augustus dürfte für die meisten Römer der Zeit kurz nach 30 v. Chr. eine Art neuer Pom-

peius oder Caesar gewesen sein; dass sich eine neue Staatsform herausbildete, machten erst die folgenden Jahrzehnte klar.[6]

Abgesehen von diesen sprachlichen und situativen Anachronismen finden sich vor allem in der Rede des Maecenas etliche Elemente, die nicht für die Zeit kurz nach dem Ende der Bürgerkriege passen, sondern die Zeit Dios oder generell hochkaiserzeitliche Verhältnisse widerspiegeln.[7] Dies zeigt vor allem auch der auffällig große Raum, den in den Vorschlägen des Maecenas die Provinzen und ihre Belange einnehmen und die gut zu einem Provinzialen als Autor passen.

Ein wichtiger Punkt betrifft die Rivalität der Stadtstaaten untereinander, die der Princeps beenden solle.[8] Diese schädlichen Rangstreitigkeiten der Städte in Bithynien und Kilikien hatte bereits Dion von Prusa in mehreren Reden angesprochen; vergleichbare Streitigkeiten bezeugen die erhaltenen Dokumente aus der Korrespondenz der kaiserlichen Kanzlei mit der delphischen Amphiktyonie unter Hadrian.[9] Für die frühaugusteische Zeit dagegen spielten sie entweder keine erkennbare Rolle oder waren nicht im Bewusstsein stadtrömischer Zeitgenossen präsent. Ohnehin dürfte nach dem Ende der Bürgerkriege für stadtrömische Aristokraten die Rivalität der Poleis im Osten eine *cura posterior* gewesen sein. Dio hingegen hat sie als Angehöriger der provinzialen Elite in seiner bithynischen Heimat selbst erlebt. Dabei ging es z.B. um protokollarische Streitpunkte in Festen des *Κοινόν*, um die Besetzung von Neokorien, um die Verleihung des Ehrentitels *μητρόπολις* und um die Erlaubnis, bestimmte Feste und Agone veranstalten zu dürfen.[10] Diese von den Principes vorgenommene Verleihung oder der Entzug von Privilegien spielten in der Hohen Kaiserzeit eine zentrale Rolle in der politischen Kommunikation zwischen den Provinzen und dem kaiserlichen Hof.

Besonders interessant sind in der Maecenas-Rede bestimmte, zunächst unwichtig erscheinende Details: So schlägt Maecenas eine Reduzierung des ausufernden Gesandtschaftswesens vor.[11] Auch dies setzt wieder klar die Verhältnisse aus Dios Zeit voraus. Hier waren in der Tat seit dem 2. Jh. n. Chr. Gratulationsgesandtschaften der de jure staatsrechtlich autonomen Poleis an die verbündete Stadt Rom aus mehr oder auch weniger wichtigen Anlässen üblich geworden. Diese Gesandtschaften waren angesichts der damaligen Verkehrsmöglichkeiten eine höchst kostspielige Angelegenheit: Ganz praktisch durchgeführt wurden sie von der Oberschicht der jeweiligen Poleis entweder aus eigenen Mitteln oder aus dem Budget der Stadt. Im Laufe der Zeit war hier ein Wettstreit der Städte untereinander um die meisten und prächtigsten Gesandtschaften nach Rom entstanden. Maecenas' Vorschlag an Augustus, dieses Gesandtschaftswesen zu beschränken, erweist sich so gesehen eher als Vorschlag Dios an aktuell oder künftig regierende Kaiser. Der historische Maecenas dürfte kaum solche Finanzprobleme der „verbündeten" Poleis im Blick gehabt haben.

Weitere Vorschläge dieser Art betreffen die Beschränkung der ausufernden und z.T. finanziell ruinösen Bautätigkeit in den Städten,[12] die so in den Zeiten Caracallas und Elagabals um die kaiserlichen Ehrentitel der *μεγίστη* oder auch

καλλίστη πόλις wetteiferten. Ebenso verhält es sich vermutlich mit der geforderten Beschränkung kultischer Feste und sportlicher Agone mit der dazugehörigen lebenslangen und in der Summe höchst kostenintensiven Speisung beteiligter Athleten auf Polis-Kosten. All diese Aktivitäten resultierten aus der zunehmenden Rivalität der Stadtstaaten untereinander in der Hohen Kaiserzeit und wurden erst seit dieser Zeit zu einer spürbaren finanziellen Belastung.

Wieder andere Vorschläge der fiktiven Maecenas-Rede setzen geradezu ein modernes Staatsverständnis voraus, passen aber keineswegs in die Zeit des sich gerade erst wieder konstituierenden Staatswesens um 30 v. Chr.: So finden sich in der Rede Forderungen nach einer die *Constitutio Antoniniana* wohl voraussetzenden Verleihung des römischen Bürgerrechts an alle Reichsbewohner;[13] für Augustus und Maecenas ohne Frage unvorstellbar.

Abschließend sei nur noch auf die Forderung nach einem einheitlichen, für alle Reichsbewohner verbindlichen „traditionellen" Götterkult verwiesen.[14] Ziegler vermutet hier die Erfahrungen Dios mit der Einführung des fremden Sonnenkultes aus Syrien durch Elagabal als Hintergrund.[15] Auf jeden Fall widersprach Maecenas' (bzw. Dios) Vorschlag geradezu der strikt regional organisierten antiken Kultpraxis, wonach Kult zunächst eine Angelegenheit der jeweiligen Polis war. Zwar scheint es in Ciceros Schrift *de legibus* eine parallele Vorschrift zu geben:[16] Dort wendet auch er sich gegen die Einführung fremder Kulte in die *civitas Romana*. Allerdings bezieht sich Ciceros Vorschrift allein auf die Stadt Rom. Von der Vorstellung einer einheitlichen Reichsreligion war man in frühaugusteischer Zeit noch weit entfernt, und sie wurde auch erst mit der Christianisierung mühselig und nur scheinbar erreicht. Durch die Regionalisierung des Heiligenkultes und die konfessionelle Zersplitterung des Christentums hat sie nie wirklich existiert.

Die wenigen ausgewählten Beispiele dürften ausreichen, um zu zeigen, wie wenig bestimmte Argumente und Vorschläge der Maecenas-Rede in die historische Zeit nach den Bürgerkriegen passen. Es handelt sich zumindest partiell um Projektionen hochkaiserzeitlicher Vorstellungen in die frühaugusteische Zeit. Dio gibt sogar selbst einen auktorialen Hinweis auf den proleptischen Charakter der Maecenas-Rede: Er verweist darauf, dass Augustus nur einen Teil der geforderten Maßnahmen umsetzte (so z. B. die von Maecenas auch vorgeschlagene Dyarchie von Senat und Princeps), während er dagegen einen anderen Teil seinen Nachfolgern zur Verwirklichung überließ (z. B. *Constitutio Antoniniana*).[17] Jedenfalls erscheint Augustus bereits hier implizit als kluger Herrscher, der auf Ratschläge seiner Ratgeber hört.

Bei vielen der Maecenas-Vorschläge handelt es sich um Konzepte des Autors selbst und einige hiervon sind innerhalb der antiken Literatur singulär.[18] Dies zeigt schließlich auch, dass Autor-Ich und Maecenas in programmatischer Hinsicht eine große Übereinstimmung aufweisen, d. h. dass Dio seine Figur Maecenas eigene Konzepte vorstellen lässt.

3. Vorbild Herodot

Für das Verfahren, mithilfe von Figurenreden eigene, eigentlich für den speziellen Textzusammenhang anachronistische Vorstellungen in den Text einzubringen, gibt es in der antiken Geschichtsschreibung auch andere Beispiele. Eine besonders enge Parallele scheint allerdings die persische Verfassungsdebatte bei Herodot zu sein,[19] die sich Dio offensichtlich zum Vorbild für seine Ausgestaltung des römischen Verfassungswechsels genommen hat.[20] Bei Herodot beseitigt eine Gruppe von sieben Adligen einen Usurpator, den sog. Pseudo-Smerdis. Anschließend beraten sie über die künftige Verfassungsform für das Perserreich und halten drei Reden: Otanes spricht sich für die Demokratie, Megabyzos für die Oligarchie und Dareios für die Monarchie aus. Die Entscheidung, wer von den drei Adligen Herrscher wird, soll durch ein göttliches Zeichen herbeigeführt werden: Wessen Pferd zuerst bei einem Ausritt wiehert, der soll König werden. Dareios schafft dies mithilfe eines Tricks und gelangt so an die Herrschaft. Gleichwohl bestätigt Ahuramazda die Herrschaft des Dareios zusätzlich durch ein Zeichen: Er schickt Blitz und Donner aus heiterem Himmel. Insgesamt verlegt Herodot mithilfe dieses fiktiven Rahmens eine aktuelle (athenische) Verfassungsdebatte seiner eigenen Zeit in ein früheres persisches Ambiente.[21]

Die Passage weist offenkundige Ähnlichkeiten zum römischen Verfassungswechsel bei Dio auf: Dort beraten drei Vornehme über die zukünftige Staatsform und halten Reden für eine Demokratie bzw. Monarchie, die Oligarchie / Aristokratie fehlt hier – das heißt die Verfassungsdebatte ist stärker auf die Gegenpole zugespitzt. Auch der zukünftige Herrscher Augustus arbeitet mit einem Trick: Er überlistet mit einer Rede den Senat, die Alleinherrschaft bei ihm zu belassen. Doch auch ein Prodigium in Form einer Tiberüberschwemmung bestätigt seine Herrschaft von göttlicher Seite.[22] Und ähnlich wie bei Herodot hatten schon Herrschaftsomina in der Jugend Octavians auf dessen künftige Rolle im Staat vorausgewiesen.[23]

Herodot (v. a. 3,80–82)	**Cassius Dio (v. a. 52)**
• Herrschaftsomina in Dareios' Jugend (1,209)	• Herrschaftsomina in Octavius' Jugend: 45,1; 46,46
• Staatskrise und Sturz des Usurpators Ps.-Smerdis	• Staatskrise und Sturz des Antonius (u. Kleopatras)
• Versammlung von 7 Vornehmen	• Versammlung von 3 Vornehmen
• 3 Reden zur zukünftigen Verfassung: Demokratie – Aristokratie – Monarchie	• 2 (3) Reden zur zukünftigen Verfassung: Demokratie – Monarchie
• Monarchie siegt	• Monarchie siegt
• Trick des künftigen Herrschers: Hengst	• Trick des künftigen Herrschers: Rede
• Göttliche Bestätigung der Herrschaft: Blitz und Donner	• Göttliche Bestätigung der Herrschaft: Tiber-Überschwemmung (53,20,1–2)

Weiter greift Dio in den Reden auch auf die argumentative Struktur der herodoteischen Vorbilder zurück. Ein auffälliges Stichwort ist die bei Otanes (Herodot) und Agrippa (Dio) prominente *ἰσονομία* („Gleichheit vor dem Gesetz") als entscheidender Vorteil der Demokratie.[24] Otanes' und Agrippas Reden enthalten jeweils unterschiedliche Projektionen anachronistischer politischer Verhältnisse: Otanes argumentiert mit dem typisch athenischen Losverfahren zur Ämtervergabe, während Agrippa in seiner Rede gar nicht berücksichtigt, dass ein großer Reichsverband nicht wie ein Stadtstaat regiert werden kann. So wird bei beiden Rednern nicht klar, auf wen genau sich *ἰσονομία* bezieht und wie sie konkret realisiert werden kann. Auch glauben beide Redner, „Demokratie" mache alle Menschen zu edlen und selbstlosen Bürgern. Doch kann zumindest bei Dio der Leser aufgrund der voraufgehenden Bürgerkriegsdarstellung dies als eindeutig falsch erkennen.[25] Weiter kontrastieren Otanes und Agrippa übereinstimmend die „Demokratie" mit der „Tyrannis", d. h. sie unterstellen der Monarchie gleich die Tendenz zur Entartung in eine Tyrannenherrschaft. Erstaunlich ist übrigens bei Herodot, wie genau die persischen Adligen zwischen den typisch griechischen Termini τυραννίς, μουναρχίη und ὀλιγαρχίη differenzieren können. Dies zeigt auch noch einmal klar den anachronistischen Charakter dieser Reden. In der Maecenas-Rede sind nun die meisten Themen und Argumente der Dareios-Rede aufgenommen und noch weiter ausgebaut, wie etwa die Vorstellungen vom idealen Herrscher, der tugendhaft, moralisches Vorbild und paradoxerweise Garant der Freiheit ist.[26] Doch garantiert Dareios nur seine und seiner Mitstreiter Freiheit von der Herrschaft anderer, während dagegen der künftige Princeps laut Maecenas aufgrund seiner Machtstellung generell die Freiheit der Bürger gegen Übergriffe anderer garantieren kann.

Abgesehen von diesen Parallelen zwischen Dareios und Maecenas enthält die Rede bei Dio allerdings im Mittel- und Schlussteil ganz eigene Argumente und Gedanken.[27] Sie mutiert in ihrem Mittelteil zu einem Fürstenspiegel, in dem ein römischer Aristokrat dem künftigen Herrscher kluge Ratschläge erteilt. Diese Redeteile nehmen bereits die Perspektive des vollzogenen Herrschaftswechsels vorweg, so dass auch in dieser Hinsicht ein Anachronismus in der Darstellung festzustellen ist. Da ferner viele vorgeschlagene Maßnahmen nicht von Augustus vorgenommen werden, sondern den Nachfolgern überlassen bleiben, erscheint die Rede streckenweise auch wie eine Würdigung des Prinzipats im Ganzen im Gegensatz zur republikanischen Staatsform.

Insgesamt eröffnet also besonders die fiktive Maecenas-Rede einen Ausblick in die Realität des Autors Cassius Dio. Ähnliches gilt auch für Herodot, der die für ihn zeitgenössische Verfassungsdebatte in die fiktiven Perser-Reden projiziert. Die Rede Agrippas dagegen weist eher rückwärtsgewandte und weder zur Gegenwart noch zur Zukunft passende Vorstellungen und Ideale auf und dürfte von daher von Dio im Ganzen als antiquiertes und weltfremdes Relikt präsentiert werden, auch wenn sie im Einzelnen durchaus einige von Dio selbst erlebte Schattenseiten kaiserlicher Herrschaft thematisiert.[28]

4. Römische und persische Herrschaft im Vergleich

Das gebildete Lesepublikum, für das Dio sein Werk ohne Zweifel verfasst hat, erkannte die offensichtliche Anlehnung an Herodot sicherlich ohne Schwierigkeiten. Die Parallele Herodot–Dio machte dem Leser klar, dass es sich bei der Ausgestaltung des römischen Verfassungswechsels in vielerlei Hinsicht um Fiktion handelt und dass insbesondere in den Reden eher Vorstellungen des Autors als der redenden Figuren zu finden sind. Zugleich legt die suggerierte Analogie Persien–Rom einen Vergleich einmal zwischen Dareios und Augustus, aber auch zwischen persischer und römischer Herrschaft im Allgemeinen nahe. Beide Herrscher kommen mithilfe von Tricks an die Macht, aber sie werden in ihrer Herrschaft dennoch nachträglich göttlich bestätigt. Beide Herrscher zeigen einen ambivalenten Charakter: Sie sind machtbewusst, z. T. grausam und überheblich, dabei zugleich auch großmütig und geniale Reichsgründer und -organisatoren. Allerdings besitzt Augustus positivere Eigenschaften: Er hält z. B. anders als Dareios keine Rede zur Verteidigung der Monarchie, sondern hört bescheiden seine Ratgeber an und entscheidet sich dann für das Richtige. Diese Rolle des klugen Herrschers nimmt Augustus auch später in Buch 55 noch einmal ein: Dort folgt er den Vorschlägen seiner Frau Livia, die zur Milde als Herrschaftsprinzip rät. Schließlich verbindet Augustus in seiner Herrschaft Demokratie und Monarchie im Staat, worauf ein auktorialer Kommentar am Lebensende des Augustus noch einmal ausdrücklich hinweist.[29] Dareios dagegen nutzt die Alleinherrschaft im Wesentlichen zur Sicherung seiner eigenen Freiheit. Die augusteische Prinzipatsverfassung ga-

rantiert gemäß Maecenas als „Mischverfassung" Demokratie als idealtypisches Verfassungsprinzip und integriert aristokratische Elemente in Form der Senatsherrschaft. Die von Augustus initiierte Reichsstruktur bietet in der Darstellung Dios ferner bessere Perspektiven für die politische Partizipation auch der Provinzialen, die in der Hohen Kaiserzeit alle zu Römern werden.[30] Diese Identifikation der Untertanen-Völker mit der herrschenden Elite fehlt im Reich des Dareios. Die typisch antike Vorstellung von der Sukzession der Weltreiche sah die Römer als Erben des persischen Weltreiches.[31] Für Dio entwickelte Rom die überlegene Herrschaft, die die Stabilität folgender Jahrhunderte garantierte. Auch despotische Kaiser konnten diese Herrschaft nicht wirklich gefährden, da die immer weiter optimierte Verfassung des integrativen römischen Staatswesens diese politischen Störungen verkraften konnte.

5. Fazit

Insgesamt bediente sich der griechischsprachige Römer Dio eines literarischen Modells der klassischen griechischen Vergangenheit – allerdings nicht, um primär (wie in der Zweiten Sophistik üblich) klassische Traditionen zu beschwören und die Zugehörigkeit zu einer exklusiven griechischen Kultur zu demonstrieren. Im Gegenteil rekurrierte Dio auf Herodot, weil er die römische Herrschaft im Vergleich zu parallelen Beispielen der Weltgeschichte positiv würdigen und dabei zusätzlich eigene innovative Konzepte für den Prinzipat entwickeln wollte.

Literatur

Aalders, G.: Cassius Dio and the Greek World, Mnemosyne 39, 1986, S. 296–299.

Alonso-Nuñez, J.M.: Die Verfasungsdebatte bei Herodot, in: W. Schuller (Hrsg.): Politische Theorie und Praxis im Altertum, Darmstadt 1989, S. 19–29.

Baltrusch, E.: regimen morum. Die Reglementierung des Privatlebens der Senatoren und Ritter in der römischen Republik und frühen Kaiserzeit, Vestigia 41, München 1989.

Bering-Staschewski, R.: Römische Zeitgeschichte bei Cassius Dio, Bochum 1981 (Bochumer histor. Studien 5).

Berrigan, J.R.: Dio Cassius' Defence of Democracy, in CB 44 (1968), S. 42–45.

Bichler, R. / Rollinger, R.: Herodot, Darmstadt 2001.

Bleicken, J.: Der politische Standpunkt Dios gegenüber der Monarchie. Die Rede des Maecenas, Buch 52, 14–40, in: Hermes 90, 1962, S. 444–467.

Espinosa-Ruiz, U.: Debate Agrippa – Maecenas en Dion Cassio. Respuesta senatorial a la crisis del Imperio en época Severiana, Madrid 1982.

Fechner, D.: Untersuchungen zu Cassius Dios Sicht der Römischen Republik, Altertumswiss. Texte u. Stud. 14, Hildesheim al., 1986.

Hammond, M.: The significance of the speech of Maecenas in Cassius Dio, Book LII, in: TAPhA 63, 1932, S. 88–102.

Hose, M.: Erneuerung der Vergangenheit. Die Historiker im Imperium Romanum von Florus bis Cassius Dio, Beitr. z. Altertumskunde 45, Stuttgart–Leipzig 1994.

Köhnken, A.: Der listige Oibares. Dareios' Aufstieg zum Königtum, in: Rheinisches Museum 133, 1990, S. 115–137.

Kuhn-Chen, B.: Geschichtskonzeptionen griechischer Historiker im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr.: Untersuchungen zu den Werken von Appian, Cassius Dio und Herodian, Frankfurt am Main (u.a.) 2002.

Lateiner, D.: The historical method of Herodotus, Toronto – Buffalo – London 1989 (Phoenix suppl. 23).

Manuwald, B.: Cassius Dio und Augustus. Philologische Untersuchungen zu den Büchern 45–56 des Dionischen Geschichtswerkes, Palingenesia 14, Wiesbaden, 1979.

Martín, F.: La documentación griega de la cancillería del emperador Adriano, Pamplona 1982.

Millar, F.: A Study of Cassius Dio, Oxford 1964.

Reinhold, M.: From Republic to Principate. An Historical Commentary on Cassius Dio's Roman History Books 49–52, Atlanta 1988.

Reinhold, M. / Swan, P.M.: Cassius Dio's Assessment of Augustus, in: Between Republic and Empire. Interpretations of Augustus and his Principate, ed. K.A. Raaflaub / M. Toher, Berkeley – Los Angeles – Oxford 1990, S. 155–173.

Schmidt, M.G.: Politische und persönliche Motivation in Dios Zeitgeschichte in: M. Zimmermann (Hrsg.): Geschichtsschreibung und politischer Wandel im 3. Jhd. n. Chr., Stuttgart 1999, S. 93–117.

Sion-Jenkis, K.: Von der Republik zum Prinzipat. Ursachen für den Verfassungswechsel in Rom im historischen Denken der Antike, Stuttgart 2000.

Steidle, W.: Beobachtungen zum Geschichtswerk des Cassius Dio, Würzburger Jahrbücher für die Altertumswissenschaft 14, 1988, S. 203–224.

Ungern-Sternberg, J.v.: Die Romulusnachfolge des Augustus, in: Politische Theorie und Praxis im Altertum, hg. W. Schuller, Darmstadt 1998, S. 166–182.

Ziegler, R.: Zeitkritik und Krisenempfinden bei Cassius Dio, in: H. Scholten: Die Wahrnehmung von Krisenphänomenen. Fallbeispiele von der Antike bis in die Neuzeit, Köln (u.a.) 2007, S. 83–96.

[1] Ganz anders sehen dies z. B. Millar, F.: A Study of Cassius Dio, Oxford 1964; Fechner, D.: Untersuchungen zu Cassius Dios Sicht der römischen Republik, Altertumswiss. Texte u. Stud. 14, Hildesheim al., 1986; Manuwald, B.: Cassius Dio und Augustus. Philologische Untersuchungen zu den Büchern 45–56 des Dionischen Geschichtswerkes, Palingenesia 14, Wiesbaden, 1979; Reinhold, M. / Swan, P. M.: Cassius Dio's Assessment of Augustus, in: Between Republic and Empire. Interpretations of Augustus and his Principate, ed. K. A. Raaflaub / M. Toher, Berkeley – Los Angeles – Oxford 1990, 135: Hartnäckig hält sich in einem Teil der Forschung die Auffassung einer einseitig negativen Augustus-Darstellung bei Cassius Dio.

[2] Steidle, W.: Beobachtungen zum Geschichtswerk des Cassius Dio, Würzburger Jahrbücher für die Altertumswissenschaft 14, 1988, 203–224; Schmidt, M. G.: Politische und persönliche Motivation in Dios Zeitgeschichte in: M. Zimmermann (Hrsg.): Geschichtsschreibung und politischer Wandel im 3. Jhd. n. Chr., Stuttgart 1999, 93–117; aber auch schon Hammond, M.: The significance of the speech of Maecenas in Cassius Dio, Book LII, in: TAPhA 63, 1932, 88–102 und Baltrusch, E.: regimen morum. Die Reglementierung des Privatlebens der Senatoren und Ritter in der römischen Republik und frühen Kaiserzeit, Vestigia 41, München 1989.

[3] Aalders, G.: Cassius Dio and the Greek World, Mnemosyne 39 (1986), 296–299.

[4] D. C. 6,23,5: ὅτι δημοκρατία ἐστὶν οὐ τὸ πάντας τῶν αὐτῶν ἁπλῶς τυγχάνειν, ἀλλὰ τὸ <τὰ> κατ' ἀξίαν ἕκαστον φέρεσθαι.

[5] Sen. ep. 71,12; ähnlich clem. 1,4 (dort bezeichnet er den Princeps als *rex*). Vgl. hierzu besonders Sion-Jenkis, K.: Von der Republik zum Prinzipat. Ursachen für den Verfassungswechsel in Rom im historischen Denken der Antike, Stuttgart 2000, 53–64.

[6] Zur Selbstdarstellung des Augustus in diesem Zusammenhang vgl. Ungern-Sternberg, J. v.: Die Romulusnachfolge des Augustus, in: Politische Theorie und Praxis im Altertum, hg. W. Schuller, Darmstadt 1998, 177–179; in seinen *Res Gestae* (34) nennt es Augustus so: *rem publicam ex mea potestate in senatus populique Romani arbitrium transtuli*, d. h. er suggeriert hier eine Wiederherstellung der alten Verfassungsform.

[7] Allgemein hierzu Ziegler, R.: Zeitkritik und Krisenempfinden bei Cassius Dio, in: H. Scholten: Die Wahrnehmung von Krisenphänomenen. Fallbeispiele von der Antike bis in die Neuzeit, Köln (u. a.) 2007, 83–96.

[8] 52,37,9f.

[9] Martín, F.: La documentación griega de la cancillería del emperador Adriano, Pamplona 1982.

[10] Ziegler 2007, 91.

[11] D. C. 52,30,9.

[12] D. C. 52,30,3.

[13] D. C. 52,19,6; zum Bezug zur *Constitutio Antoniniana* vgl. auch Millar, 104f.; Reinhold, M.: From Republic to Principate. An Historical Commentary on Cassius Dio's Roman History Books 49–52, Atlanta 1988, 189f.

[14] D. C. 52,36,2: *τὸ θ□ιον [...] κατὰ τὰ πάτρια.*

[15] Ziegler 2007, 95.

[16] Cic. leg. 2,25f.

[17] D. C. 52,41,1–2.

[18] Vgl. schon Bleicken, J.: Der politische Standpunkt Dios gegenüber der Monarchie. Die Rede des Maecenas, Buch 52, 14–40, in: Hermes 90, 1962, 444–467; Hose, M.: Erneue-

rung der Vergangenheit. Die Historiker im Imperium Romanum von Florus bis Cassius Dio, Beitr. z. Altertumskunde 45, Stuttgart – Leipzig 1994, 399.

[19] Hdt. 3,80–82. Ganz allgemein zu Herodotbezügen (Proömien) bei Dio vgl. auch Kuhn-Chen, B.: Geschichtskonzeptionen griechischer Historiker im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr.: Untersuchungen zu den Werken von Appian, Cassius Dio und Herodian, Frankfurt am Main (u. a.) 2002, 138.

[20] Zu diesem möglichen Bezug vgl. auch den kurzen Hinweis bei Hose 1994, 391.

[21] Köhnken, A.: Der listige Oibares. Dareios' Aufstieg zum Königtum, in: Rheinisches Museum 133, 1990, 115–137; Lateiner, D.: The historical method of Herodotus, Toronto – Buffalo – London 1989 (Phoenix suppl. 23); Alonso-Nuñez, J. M.: Die Verfassungsdebatte bei Herodot, in: W. Schuller (Hrsg.): Politische Theorie und Praxis im Altertum, Darmstadt 1989, 19–29; Bichler, R. / Rollinger, R.: Herodot, Darmstadt 2001.

[22] D. C. 53,20,1–2.

[23] D. C. 45,1–2; 46,46; ähnlich Hdt. 1,209 für Dareios.

[24] Hdt. 3,80,6 und D. C. 52,4,1.

[25] So auch richtig Hose 1994, 391, der auf die Gleichsetzung von Bürgerkrieg und „Demokratie" an Stellen wie D. C. 53,19,1 und 78,11,4 verweist.

[26] Hdt. 82,5 und D. C. 52,14.

[27] D. C. 52,19–28 und 52,36–40.

[28] Anders allerdings Berrigan, J. R.: Dio Cassius' Defence of Democracy, in CB 44 (1968), 42–45; Fechner, 1986; Espinosa-Ruiz, U.: Debate Agrippa – Maecenas en Dion Cassio. Respuesta senatorial a la crisis del Imperio en época Severiana, Madrid 1982, 469–490.

[29] D. C. 56,43f.

[30] Anders Bering-Staschewski, R.: Römische Zeitgeschichte bei Cassius Dio, Bochum 1981 (Bochumer histor. Studien 5), 126–134.

[31] So auch bei Appian pr. 33–36; Dio or. 3,118 und 137.